





Tausend und Eine Nacht





Tausend  
und  
Eine Nacht

Die schönsten Märchen  
für die Jugend bearbeitet von  
Dr. Hans Günther



Mit 50 farbigen Bildern  
von  
Edmund Dulac

~~~~~  
Schmidt & Günther / Leipzig



Druck der Offizin Haag-Drugsch UG, in Leipzig



## Der Fischer und der Geist



**E**s war einmal ein alter und armer Fischer, der kaum so viel erwerben konnte, um seine Frau und seine drei Kinder zu ernähren, die seine Familie ausmachten. Er ging alle Tage sehr früh auf den Fischfang, hatte es sich aber zum Gesetz gemacht, nur viermal am Tage sein Netz auszuwerfen. Einst ging er bei Mondschein zum Dorfe hinaus an das Ufer des Meeres; er legte seinen Korb ab, schürzte sein Hemd auf, watete bis zur Mitte des Körpers ins Wasser, warf das Netz aus und wartete, bis es untersank; dann zog er sich an und wollte es langsam zusammenlegen, aber er fand es durch etwas zurückgehalten und

zog daher mit größerer Gewalt daran, um den Widerstand zu brechen. Da er es dennoch nicht von der Stelle brachte, so ging er ans Land, befestigte das Ende des Seils, an dem das Netz war, entkleidete sich, tauchte in der Nähe des Netzes unter und arbeitete sich so lange ab, bis er es endlich ans Ufer gezogen hatte. Hier fand er einen toten Esel darin, von dem das Netz ganz zerrissen war. Als der Fischer dies sah, ward er betrübt und niedergeschlagen und sprach: „Es gibt nur Schutz und Kraft beim erhabenen Gott. Mit dem Lebensunterhalte geht es wunderbar zu; der eine fängt Fische und der andere ißt sie.“

Er befreite darauf den Esel aus seinem Netze, setzte sich auf die Erde und besserte sein zerrissenes Netz wieder aus. Als er damit fertig war, drückte er es tüchtig aus, ging wieder ins Wasser, rief den Namen Gottes an, warf es aus und wartete, bis es untertauchte. Jetzt zog er die Schmir langsam an sich, spürte abermals starken Widerstand und zog noch fester als zuvor. Er glaubte, es sei ein Fisch und freute sich darüber, zog seine Kleider aus und tauchte unter, um es loszumachen. Langsam zog er es ans Land und fand nun einen großen irdenen Topf voll Sand und Schmutz darin. Als er dies sah, weinte er und war sehr betrübt und sprach: „Dies ist ein wunderbarer Tag; ich gehöre Gott und vertraue auf ihn.“

Er warf dann den Topf weg, drückte das Wasser aus dem Netz, breitete es aus, ging wieder ans Meer, warf dann das Netz zum drittenmal aus und wartete, bis es untertauchte. Jetzt zog er es wieder an sich und fand es voll Scherben, Steine, Knochen und anderem Unrat. Der Fischer weinte vor Müdigkeit und Anstrengung; er gedachte auch seiner Frau und seiner Kinder, die zu Hause ohne Nahrung waren, und sprach in voller Verzweiflung:

„Hole mich heim, o Tod, denn mein Leben ist abscheulich und ohne Trost.“

Er hob dann seine Augen zum Himmel; die Morgenröte war schon angebrochen und der Tag fing an zu leuchten; da sprach er: „O Gott, du weißt, daß ich mein Netz an einem Tage nur viermal anwerfe; schon habe ich es dreimal getan; es bleibt mir nur noch ein Zug übrig. Tue mir ein Wunder, o Gott, wie du es Moses getan hast!“

Hierauf flichte er das Netz wieder, warf es ins Meer, wartete, bis es unter sank und hängen blieb, um es dann an sich zu ziehen, allein er konnte es nicht, denn es war ganz zerzaust und auf dem Grunde verwickelt. „Es gibt keinen Schutz und keine Macht außer bei dem erhabenen Gott!“ rief er ans, dann entkleidete er sich und tauchte unter und gab sich viele Mühe, es loszumachen. Als er damit ans Land gegangen, fand er etwas darin, und als er es nach vieler Mühe entwirrt hatte, stieß er auf eine gefüllte Flasche von Messing, oben mit Blei geschlossen und Salomos Siegel darauf eingegraben. Als der Fischer dies sah, freute er sich und dachte: „Dies verkaufe ich dem Kupferschmied, es ist gewiß zwei Malter Weizen wert.“ Er schüttelte an der Flasche und bemerkte, daß sie mit etwas angefüllt war. Da dachte er: „Ich will doch einmal sehen, was in dieser Flasche ist; ich will sie erst öffnen und dann verkaufen.“ Er zog ein Messer aus der Tasche, durchstach damit das Blei und arbeitete so lange, bis er die Flasche geöffnet hatte. Hierauf nahm er sie, setzte sie an den Mund und schüttelte sie; es kam aber nichts heraus. Der Fischer war darüber sehr erstaunt. Doch nach einer Weile stieg Rauch aus der Flasche empor, der sich über die Erde verbreitete und immer mehr zunahm, bis er das ganze Meer bedeckte, dann stieg er gegen die Wolken des Himmels. Der Fischer wunderte sich, als er dies sah. Als dann aller Rauch aus der Flasche war, verdichtete und vereinigte er sich und ward zu einem Geiste, dessen Füße auf der Erde waren und dessen Haupt bis in die Wolken ging. Er hatte einen Kopf wie ein Wolf, Vorderzähne wie

ein Hund, einen Mund wie eine Höhle, Zähne wie Felsensteine, Nasenlöcher wie Trompeten, Ohren wie Pfeile, einen Hals wie ein Schlang, Augen wie Laternen; mit einem Worte, er war abscheulich häßlich. Als der Fischer ihn sah, zitterte er am ganzen Körper, seine Zähne klapperten, und sein Hals wurde trocken. Da sagte der Geist: „O Salomon, Prophet Gottes! Verzeihe, verzeihe! Ich will dir nie mehr ungehorsam sein und deinen Befehlen nimmer zuwider handeln!“ Da erwiderte ihm der Fischer: „O Geist, was sagst du von unserm Herrn Salomon, dem Propheten Gottes? Er ist vor mehr als achtzehnhundert Jahren gestorben, und wir leben in einer viel späteren Zeit. Was ist dir widerfahren? Wie bist du in diese Flasche hineingeraten?“

Als der Geist dies hörte, sagte er: „Nimm eine gute Nachricht!“ Da dachte der Fischer bei sich: „O Tag der Glückseligkeit!“ Der Geist aber fuhr fort: „Ich bringe dir die Nachricht, daß du sogleich umgebracht werden sollst.“ Hierauf sprach der Fischer: „Du verdienst für diese Botschaft, daß dir der Schutz und die Gnade Gottes entzogen werde: warum willst du mich umbringen, da ich dich doch befreit, aus der Tiefe des Meeres herausgezogen und auf die Erde versetzt habe?“ Der Geist aber antwortete: „Bitte dir etwas aus von mir.“ Der Fischer fragte freudig: „Was sollte ich mir von dir ausbitten?“ Und der Geist antwortete: „Bitte dir die Todesart aus, an der du sterben willst, damit ich dich auf solche Weise töte.“ — „Was habe ich verbrochen?“ wiederholte der Fischer, „ist das mein Lohn, daß ich dich befreit habe?“ Darauf sprach der Geist: „So höre meine Geschichte!“ — „So erzähle!“ erwiderte der Fischer, „doch mach's kurz!“ Und der Geist sprach: „Wisse, ich gehöre zu den widerspenstigen und abtrünnigen Geistern, die Salomo, der Prophet Gottes, zur Unterwerfung brachte. Ich war ihm ungehorsam; und so sandte er mir Asaf,

Sohn des Berachja, welcher gegen meinen Willen zu mir kam und das Urtheil über mich aussprach und vollzog. Er fesselte mich und brachte mich zu Salomon, dem Propheten Gottes. Als dieser mich sah, nahm er zu Gott seine Zuflucht, sich vor mir und meiner Gestalt fürchtend. Er sagte mir, ich solle ihm gehorsam werden; aber als ich mich dessen weigerte, ließ er diese messingne Flasche bringen, sperrte mich hinein, schloß sie mit Blei, drückte den Namen des erhabenen Gottes darauf und befahl dann einem Geiste, mich wegzutragen und in die Mitte des Meeres zu versenken. Nachdem ich zweihundert Jahre darin geblieben war, beschloß ich, den reich zu machen, der in den ersten zweihundert Jahren mich befreien würde. Die zweihundert Jahre verflossen aber, ohne daß mich jemand befreite. Es vergingen dann wieder zweihundert Jahre, und ich beschloß nunmehr, dem, der mich befreien würde, alle Schätze der Erde zu öffnen. Es vergingen aber vierhundert Jahre, und niemand befreite mich. In den folgenden zweihundert Jahren beschloß ich, meinen Befreier zum Sultan zu machen, selbst sein Diener zu werden und ihm täglich drei Wünsche zu gewähren. Aber auch in diesen zweihundert Jahren befreite mich niemand. Nun ward ich böse, stampfte, tobte, wütete und beschloß, den zu töten, der von nun an mich befreien würde, ihn entweder den schrecklichsten Tod sterben oder ihn selbst wählen zu lassen, wie er sterben wolle. Kurz nach diesem Beschlusse kamst du, mich zu befreien. Sage mir also jetzt, auf welche Weise ich dich umbringen soll!"

Als der Fischer diese Worte des Geistes gehört, sprach er: „Ich gehöre Gott an und kehre zu ihm zurück; mußte ich gerade in diesen unglücklichen Jahren dich befreien, so ist mein Schicksal verflucht; doch verzeihe mir, Gott wird auch dir verzeihen, töte mich nicht, sonst wird Gott jemandem die Kraft verleihen, auch dich zu töten.“ — „Es hilft alles nichts“, erwiderte hierauf der Geist, „sage mir nur, wie du ster-



ben willst." Als der Fischer sah, daß er wirklich umgebracht werden sollte, ward er sehr betrübt und rief weinend aus: „O meine Kinder! Gott lasse mir nicht das Herz weich um euch werden!" Hierauf wandte er sich wieder zum Geiste und sagte: „Bei Gott, verzeihe mir zum Lehne, daß ich dich aus dieser messingnen Flasche befreit habe!" Da antwortete der Geist: „Gerade weil du mich gerettet hast, will ich dich umbringen." „Wie", sagte der Fischer, „ich habe dir eine Wohlthat erzeigt, und du willst mir dafür Böses tun?"

Der Geist versetzte nun: „Zaudere nicht lange, du wirst umgebracht, wie ich dir gesagt habe." Da dachte der Fischer bei sich selbst: „Dieser ist ein Geist, und ich bin ein Mensch; Gott hat mich durch Verstand über ihn erhoben: ich will mit meinem Verstande ihn überlisten." Er überlegte eine Weile und sprach dann zu dem Geiste: „Willst du mich denn durchaus töten?" Und als der Geist diese Frage bejahte, sprach er weiter: „Bei der Wahrheit des höchsten Namens, der auf Salomons Siegel gestochen war, wirst du mir die Wahrheit sagen, wenn ich dich um etwas befrage?" Der Geist zitterte und bebte, als der den erhabenen Namen erwähnen hörte, und antwortete: „Frage immerhin, doch mach's kurz!" Da sagte der Fischer zu dem Geiste: „Bei dem Namen des erhabenen Gottes frage ich dich, warst du in dieser Flasche eingesperrt?" — „Ich war darin eingesperrt, beim erhabenen Gotte", antwortete der Geist. „Du lügst", versetzte der Fischer; „diese Flasche kann nicht einmal deine Hand fassen und würde schon durch deine Füße zersprengt werden, wie soll sie dich ganz fassen können?" Da sagte der Geist wieder: „Bei Gott, ich war darin, willst du es nicht glauben?" — „Nein", antwortete der Fischer. Da löste sich der Geist nach und nach auf, ward ganz Rauch, der in die Höhe stieg und sich über das Meer und das Land ausbreitete. Er zog sich dann wieder zusammen und nach und nach in die Flasche, bis er endlich ganz darin

war, da schrie er aus der Flasche heraus: „Siehst du nun, Fischer, wie ich in der Flasche bin? Glaubst du mir jetzt?“ Aber der Fischer nahm sogleich das Blei, mit dem die Flasche geschlossen war, und drückte es wieder darauf. Dann rief er: „O Geist! Wähle du nun, wie du sterben willst und wie ich dich wieder ins Meer werfen soll; dann werde ich hier ein Haus bauen lassen und alle Fischer warnen, die hier fischen wollen, und ihnen sagen: ‚Hier liegt ein Geist, der den umbringt, der ihn heraufzieht und befreit und ihn nur wählen läßt, welchen Tod er sterben wolle.‘“ Als der Geist dies hörte und sich wieder eingesperrt sah und heraus wollte und nicht konnte, weil Salomons Siegel ihn zurückhielt, so merkte er wohl, daß der Fischer ihn überlistet hatte, und er sprach zu ihm: „Guter Fischer, tue doch das nicht, ich habe nur meinen Scherz mit dir gehabt!“ — „Du lügst“, sagte der Fischer, „du schändlichster und niedrigster aller Geister!“ Der Fischer zielte dann mit der Flasche gegen das Meer, während der Geist schrie: „Nicht doch, nicht doch!“ Aber der Fischer sagte: „Ja doch, ja doch!“ Jetzt ward der Geist sehr demütig und sprach im bittenden Tone: „Was willst du tun, guter Fischer?“ — „Dich ins Meer werfen“, antwortete dieser, „und hast du zum ersten Male achthundert Jahre im Meere bleiben müssen, so werde ich dich diesmal bis zur letzten Stunde darin lassen. Habe ich dir nicht gesagt: ‚Laß mich leben, Gott wird auch dich erhalten?‘ Du wolltest aber durchaus treulos gegen mich werden und mich umbringen; nun werde ich ebenso gegen dich verfahren.“ Da sprach der Geist: „Öffne, o Fischer! ich will dich reich machen und dir viel Gutes erweisen.“ — „Du lügst“, sagte der Fischer. „Wir beide gleichen dem König der Griechen und dem Arzte Duban.“

„Wieso?“ fragte der Geist.

## Geschichte des Königs von Griechenland und des Arztes Duban

„Wisse!“ antwortete der Fischer, „es war in einer Stadt Persiens, im Lande Cuman, ein König, der auch die Griechen beherrschte. Dieser ward so ausfällig, daß kein Arzt ihn heilen konnte; er hatte allerlei Medikamente getrunken, allein alles war vergebens. Nun kam einmal ein griechischer Arzt, Namens Duban, in diese Stadt, dieser hatte griechische, persische, türkische, arabische, lateinische, syrische und hebräische Bücher gelesen und alle in diesen Sprachen vorhandenen Wissenschaften studiert, er wußte die Grundsätze ihrer Arzneikunst, kannte alle Pflanzen, die nützlichen und schädlichen Kräuter, auch verstand er die Philosophie und hatte alle Wissenschaften umfaßt. Als er in die Stadt des Königs der Griechen kam und hörte, daß der König schon lange ausfällig sei und kein Arzt ihn heilen könne, so zog er gleich am folgenden Morgen sein schönstes Kleid an, ging zum Könige, sagte ihm, wer er sei, und sprach hierauf: „O König, ich habe von dem Aussage gehört, der deinen Körper behaftet und den kein Arzt zu vertreiben weiß, ich will dich nun heilen, ohne dir eine Arznei zu trinken oder etwas Fettes zum Einreiben zu geben.“ Als der König dies hörte, sagte er ihm: „Wenn du dies kannst, so will ich dich und deine Enkel reich machen, dir viel Gutes erweisen, und du sollst mein Haus- und Tischgenosse werden. Sage mir aber voraus, bis wann du mich heilen wirst.“ — „Morgen, so der erhabene Gott will“, antwortete der Arzt.

Am anderen Morgen, als der ganze Divan beisammen war, reichte der Arzt Duban dem Könige einen Kolben und sagte ihm: „O Erhabener König! Nimm diesen Kolben und gehe mit den Fürsten und Staatsmännern auf die Rennbahn und wirf Bälle damit, bis deine Hand

schwigt, die dann durch den hohlen Griff die Arznei in sich ziehen wird; von hier wird sie in den Arm gehen und sich dann über den ganzen Körper verbreiten. Hast du bemerkt, daß auf diese Weise die Arznei in deinen Körper übergegangen ist, so kehre gleich in den Palast zurück, geh' ins Bad, wasche dich rein, schlafe, und dann wirst du mit der Gnade Gottes gesund werden. Friede sei mit uns!"

Der König der Griechen nahm den Kolben und befahl den Zug nach der Rennbahn; man schleuderte die Bälle, der König fing sie auf, warf sie zurück und spielte so fort, immer auf seinem Pferde sitzend, bis seine Hand in Schweiß kam und die Arznei sich über seinen ganzen Körper verbreitet hatte. Als der Arzt Duban dies merkte, riet er dem König, jetzt in den Palast zurückzukehren. Der König nahm dann ein Bad, wusch sich und begab sich dann wieder in den Palast. Der Arzt Duban brachte die Nacht in seinem Hause zu.

Als er früh in den Palast kam, erhob sich der König, um ihn zu umarmen und neben sich sitzen zu lassen. Dann unterhielt er sich mit ihm und machte ihm kostbare Geschenke; denn als der König früh ins Bad gegangen war, fühlte er sich schon ganz geheilt, und sein Körper war wie reines Silber geworden.

Hoch erfreut ging er daher in den Staatsrat, wohin auch der Arzt Duban kam, dem er so viel Ehren erwies und den er zu seinem Tisch- und Hansgenossen machte; denn er sagte ihm: „Ein Mann wie du, der Arzt aller Ärzte und ihr Lehrer, verdient, daß er Königen diene und in ihrer Gesellschaft lebe.“

Nun hatte aber der König einen geizigen und neidischen Wesir; als dieser sah, wie gut der Arzt mit dem Könige stand und wie sehr er beschenkt und geehrt wurde, befürchtete er, daß der König ihn absetzen möchte, um dem Arzt seine Stelle zu geben; er beneidete ihn daher und hegte böse Gedanken gegen ihn. Als nun dieser Wesir vor den König

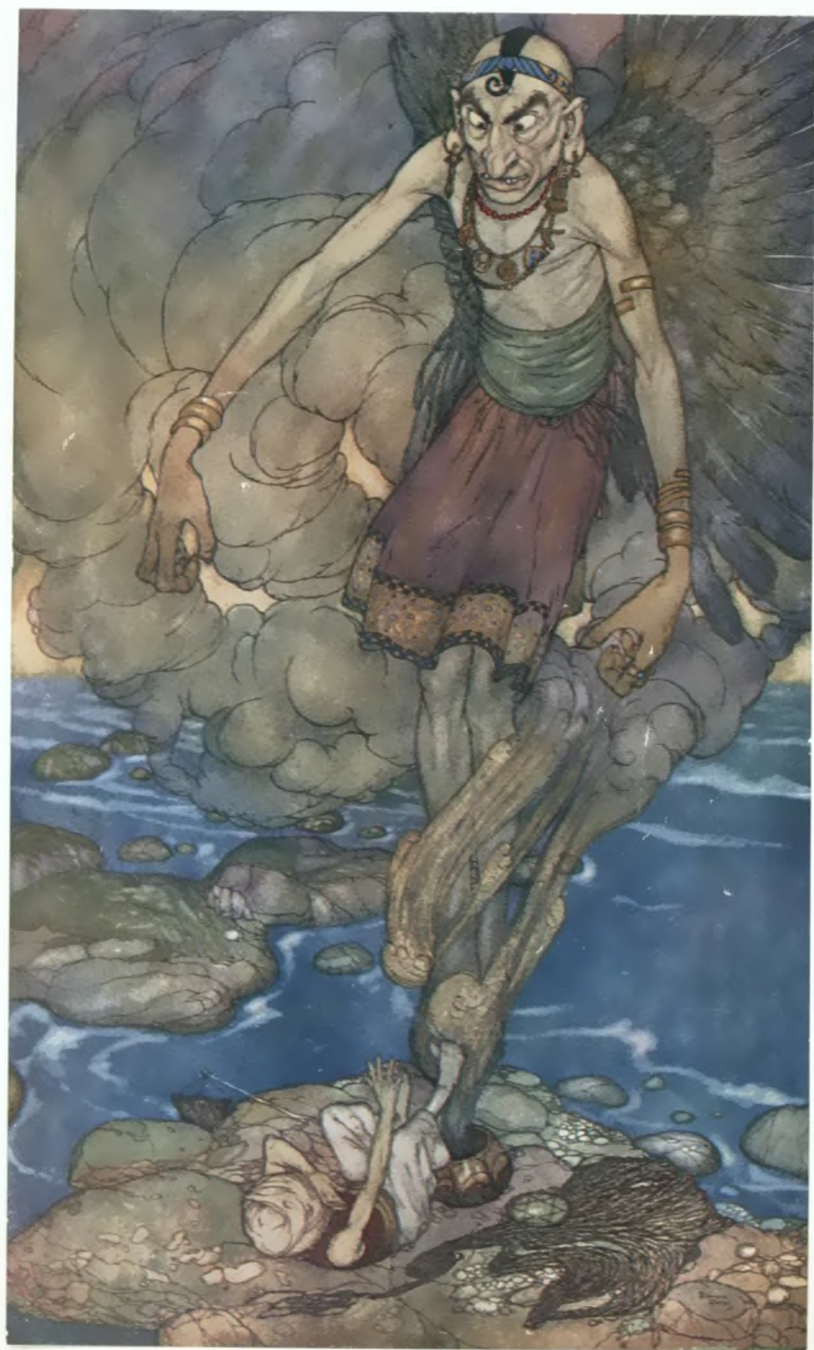
trat und ihm Ruhm und Glück wünschte, fügte er die Worte hinzu: „O, erhabener König, tugendhafter Fürst, ich bin durch deine Wohltaten und deinen Segen groß geworden, darum muß ich dir einen wichtigen Rat geben. Ich habe bemerkt, daß der König nicht auf dem guten Pfade geht, denn er hat seinem Feinde Gutes getan, der den Untergang seiner Regierung wünscht und seine Wohltaten mißbraucht. Ja, du hast dich ihm so sehr genähert, daß ich für dich deshalb sehr besorgt bin.“ — „Wen meinst du?“ sagte der König. „Wenn du schläfst, so erwache!“ antwortete hierauf der Wesir, „denn ich meine den Arzt Duban, der vom Lande Guman kam.“ Da fragte der König: „Und der wäre mein Feind? Der ist ja mein aufrichtigster Freund, ich achte ihn mehr als alle Menschen, denn er hat mich geheilt, nachdem alle Ärzte an meiner Krankheit verzweifelten. Ich glaube, du sagtest dies nur aus Neid, denn du hast gesehen, wie hoch ich meinen Lebensretter ehrte!“

Als der Wesir dies hörte, sprach er: „O König, was hat mir denn der Arzt Böses getan, daß ich ihn zu töten Lust haben sollte; ich gebe dir den Rat nur aus Liebe zu dir, aus Besorgnis für dich; wenn ich nicht die Wahrheit sage, so möge es mir gehen wie jenem Wesire, der gegen einen König einmal eine arge List gebrauchen wollte.“ — „Wie war dies?“ fragte der König der Griechen. Da begann der Wesir zu erzählen:

### Geschichte vom arglistigen Wesir

O glückseliger König! Es war einst ein König, der einen Sohn hatte, welcher ein leidenschaftlicher Jäger war, deswegen der König einem Wesir befohlen hatte, seinen Sohn überall zu begleiten, wohin er auch gehen möge. Eines Tages war der Wesir mit dem Prinzen auf der









Jagd. Als sie in der Wüste waren, sah der Wesir ein wildes Tier und befahl dem Prinzen, ihm nachzujagen; der Prinz jagte ihm so lange nach, bis er die Spuren seines Wegs verlor, er irrte eine Weile in der Wüste umher, ohne zu wissen, wohin er sich wenden sollte. Da sah er mit einem Male ein weinendes Mädchen, ging auf sie zu und fragte sie, woher sie komme. Das Mädchen antwortete: „Ich bin die Tochter eines Königs von Indien und reiste mit einer zahlreichen Gesellschaft. Auf einmal schlief ich ein, meine Gesellschaft ließ mich allein; ich wußte gar nicht wo ich war, irrte in diesem abgelegenen Lande umher und wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte.“ Als der Jüngling dies hörte, bemitleidete er sie, ließ sie hinter sich auf sein Pferd steigen und ritt mit ihr, bis er zu einer Ruine kam. Da verwandelte sich das Mädchen auf einmal in einen Werwolf, der zu seinen Jungen sagte: „Ich habe euch einen schönen fetten Jüngling gebracht“, und sie antworteten darauf: „Bring’ ihn uns herein, o Mutter, daß wir uns an seinem Fleische weiden.“

Als nun der Prinz dies hörte, fürchtete er sich sehr, seine Achseln bebten, er war für sein Leben besorgt und verließ schnell den Ort, aber der Werwolf ging ihm nach und fragte ihn: „Was fürchtest du?“ Der Prinz aber sagte: „Eben noch warst du eine Jungfrau, und jetzt bist du ein Werwolf!“ Jener aber antwortete ihm: „Fasse nur Mut, fürchte nichts!“ Der Jüngling erhob dann seine Augen zum Himmel und sagte: „O Gott! hilf mir gegen meinen Feind, du bist ja allmächtig.“

Als der Werwolf dies Gebet hörte, lief er davon, und der Prinz konnte unbeschädigt zu seinem Vater zurückkehren; auch erzählte er diesem alles, was ihm widerfahren, und daß der Wesir ihn heißen, dem Wilde nachzujagen und dann zurückgeblieben sei, so daß ihm dann das Abenteuer mit dem Werwolf begegnet wäre. Der König ließ sogleich

den Wesir rufen und hinrichten. „Eben so du, o König!“ fügte der böse Wesir hinzu. „Sobald der Arzt hierhergekommen war, hattest du ihm viel Gutes erzeigt und dich ihm genähert, jetzt geht er damit um, dich zu töten; denn wisse, o König, er ist ein Spion, der von einem entfernten Lande zu deinem Untergange hierhergekommen ist. Hast du nicht erfahren, wie er deinen Körper durch etwas, das er dir in die Hand gegeben, geheilt hat?“ — „Das ist wahr, o Wesir“, sagte der König zornig. „Nun“, versetzte der Wesir, „es wäre leicht möglich, daß er dir etwas in die Hand gäbe, wodurch du sterben müßtest.“ Der König antwortete wieder zornig: „Du hast ganz recht, o Wesir, es ist so, wie du sagst! Er ist gekommen, mich zu töten, denn wer mich durch etwas heilen konnte, das ich in die Hand nahm, kann mich auch leicht durch irgendein Gift auf solche Weise töten. Aber“, fügte er noch hinzu: „o du ratgebender Wesir, was soll ich nun mit ihm anfangen?“ — „Schicke zu ihm“, antwortete der Wesir, „laß ihn herkommen, und wenn er erscheint, so laß ihm den Kopf abschlagen, dann bist du mächtiger als er und hast deinen Zweck erreicht.“ — „Dies wird wohl das beste sein“, sagte der König, „so kann's nicht fehlen.“ Er schickte sogleich zum Arzte Duban, welcher ganz freudig erschien, weil ihm der König so viele Gnade erwiesen und so schöne Geschenke gemacht hatte. Da sprach der König zu ihm: „Weißt du, o Arzt, warum ich dich hierher rufen ließ?“ — „Nein, o König“, antwortete der Arzt. — „Nun“, sagte der König, „ich ließ dich rufen, um dich zu töten.“ Der Arzt fragte ganz erstaunt: „Warum? was habe ich verbrochen?“ — „Ich habe gehört“, sagte der König, „du seist ein Spion und hierher gekommen, um mich zu töten, darum will ich dir zuvorkommen, ehe deine List gegen mich gelingt.“ Hierauf schrie er sogleich dem Scharfrichter zu: „Schlage diesem Arzte den Kopf ab und schaffe uns Ruhe vor den bösen Folgen, die er für uns haben könnte.“

Da sprach der Arzt: „Laß mich leben, Gott wird auch dich erhalten, bring mich nicht um, sonst wird Gott auch dich töten!“

Er wiederholte dann dasselbe, wie ich es bei dir tat, o Geist! und du weigertest dich doch, und wolltest mich umbringen.

Der König sagte hierauf zum Arzte Duban: „Ich muß dich umbringen lassen, denn da du mich durch ein bloßes Anfassen geheilt, so kannst du mich auch leicht auf solche Art noch töten.“ — Da sprach der Arzt: „Ist das mein Lohn, o König, willst du das Gute mit Bösem vergelten?“ — „Nur nicht lange gezaudert, du mußt heute noch ohne Aufschub umgebracht werden.“

Als der Arzt nun seinen Tod mit Gewißheit sah, sagte er: „O König! Verschiebe nur meinen Tod, bis ich nach Hause gegangen, um anzuordnen, wie man mich beerdigen solle, Almosen verteile, Geschenke mache, unter meinen Kindern ihr Erbe verteile, meiner Frau ihr Bestimmtes gebe, und meine Bücher Lenten schenke, die sie verdienen. Auch habe ich ein höchst ausgezeichnetes Buch, das ich dir schenken will; verwahre es wohl in deinem Schatze.“ — „Und worin besteht der Wert dieses Buchs?“ fragte der König. — „Es enthält unzählbare Geheimnisse. Das erste ist: wenn du mich hast umbringen lassen und das sechste Blatt öffnest und drei Zeilen von der rechten Seite liest und mich ansprichst, so wird mein Kopf auf alle deine Fragen antworten können.“ Der König war sehr erstaunt und sagte: „Das ist höchst sonderbar, dein Kopf wird mit mir reden, wenn ich das Buch öffne und drei Zeilen darin lese?“ Er gab ihm dann sogleich Erlaubnis, nach Hause zu gehen. Der Arzt tat dieses, verrichtete sein Geschäft bis zum andern Tage, dann kam er wieder in den Palast, wo die Fürsten, Wesire, Adjutanten und sonstigen Großen des Reichs alle versammelt waren. Der Arzt Duban kam mit einem alten Buche und einem Schächtelchen mit Pulver, er setzte sich und forderte

eine Schüssel. Als man sie ihm gebracht, streute er das Pulver hinein und sprach: „O König! Nimm dieses Buch, öffne es aber nicht, bis mir der Kopf abgeschlagen ist. Wenn dies geschehen, so lasse ihn in der Schüssel auf das Pulver setzen; das Blut wird dann sogleich gestillt werden, öffne hierauf das Buch und frage meinen Kopf, er wird dir sicher antworten. Es gibt keinen Schutz und keine Kraft, außer bei dem erhabenen Gotte, doch lässest du mich leben, so wird auch Gott dich erhalten.“ Aber der König sagte: „Ich werde dich um so gewisser töten lassen, damit ich sehe, wie dein Kopf mit mir sprechen wird.“ Der König ließ ihm hierauf den Kopf abschlagen und nahm ihm das Buch ab. Als der Scharfrichter damit fertig war, ward der Kopf in die Schüssel auf das Pulver gedrückt und das Blut hörte sogleich auf zu fließen. Der Arzt Duban öffnete dann die Augen und sagte: „Nun kannst du das Buch öffnen, o König!“

Der König tat es und schlug ein Blatt nach dem andern um, da die Blätter aber aneinander klebten, legte er den Finger an die Lippen und benetzte ihn, so wendete er bis zum siebenten Blatte herum, fand aber nichts darin geschrieben. Darauf sagte er: „O Arzt, ich finde ja nichts in diesem Buche.“ Der Kopf des Arztes antwortete: „Schlage nur weiter um!“ Der König schlug immer weiter um und benetzte den Finger dabei, bis er die Arznei, mit der das Buch vergiftet war, abgerieben hatte. Auf einmal fing der König an zu wanken und Schwindel zu fühlen.

Kurze Zeit darauf fiel der König tot hin und auch der Kopf des Arztes starb.

\*

\*

\*

Hierauf sagte der Fischer zu dem Geiste: „Hätte der König den Arzt leben lassen, so hätte Gott auch ihn erhalten, weil er ihn aber um-

bringen ließ, hat Gott auch ihn getödet, ebenso du, o Geist, weil du mich durchaus töten wolltest, werde ich dich wieder in diese Flasche sperren und in den Abgrund des Meeres werfen.“ Der Geist schrie: „O Fischer, tu dies nicht! Befreie mich und bestrafe mich nicht! Des Menschen Handlungen müssen immer edler sein als die eines Geistes; habe ich auch schlecht gehandelt, so tue du doch Gutes!“ Aber der Fischer antwortete: „Ich lasse dich nicht heraus, ich werfe dich ins Meer, denn ich habe dich lange gebeten und doch wolltest du mich schuldlos umbringen, obschon ich dich aus deinem Gefängnisse befreite. Da du dies getan, weiß ich, daß du von schlechter Natur bist und von gemeinem Stoffe, du vergiltst Gutes mit Bösem, ich werde daher, wenn ich dich ins Meer geworfen habe, hier ein Haus bauen und darauf schreiben: Hier haust ein Geist; wer ihn heraufzieht, wird von ihm getödet!“ Dann kannst du lange unten bleiben, du verächtlichster aller Geister!“ — Da sprach der Geist: „Laß mich diesmal wieder frei, ich verspreche, dir gar nichts zu leid zu tun, vielmehr dir nützlich zu sein. Du sollst reich werden.“ Als er darauf den Eid geleistet und bei jenem erhabenen Namen geschworen, der auf Salomons Siegel stand, da öffnete der Fischer die Flasche, aus der wieder Rauch in die Höhe stieg, und es bildete sich ein Geist daraus; der zertret hierauf die Flasche mit den Füßen und sie flog gegen das Meer hin. Als der Fischer dies sah, fürchtete er etwas Schlimmes, er zerriß seine Kleider und sah den Tod schon nahe, denn er hielt dies Zertreten für ein böses Zeichen. Dann faßte er aber wieder Mut und sprach: „O Geist! Du hast einen Eid geschworen, darfst also nicht treulos gegen mich werden, sonst wird es Gott auch gegen dich. Ich wiederhole dir, was der Arzt Duban sagte: „Laß mich leben, Gott wird dich auch erhalten.““ Der Geist lachte und sagte: „Folge mir, Fischer!“ Dieser folgte ihm nur erschrocken, denn er glaubte nicht mit



dem Leben davon zu kommen. Sie gingen durch die Wüste bis zu einem Berge, dort fanden sie mitten in einer großen Einöde vier kleine Berge, und zwischen diesen einen See. Der Geist blieb hier stehen und sagte dem Fischer, er solle nun sein Netz ans werfen. Dieser sah im See rote, weiße, blaue und gelbe Fische und war sehr erstaunt darüber. Dann warf er sein Netz aus, und als er es an sich zog, brachte er vier Fische heraus: einen roten, einen weißen, einen blauen und einen gelben; als er dies sah, freute er sich sehr. Der Geist sagte ihm dann: „Gehe damit hin zu deinem Sultan, er wird dich reich machen, aber fische dann ein anderes Mal nicht den ganzen Tag durch.“ Hierauf stampfte der Geist mit den Füßen; die Erde öffnete sich und verschlang ihn, und der Fischer ging freudig in die Stadt zurück, verwundert über das, was ihm mit dem Geiste widerfahren, und über die farbigen Fische. Er verfügte sich in den Palast des Sultans und brachte sie ihm.

Als der Sultan die Fische sah, wunderte er sich sehr darüber und sagte seinem Wesir: „Bringe sie der Köchin, die uns der König der Neugriechen geschenkt.“ Der Wesir brachte sie diesem Mädchen und sagte ihr: „Backe sie recht gut, denn es hat sie jemand dem Könige zum Geschenke gemacht.“ Auch ließ der Sultan dem Fischer 400 Denare geben; dieser lief damit nach Hause und fiel und stand auf und stolperte und glaubte, es sei nur ein Traum. Er kaufte dann seiner Familie, was sie bedurfte.

Dies ist, was den Fischer angeht. Was aber die Köchin betrifft, so nahm sie die Fische und spaltete sie und salzte sie, setzte die Pfanne aufs Feuer, goß Schmalz hinein und wartete, bis es heiß war, warf dann die Fische hinein, ließ sie darin, bis sie auf der rechten Seite gebacken waren, und drehte sie um. Da spaltete sich auf einmal die Mauer, und es kam aus der Öffnung ein schönes Mädchen heraus;

sie hatte ein Oberkleid von Atlas an mit Kreisen aus ägyptischen Blumen, kostbare Ringe an den Ohren und am Arme, und in der Hand trug sie ein indisches Rohr. Sie steckte das Rohr in die Pfanne und sagte mit wohlklingender Stimme: „O Fisch, hältst du dein Versprechen?“

Als die Köchin dies sah und hörte, fiel sie in Ohnmacht. Das Mädchen wiederholte noch einmal seine Frage, und die Fische hoben ihre Köpfe auf und sagten in klarer Sprache: „Ja wohl, ja wohl, wenn ihr zählt, so zählen auch wir, wenn ihr bezahlt, bezahlen auch wir, und wenn ihr flieht, so haben wir schon genug.“ Sie stürzte dann die Pfanne um und ging weg, wie sie gekommen war, und die Wand schloß sich wieder. Als die Köchin wieder zur Besinnung gelangt war und die Fische ganz verbrannt und in Kohlen verwandelt fand, war sie sehr betrübt und fürchtete sich vor dem Könige und sagte: „Zu des Königs Macht gehört auch, daß er alle, die ihm ungehorsam sind, zertrümmern läßt.“ Als sie nun in diesem Zustande war, kam der Wesir und forderte die Fische und sagte ihr, der Sultan warte darauf. Die Köchin fing an zu weinen und erzählte dem Wesir, was ihr mit den Fischen geschehen. Er war sehr erstaunt, ließ sogleich den Fischer holen und sagte zu ihm: „Du mußt uns sogleich andre Fische, die den ersten gleichen, bringen, denn sie gefallen uns sehr.“ Der Fischer nahm seine Gerätschaften, ging zu den vier Bergen an den See, warf sein Netz aus und zog vier ähnliche Fische heraus; er kehrte dann heim und brachte sie dem Wesir. Dieser gab sie der Köchin und sagte ihr: „Backe sie nun in meiner Gegenwart, ich will die Geschichte mit ansehen.“ Die Köchin reinigte die Fische, stellte die Pfanne auf und warf sie hinein. Als sie gebacken waren, öffnete sich die Wand wieder, das Mädchen kam wieder in derselben Kleidung mit einem Rohre in der Hand, steckte es in die Pfanne und sagte: „O Fisch, hältst du dein



Versprechen?" Die Fische streckten dann ihre Köpfe in die Höhe und sagten: „Wohl, wohl, zählt ihr, zählen auch wir, zählt ihr, bezahlen auch wir, flieht ihr, so genügt es uns.“

Als die Fische so gesprochen, stürzte das Mädchen die Pfanne um und verschwand durch die Spalte der Wand, und diese schloß sich hierauf wieder. Da sagte der Wesir: „So etwas kann man dem König nicht verbergen.“ Er ging daher zu ihm und erzählte ihm, was sich mit den Fischen zugetragen. Der Sultan rief voller Verwunderung: „Ich muß das mit meinen Augen sehen“ und schickte sogleich nach dem Fischer, zu dem er sagte: „Hole mir gleich noch vier Fische wie die ersten, eile aber damit.“ Der Fischer ging, nahm seine Gerätschaften mit an den See, fischte vier Fische von verschiedener Farbe, wie die ersten, und brachte sie dem Sultan. Dieser ließ ihm viel Gutes erweisen und erteilte ihm einen Schutzbrief, um zu sehen, was geschehen würde. Dann sprach er zum Wesir: „Geh und backe diese Fische in meiner Gegenwart!“ Jener setzte nun die Pfanne aufs Feuer, nachdem er die Fische zurechtgelegt, goß Schmalz hinein und warf die Fische darauf, als es heiß geworden war. Sobald aber die Fische gebacken waren, spaltete sich wieder die Wand der Küche, und es kam ein riesiger schwarzer Sklave heraus. Der König und der Wesir fürchteten sich vor ihm, denn er war sehr lang und breit und hatte einen grünen Ast in der Hand. Er sagte in deutlicher Sprache: „O Fische, bleibt ihr beim Versprechen?“ Sie hoben ihre Köpfe auf und riefen: „Wohl, wohl, zählt ihr, so zählen wir, bezahlt ihr, so zahlen wir, flieht ihr, so sind wir auch zufrieden.“ Hierauf stürzte der Sklave die Pfanne um, die Fische verbrannten und wurden zu Kohlen. Dann verschwand der Sklave durch die Wand, die sich sogleich wieder zusammenfügte. Der Sultan erschrak über diesen Vorfall und sagte: „Ich kann mich unmöglich mehr nieder-

legen, bis ich auf den Grund dieser Sache gekommen, es ist gewiß ein besonderes Verhältniß mit diesen Fischen." Er ließ schnell den Fischer holen, und als dieser kam, sprach er zu ihm: „Wo hast du diese Fische her?" — „Aus einem See", antwortete der Fischer, „außerhalb der Stadt zwischen vier Bergen." Der Sultan fragte dann den Wesir: „Kennst du diesen See?" Er antwortete: „Ich gehe schon dreißig Jahre lang auf die Jagd, durchstreiche die Ebenen und die Gebirge, und habe nie diesen See gefunden." Da fragte der Sultan den Fischer: „Wie weit ist's nach diesem See?" — „Zwei Stunden", antwortete der Fischer. Der Sultan befahl hierauf sogleich einigen Soldaten, mit ihm zu reiten, auch den Wesir nahm er mit, und der Fischer mußte vorangehen. Der fluchte dem Geiste. Sie gingen bis zum Berge hin und sahen den See mit Fischen von allen Farben. Der Sultan war sehr erstaunt darüber und sagte: „Ist's möglich, daß noch niemand diesen Ort gesehen hat, da dieser See doch so nahe an der Stadt liegt?" Er fragte die Soldaten, ob einer von ihnen diesen Ort gekannt; aber alle antworteten, sie sähen ihn jetzt zum ersten Male. Da schwur der Sultan: „Beim erhabenen Gotte! Ich gehe nicht in die Stadt zurück, bis ich weiß, was das für ein See und für bunte Fische sind." Er befahl dann, abzusteigen und die Zelte aufzuschlagen, dann stieg er selbst ab und blieb bis zur Nacht. Jetzt rief er seinem Wesir, der ein sehr erfahrener und vielwissender Mann war; er ging nämlich heimlich zu ihm, ohne daß die Soldaten es merkten, und sprach: „Ich will etwas tun, das ich dir mitteilen will; ich will mich nämlich von den übrigen absondern, um zu sehen, was dies für Fische sind. Ich gehe nun fort. Morgen sagst du den Truppen und hohen Beamten: ich sei krank und es könne niemand vorgelassen werden; du wohnst indes in meinem Zelt, und ich bleibe drei Tage lang weg, nicht länger." Der Wesir sagte: „Es

soll alles so besorgt werden.“ Dann umgürtete sich der Sultan mit seinem Schwerte, ging fort und schlug den Weg jenseits des Berges ein, bis der Morgen zu leuchten anfang. Als die Sonne aufging, sah er in der Ferne etwas Schwarzes, er freute sich und dachte, vielleicht finde ich jemanden, der mir Auskunft geben kann. Er ging darauf zu und sieh da, es war ein Schloß, aus schwarzen Steinen gehauen und mit eisernen Platten belegt.

Das Schloß hatte nur eine Thür, welche geschlossen war. Der König freute sich und klopfte leise, hörte aber keine Antwort; er klopfte noch einmal, etwas stärker, hörte wieder nichts und erblickte auch niemanden. Da dachte er: ohne Zweifel ist dieses Schloß unbewohnt; er machte sich dann Mut, ging zur Thüre hinein in einen Gang und schrie: „O Bewohner des Schlosses! Hier ist ein fremder, bittender und hungriger Reisender; habt ihr wohl etwas Lebensmittel? Der Herr aller Sklaven wird euch reichlich dafür belohnen.“ Er wiederholte dies zum zweiten und dritten Male, hörte aber keine Antwort. Dann faßte er stärkeren Mut, schritt durch den Gang ins Innere des Schlosses, drehte sich rechts und links um und sah niemand.

Der Sultan sah niemand, bemerkte aber, daß das Schloß mit seidnen Teppichen, worauf goldne Sterne gestickt, bedeckt war, er sah auch schöne Vorhänge und Polster und Sofas. Mitten im Saale war ein großer Raum, ringsherum Divans und Nischen und Nebenzimmer; auch war ein Springbrunnen da mit vier goldnen Löwen, die aus dem Rachen Wasser spieen, das so klar wie Perlen und Edelsteine war. Es flogen allerlei Vögel im Saale herum, die ein goldnes Netz nicht entwischen ließ. Der König war sehr erstaunt, niemand hier zu finden, den er ausfragen konnte; er setzte sich auf die Seite des Saals und hörte dann eine seufzende Stimme aus traurigem Herzen, welche sang:

„O Schicksal, laß mich nicht länger leben und verschone mich nicht mehr; mein Leben schwebt ja zwischen Qual und Gefahr. Habt ihr nicht Mitleid mit einem Großen seines Volks, der im Bunde der Liebe erniedrigt wurde? Ich ward von der Lust beneidet, die euch anwehte, aber wo das Schicksal niederfällt, da verdunkelt sich das Gesicht. Was nützt die Kunst des Schützen, wenn er auch dem Feinde begegnet, die Sehne aber in dem Augenblick zerreißt, da er den Pfeil schleudern will? Wenn dann ganze Scharen sich um den Tapfern häufen, wie sollte er dem Schicksale entfliehen? Wie entfliehen?“

Als der König diese Verse und ein lautes Weinen gehört, ging er der Stimme nach und fand einen Vorhang an der Türe eines Zimmers hängen, hob ihn auf und sah darin einen schönen Jüngling, auf einem eine Elle hohen Throne sitzend.

Der König freute sich und grüßte den Jüngling, der einen seidnen Mantel mit goldnen ägyptischen Stickereien anhatte, auf seinem Haupte trug er eine ägyptische Krone. Man merkte ihm aber an, daß er traurig war und geweint hatte; er erwiderte freundlich des Königs Gruß und sagte: „Du verdienst mehr, als daß ich vor dir aufstehe, drum entschuldige mich.“ — „Ich entschuldige dich, o Jüngling!“ sprach der Sultan, „ich bin hier dein Gast und komme in einer wichtigen Angelegenheit zu dir. Du sollst mir nämlich über den See und die farbigen Fische Auskunft geben, über dieses Schloß, das du allein bewohnst, ohne daß dir jemand Gesellschaft leistet, sowie auch über die Ursache deines Weinens.“ Als der Jüngling dies hörte, weinte er wieder heftig, und der König wunderte sich darüber und fragte nochmals: „O Jüngling, warum weinst du?“ Da antwortete er: „Wie soll ich nicht über meine Lage weinen?“ Er hob

den Saum des Kleids auf, und der König sah, wie er halb Mensch und halb schwarzer Stein war.

Der König war sehr betrübt und niedergeschlagen über diesen Anblick und sagte: „O Jüngling, du hast meinen eignen Kummer noch vermehrt, ich wünschte über die Fische Nachricht zu bekommen, nun muß ich auch noch nach deiner Geschichte mich erkundigen, es gibt keinen Schutz und keine Macht außer bei Gott. O Jüngling, erzähle mir schnell!“ Nun sagte der Jüngling: „Leihe mir dein Gesicht und dein Gehör; denn es hat sich eine wunderbare Geschichte mit mir und diesen Fischen zugetragen; wenn sie mit einer Nadel auf Erz gestochen wäre, so würde sie eine Belehrung für jeden abgeben, der sich belehren möchte. Wisse, o Herr! mein Vater war König dieser Stadt, sein Name war Sultan Mahmud, er regierte ungefähr 70 Jahre lang über die Inseln dieser Berge. Als er starb, regierte ich an seiner Stelle und heiratete meine Muhme, die mich so sehr liebte, daß, wenn ich nur einen Tag von ihr abwesend war, sie weder aß noch trank, bis ich wieder bei ihr war; sie lebte auf diese Weise fünf Jahre mit mir. Eines Tages ging sie ins Bad, ordnete ein Nachtesse an, dann kam ich in dieses Schloß und schlief hier, an dem Orte, wo du jetzt dich befindest; ich ließ zwei Sklavinnen zu mir kommen, die mir Kühlung zuwenden sollten. Eine saß mir zu Häupten und die andere zu Füßen. Es war mir nicht recht wohl, ich konnte nicht schlafen, obschon meine Augen geschlossen waren, ich atmete schwer. Da hörte ich, wie die Sklavinnen miteinander flüsterten und die eine zur anderen sagte: ‚O Masuda! Unser Herr weiß nicht, daß seine Frau eine Negerin ist! Wie oft verläßt sie den Palast, wenn er auf der Jagd ist, und geht mit ihren Zauberbüchern in die einsame Waldeshütte, wo der böse Zauberer haust! Ich bin ihr einmal nachgeschlichen —‘ Und was hast du da gehört und gesehen?“ fragte die andere Sklavin. — „Still!“



sagte die erste wieder, „daß unser Herr nicht erwacht! Die verruchten Zauberbücher liegen in ihrem Gemach in einem verborgenem Fache, das ich wohl kenne; aber wenn ich ein Wort von alledem unserem Herrn sage, so bin ich des Todes!“ — Als ich dies hörte, ward es Nacht vor meinen Augen; ich sprang vom Lager auf und bedrohte die Sklavin mit dem Tode, wenn sie mir nicht sogleich das geheime Fach in dem Gemache meiner Frau zeigte. Zitternd und bebend ging die Sklavin in das Zimmer ihrer Herrin und zeigte mir das verborgene Fach. Ich drückte auf eine Feder, es sprang auf — und was, o Herr! glaubst du, daß ich sah? Da lagen die Zauberbücher, die Allah — gepriesen sei sein Name in Ewigkeit! — uns Sterblichen aufs strengste verboten hat; und ich mußte mit meinen eigenen Augen sehen, daß meine Ruhme, die ich so sehr geliebt hatte, eine böse Hexe, eine Zauberin war! Aber das Schlimmste, o Herr! stand mir noch bevor: ich fand auch eine Schrift, aus der unwiderleglich hervorging, daß sie mich durch ihre Künste töten wollte, um dann selbst Herrscherin und Gebieterin in meinem Reiche zu sein! O Herr! Da war mir's, als ob mein Herz still stünde; und mein ganzes Leben versank vor mir, wie in einen Abgrund! „Wo ist deine Herrin?“ fragte ich die Sklavin, die zitternd vor mir stand. — „Sie wollte gegen Abend wieder hier sein, o Herr!“ gab sie bebend zur Antwort. Ich winkte ihr zu, daß sie gehen sollte; sie entfernte sich angstvoll aus dem Gemache. Ich aber holte mein Schwert und umgürtete mich; dann ging ich in das Gemach zurück, in dem die Zauberbücher waren, und wartete hier auf meine Frau. Endlich, gegen Abend, kam sie zurück. „Was hast du hier zu suchen?“ rief sie, bleich vor Zorn mit haßerfüllter Stimme. „Wer hat dir dieses geheime Fach verraten? Wer es auch getan hat, er ist des Todes! — Rühre dich nicht von der Stelle; sonst ist es um dein Leben geschehen!“ — Ich aber sprang auf und sagte

ihr alles, was ich gesehen und gehört, entblößte mein Schwert und ging auf sie zu, um sie umzubringen; als sie dies sah, rief sie lachend: „Zieh dich zurück wie ein Hund!“ Sie stellte sich dann fern von mir hin, sprach etwas, das ich nicht verstand und rief: „Erscheine durch meine Kraft und meinen Zauber, halb Stein und halb Mensch!“ Ich ward nun sogleich, wie du mich jetzt siehst, o Herr! Betrübt und niedergeschlagen, kaun ich weder stehen, noch sitzen, noch schlafen, ich bin nicht tot bei den Toten und lebe nicht mit den Lebendigen. Als ich so war, wie du mich jetzt siehst, erhob sich meine Frau und verzauberte die Stadt mit allen Gärten und Marktplätzen, und dies ist der Ort, wo jetzt deine Zelte mit den Truppen sind. Die Bewohner der Stadt waren Muselmänner, Christen, Juden und Feueranbeter. Sie verzauberte nun die Muselmänner in weiße Fische, die Feueranbeter in rote, die Christen in blaue und die Juden in gelbe, ebenso verwandelte sie die Inseln in vier Berge, die sie mit einem See umgab.“

Der Sultan sprach zu dem verzauberten Manne: „Du hast zwar meine Wißbegierde gestillt, doch meinen Kummer nur noch vermehrt: wo, junger Mann, ist sie, diese teuflische Hexe?“ — „Mein Herr“, antwortete hierauf der junge Mann, „sie ist in dem Saale dieser Lüre gegenüber, und gegen Sonnenuntergang findest du sie gewiß.“ Da sprach der König: „Bei Gott! junger Mann, ich werde hier etwas tun, was lange nach mir allenthalben erzählt werden wird.“ Er setzte sich hierauf nieder und unterhielt sich mit dem jungen Manne bis zu Sonnenuntergang. Dann ging der Sultan in das Zimmer, fand dort die Zauberin und zwang sie mit vorgehaltenem Schwert, den unglücklichen Jüngling zu erlösen. Anfangs wollte die Hexe auch den Sultan verzaubern; aber auf dem Schwert war der Name Allahs und seines Propheten — deren Namen gepriesen seien in







Ewigkeit! — eingegraben, so daß die Künste der Zauberin ohnmächtig waren. Sie verließ das Gemach, und der Sultan folgte ihr auf dem Fuße. Dann nahm sie eine Schüssel voll Wasser, sprach etwas darüber, bis es zu kochen und aufzuwallen anfang wie ein Topf am Feuer, sie bespritzte hierauf ihren Gemahl damit und sprach: „Hat dich Gott so geschaffen oder aus Zorn dir diese Gestalt gegeben, so verändere dich nicht; bist du aber durch meine Zauberkunst so geworden, so nimm durch die Kraft des Schöpfers der Welt deine frühere Gestalt wieder an.“

Sogleich erhob sich der junge Mann ganz aufrecht, freute sich seiner Befreiung und daß er lebte, und rief: „Gelobt sei Gott!“ Da bedrohte der Sultan noch einmal die Zauberin, daß sie nun auch die Bewohner der Stadt entzaubern solle. Sie ging an den See, sprach einiges über das Wasser, da fingen die Fische an zu tanzen, ihr Zauber löste sich, und die Stadtbewohner standen wieder da, kauften und verkauften, gaben und nahmen. Darauf spaltete sie der Sultan mit dem Schwerte in zwei Teile und warf sie so geteilt auf den Boden, dann ging er hinaus und fand den entzauberten Mann, der ihn erwartete und den er zu seiner Rettung beglückwünschte. Der junge Mann küßte die Hand des Sultans, dankte ihm und wünschte ihm viel Gutes. Der König fragte ihn: „Willst du in deine Stadt zurückkehren oder willst du mit mir in meine Stadt kommen?“ Da erwiderte der junge Mann: „O Herr, weißt du wohl, wie weit es von meiner Stadt zu der deinigen ist?“ — „Eine halbe Tagreise“, antwortete der König. Aber der junge Mann sagte ihm: „Erwache doch! Man braucht ein volles Jahr von deiner Stadt zur meinigen; nur als du hierher kamst, war die Stadt verzaubert und der Weg dahin so nahe.“ Da sagte der König: „Gelobt sei Gott, der dich mir beschert, du sollst nun mein Sohn werden, da ich doch in meinem Leben

mit keinem Sohne beschenkt worden bin.“ Sie umarmten sich, küßten sich, dankten einander und freuten sich. Als sie miteinander ins Schloß kamen, sagte der entzauberte König den Großen und Ausgezeichneten seines Reichs, daß er nun eine Reise machen wolle; er packte dann ein, was er für die Reise brauchte. Die Fürsten und Kaufleute der Stadt brachten ihm alles, was er bedurfte, und er machte zehn Tage lang seine Vorbereitungen zur Reise. Dann reiste er ab mit dem Sultan, dessen Herz sich nach seiner Residenz sehnte, von der er so lange abwesend war. Er nahm fünfzig Sklaven mit und hundert Ladungen an Geschenken, Vorräten und Gütern. Die Sklaven mußten sie auf der Reise bedienen, die sie ein ganzes Jahr lang, Tag und Nacht, fortsetzten.

Gott hatte ihnen eine glückliche Reise bestimmt. Sie langten in der Stadt an und ließen sogleich dem Wesir sagen, daß der Sultan glücklich angekommen sei. Der Wesir, alle Truppen und die größte Zahl der Einwohner zogen höchst erfreut dem Sultan entgegen, denn schon hatten sie alle Hoffnung verloren, ihn jemals wiederzufinden. Sie schmückten dann die Häuser der Stadt und breiteten seidne Teppiche auf dem Boden aus. Nachdem die Truppen alle vorübermarschirt waren, blieb der Wesir beim Sultan, es verbeugten sich aber alle vor dem Sultan und brachten ihm ihre Glückwünsche dar. Der König setzte sich auf den Thron und sagte seinem Wesir alles, was dem jungen Manne widerfahren, er erzählte ihm auch, was er selbst dessen Mühme getan, und wie er dadurch jenen und die ganze Stadt befreit habe, weshalb er ein ganzes Jahr abwesend geblieben. Der Wesir wandte sich hierauf zum jungen Mann und wünschte ihm Glück zu seiner Rettung. Der König schickte nun nach dem Fischer, der die Ursache der Befreiung des jungen Mannes und der Einwohner gewesen war. Als jener erschien, beschenkte er ihn und fragte

ihn, ob er Kinder habe. Nachdem dieser geantwortet, er habe einen Sohn und zwei Töchter, mußte er sie gleich holen, der König heiratete die eine und der junge Mann die andre. Hieranf machte der König den Fischer zu seinem Schatzmeister. Dem Wesir verlieh er eine Ehrenkette und schickte ihn als Sultan in die Stadt der schwarzen Inseln, nachdem er ihn hatte schwören lassen, daß er ihn besuchen wolle. Die fünfzig Sklaven, die er mitgebracht hatte, gab er ihm mit nnd viel Volk, und die übrigen Großen und Statthalter wurden reichlich beschenkt. Der Wesir verabschiedete sich dann, küßte dem König die Hand nnd reiste ab; der Sultan und der junge Mann blieben in der Stadt, und der Fischer ward einer der reichsten Lente jener Zeit und seine Töchter waren alle mit Königen verheiratet.



## Die drei Kalender

~~~~~

**E**inst stand in Bagdad ein lediger Lastträger auf dem Markte auf seinen Korb gelehnt; da kam eine über jede Beschreibung erhabene schöne Frau im glänzendsten Aufzuge auf ihn zu und sagte zu ihm mit zarter Stimme und holdem Ausdruck: „Nimm deinen Korb, Lastträger, und folge mir.“ Der Lastträger hatte kaum die Worte der Frau vernommen, so nahm er seinen Korb und rief: „O Tag des Glücks! O Tag der Freude!“ und folgte ihr, bis sie vor einem Hause stille stand und an dessen Thür klopfte. Kaum war dies geschehen, so öffnete sich der Laden, der einem Früchte-



und Blumenhändler gehörte; hier kaufte die Frau die besten Sorten Äpfel, Quitten, Pfirsiche, Gurken und Drangen sowie viele wohlriechende Blumen, tat alles in den Korb, ging von da zu einem Metzger und ließ sich zehn Pfund Schafffleisch abwiegen, und nachdem sie dieses bezahlt, kaufte sie auch Kohlen und ließ alles von ihrem immer mehr erstaunenden Lastträger sich nachtragen; dieser folgte ihr auch mit dem oft wiederholten Ausruf: „O Tag des Glücks! O Tag der Freude!“ Sie ging dann in einen anderen Laden und kaufte verschiedene Sorten Oliven, Käse und allerlei eingemachte Kräuter; dann wieder in einen andern und ließ sich große Nüsse, Haselnüsse, Zuckerrohr und Früchte geben und legte es gleichfalls zum übrigen in den Korb des Trägers; sie ging dann noch zu einem Zuckerbäcker, bei dem sie das beste und feinste Backwerk und verzuckerte Früchte kaufte. Als sie auch dies noch dem Träger gab, sagte er: „Hätte ich gewußt, daß du so viele Einkäufe zu machen hast, so hätte ich ein Kamel oder ein Lastpferd mitgenommen.“ Sie lächelte und ging dann noch zu einem Gewürzhändler, kaufte bei ihm Moschus, Rosenöl, Weihrauch, Ambra und viele andre Gewürze. Zuletzt klopfte sie an die Türe eines Hauses, und sogleich kam ein alter Christ heraus und reichte ihr einen großen Krug, worauf sie dem Greis einiges Geld gab und den Krug in den Korb tat. Nachdem der Träger auch dieses noch aufgeladen, folgte er der Dame, bis sie vor einem großen Hause mit einer prächtigen Halle, von hohen Pfeilern getragen, hielt. Hier klopfte sie ganz leise an eine elfenbeinere Thür.

Der Träger, der schon von der Schönheit und Liebenswürdigkeit der Einkäuferin ganz entzückt war, verlor nun vollends seinen Verstand und ließ beinahe seinen Korb fallen, als eine Frau die Türe öffnete, welche die erste noch an Schönheit übertraf. Der Träger war ganz in Verwirrung, bis die Pfortnerin zur Wirtschafterin

sagte: „Was wartet ihr so lange vor der Türe? Kommt herein, wir wollen dem armen Manne seinen Korb abnehmen.“ Jetzt traten sie in einen prächtigen Saal, mit vielen Teppichen belegt und von kleinen Kabinetten umgeben, deren Türen schöne Vorhänge verbargen. Mitten im Saal war ein großer Wasserbehälter mit einem kleinen Fischen. Ein Thron, getragen von vier Säulen aus Zypressenholz, befand sich am Ende des Saales. Er war mit rotem Atlas überzogen und mit Perlen, so groß wie Haselnüsse, und mit Edelsteinen geschmückt. Auf diesem Throne saß ein Weib von bezaubernder Schönheit.

Als sie den Träger nebst der Pförtnerin und Wirtschafterin erblickte, erhob sie sich vom Throne und ging ihnen langsamen Schritts entgegen; die drei Frauen halfen nun dem Träger seinen Korb abnehmen, leerten ihn und ordneten alles, was darin war, legten die Blumen und wohlriechenden Wasser auf die eine, die Früchte und übrigen Speisen auf die andre Seite und gaben hierauf dem Träger seinen Lohn.

Als der Träger das Geld genommen, blieb er eine Weile stehen und bewunderte die drei Frauen, bei denen er keinen Mann erblickte und die doch einen so großen Einkauf an Wein, Fleisch, Früchten, Süßigkeiten, Blumen und Wachslatern gemacht. Da nun eine der Frauen bemerkte, daß er noch nicht weggegangen, sagte sie zu ihm: „Was tust du noch hier? Findest du etwa deinen Lohn zu gering, so soll meine Schwester dir noch einen Denar geben.“ Da erwiderte der Träger: „Gott bewahre, daß ich mehr Lohn wünschen sollte; ich war nur über euch in Gedanken vertieft, denn ich konnte nicht begreifen, wie ihr Frauen ohne Männer so leben möget; ihr wißt doch, daß ein fröhliches Mahl aus vier Tischgenossen bestehen muß, ihr seid aber nur drei, und so wie eine Gesellschaft von Männern

ohne Frauen nicht angenehm ist, so wenig kann es eine Frauengesellschaft ohne Männer sein. Zu einer guten Musik gehören vier Instrumente: eine Harfe, eine Laute, eine Flöte und eine Zither; zu einem schönen Strauß viererlei Blumen: Rosen, Myrten, Levkojen und Lilien; zu einem fröhlichen Leben: Wein, Gesundheit, Geld und ein geliebter Gegenstand; da ihr also nur drei seid, so bedürft ihr eines Vierten und dieser muß ein Mann sein.“ Den Frauen gefiel des Trägers Rede, doch antworteten sie: „Wir müssen als Mädchen ganz zurückgezogen leben, wir wollen nichts mit Männern zu tun haben, denn wir fürchten, verraten zu werden. Weißt du, wie ein Dichter sagte: ‚Vertraue niemandem ein Geheimnis an, denn hast du einmal etwas einem andern anvertraut, so hast du ein Geheimnis verloren; hat deine Brust nicht Raum genug, um ein Geheimnis zu bewahren, so ist gewiß die eines Vertrauten auch zu eng dafür.““ Als der Träger dies hörte, sagte er: „Ihr habt einen erfahrenen, vernünftigen und gebildeten Mann vor euch; bei mir hat ein Geheimnis ein eigenes Häuschen mit einem Schlosse, die Thür ist fest zu und der Schlüssel verloren.“ Als die Mädchen dieses hörten, sprachen sie: „Du weißt, daß wir für diesen Abend vielen Aufwand gemacht; kannst du nun wohl für deinen Theil auch etwas beitragen, so darfst du unser Gast sein.“ Der Lastträger freute sich darüber, küßte der Einkäuferin den Saum ihres Gewandes und blieb als Gast bei den Mädchen. Während beide Schwestern nun in ihn drangen, sich zu setzen, bereitete die Wirtschafterin die Speisen und Getränke, reinigte allerlei Gold- und Silbergefäße, Tassen, Becher und Gläser, läuterte den Wein und wusch die Gemüse am Ufer des Stroms. Nachdem alles dieses geordnet war, brachte sie den Wein und schenkte ihren Schwestern und dem Träger, der zu träumen glaubte, ein. So blieben sie lange fröhlich beisammen, hielten ein köstliches Mahl, scherzten und

sangen. Als es dunkel wurde, sagten die Mädchen zum Träger: „Jetzt ist es Zeit, daß du uns verlässest.“ Dem Träger aber hatte die köstliche Mahlzeit so wohl gefallen, daß er bat, noch ein Stündchen bleiben zu dürfen. „Wir willigen unter der Bedingung ein“, sagten die Schwestern zu dem Träger, „daß du dich um nichts bekümmerst, was sich auch vor dir begeben mag; magst du doch hören und sehen, was du willst, so darfst du, wenn es dir auch noch so auffallend scheint, nicht nach der Ursache fragen.“ — „Ich werde sein“, erwiderte der Träger, „als hätte ich weder Augen noch Ohren.“ Sie führten ihn dann zu einer Türe, über welcher mit goldnen Buchstaben geschrieben war:

„Wer von Dingen spricht, die ihn nichts angehen, muß Dinge hören, die ihm nicht angenehm sind.“

Nachdem der Träger dies gelesen und noch einmal beteuert hatte, er wolle sich um nichts bekümmern, was ihn nichts angehe, wurden Wachskerzen und Lampen angezündet und mit Ambra und Aloe bestreut, welches den ganzen Saal mit Wohlgerüchen erfüllte, dann ward zu Nacht gegessen, man fing wieder an zu trinken, zu spielen und Verse herzusagen.

Plötzlich klopfte es an die Türe; die Pförtnerin stand auf, ging hinunter um nachzusehen, kam nach einer Weile wieder und sagte ihren Schwestern: „Wenn ihr mir gehorchen wollt, so werden wir eine höchst lustige Nacht zubringen; an unserer Türe stehen drei halbblinde Kalender<sup>1</sup>, ohne Haare am Bart, am Haupt und an den

---

<sup>1</sup> Die Kalender sind ein bei den Mohamedanern sehr verrufener Derwischorden; sie sind besonders ihrer übermäßigen Genüsse wegen verachtet. Saadi sagt von ihnen: „Sie verlassen keinen Tisch, so lange noch etwas zu essen darauf geblieben und sie noch atmen können.“ An einer andern Stelle sagt er: „Ein reicher Erbe, der in die Hände der Kalender gefallen, hat eben so viel Grund besorgt zu sein, als ein Kaufmann, dem ein Schiff mit Waren untergegangen.“

Augenbrauen. Man sieht ihnen an, daß sie soeben von einer Reise kommen, sie waren noch nie in Bagdad, klopfen daher zufällig an unsere Thüre, denn sie wissen nicht, wo sie übernachten können, und wollen sich, weil sie die Nacht hier überfallen, mit dem Stalle oder irgendeinem schlechten Zimmer begnügen. Stimmt ihr also mit ein, da sie doch niemanden hier kennen und schon ihr äußerer Aufzug uns lachen machen wird, so bewirten wir sie diese Nacht, und morgen können sie dann ihres Weges gehen." Sie bat ihre Schwestern so lange, bis diese endlich ihr erlaubten, die Kalender zu rufen, doch unter derselben Bedingung, die dem Träger auch gemacht wurde. Voller Freude verließ sie den Saal und kam bald mit den drei halbblinden Gästen wieder. Als diese in das Zimmer traten, kamen ihnen die Mädchen freundlich entgegen, hießen sie bestens willkommen und wünschten ihnen Glück zu ihrer Ankunft in Bagdad. — „Wie schön ist es hier, bei Gott!" riefen die Kalender einstimmig aus, als sie den schönen Saal, den mit den besten Speisen und Getränken beladenen Tisch und die liebenswürdigen Mädchen sahen. Als sie dann auch den Träger bemerkten, fragten sie: „Ist dies auch ein fremder Kalender wie wir oder ist er ein abtrünniger Araber?" Als der Träger dies hörte, erwiderte er: „Setzt euch ohne ferneres Gerede; habt ihr nicht an der Thüre gelesen: ‚Wer von Dingen spricht, die ihn nichts angehen, muß Dinge hören, die ihm nicht genehm sind?‘ Wie mögt ihr gleich beim Hereintreten eure Zunge gegen mich loslassen?" Die Kalender baten um Entschuldigung, und die Mädchen stellten gleich den Frieden wieder zwischen ihren Gästen her. Die Kalender setzten sich dann zum Essen, die Pförtnerin schenkte ihnen Wein ein und der Träger forderte sie auf, sie möchten doch irgend etwas zum besten geben.

Die Kalender, die schon den Wein spürten, forderten Musikinstru-



mente; sogleich brachte ihnen die Pförtnerin ein Tamburin, eine Laute und eine persische Harfe, sie theilten diese Instrumente unter sich, stimmten sie und fingen an zu spielen und zu singen; aber die Mädchen sangen mit so hellen, wohlklingenden Stimmen, daß sie die übrigen weit übertönten. Sie sangen so eine Weile miteinander, da ward wieder an die Türe geklopft. Die Pförtnerin ging hinunter um zu öffnen; es war der Kalif Harun Arraschid und sein Wesir Djafar. Diese hatten nämlich die Gewohnheit, oft in der Nacht allein die Stadt zu durchwandeln; als sie nun vor diesem Hause vorübergingen und die rauschende Musik, die lauten Stimmen der Mädchen und das fröhliche Getümmel vernahmen, sagte der Kalif zu seinem Wesir: „Ich hätte wohl Lust, ein wenig bei diesen lustigen Leuten einzutreten.“ Djafar stellte ihm vergebens vor, daß diese betrunken seien, und da sie ihn nicht kannten, ihm leicht unhöflich begegnen könnten. Doch der Kalif bestand darauf und befahl sogar seinem Wesir, ihm durch irgendeine List den Zutritt zu verschaffen. Als nun die Pförtnerin geöffnet hatte, verbeugte sich Djafar vor ihr und sagte: „O Herrin, wir sind Kaufleute aus Mosul<sup>1</sup>, leben schon seit zehn Tagen in einem Khan, wo wir ein Magazin für unsere Waren haben. Heute wurden wir von einem hiesigen Kaufmanne eingeladen, wo wir so vergnügt und lustig wurden, daß uns die Polizei überfiel. Wir mußten schnell entfliehen und über die Mauer springen, wobei sich einige beschädigten und gefangen wurden, wir aber mit noch wenigen andern kamen glücklich davon. Nun können wir aber den Weg nicht nach Hause finden, denn unsere Wohnung ist sehr weit von hier, wir möchten leicht einen falschen Weg nehmen und der Polizei wieder in die Hände fallen, die uns, weil wir etwas betrunken sind, leicht wieder erkennen würde. Wenn wir auch glücklich die Türe unsres Hauses

---

<sup>1</sup> Name einer Stadt am Tigris in der Nähe des alten Ninive.



erreichten, würde man uns doch nicht öffnen, denn es ist in diesen Herbergen vor Tagesanbruch niemandem zu öffnen gestattet. Erlaubt uns daher bei euch einzukehren, wir wollen gern sogleich unser Theil bezahlen und mit euch vergnügt sein; ist euch aber unsre Gesellschaft nicht angenehm, so laßt uns die Nacht im Hansgange zubringen, wir wollen gewiß nicht von der Thüre weichen, und auch diesen Platz sollt ihr uns nicht umsonst geben.“ Als die Pförtnerin dies gehört und ihnen wohl ansah, daß sie vornehme Leute seien, berichtete sie ihren Schwestern, was sie gesehen und gehört; diese bemitleideten die Fremden, ließen sie hereinkommen und alle, die Mädchen, der Träger und die Kalender, gingen ihnen freundlich entgegen.

Nachdem jeder wieder seinen Platz eingenommen und die Mädchen die neu angekommenen Gäste bewillkommen hatten, sagten sie ihnen: „Wir können euch nur unter der Bedingung als Gäste aufnehmen, daß ihr wie Menschen mit Augen ohne Zunge sein wollt, ihr dürft nach nichts fragen, was ihr auch sehen möget, von nichts sprechen, was euch nichts angeht, sonst möchtet ihr hören, was euch mißfällt.“ Die vornehmen Gäste nahmen diese Bedingung an und versprachen kein unnötiges Wort zu reden; sie mußten dann am Mahle teilnehmen und wie die übrigen mitgehen. Mit Erstaunen betrachtete der Kalif zuerst die drei halbbliquen Kalender, dann bewunderte er die Schönheit, die Liebenswürdigkeit und Grazie dieser Mädchen nicht minder als ihren Anstand, ihre Beredsamkeit und Freigebigkeit; der Saal, in welchem sie waren, erregte seine gleiche Bewunderung, doch wagte er es nicht, sich näher nach den Mädchen zu erkundigen. Er unterhielt sich mit den übrigen; das Gespräch ward immer lebhafter, die Kalender spielten lustige Weisen und der Becher ging von einem zum andern. Nach einer Weile sagte die Hansherrin ihren Schwestern: „Erhebet euch jetzt, wir dürfen die uns auferlegte Arbeit nicht ver-

fäumen." Die Pförtnerin stand rasch auf, reinigte den Saal und besprengte ihn mit frischen Wohlgerüchen; sie hieß die Kalender an einer Seite des Saals auf einem Sofa Platz nehmen, den Kalifen mit seinem Begleiter bat sie, auf die andere Seite, jenen gegenüber sich zu setzen, dem Träger aber rief sie zu: „Auf, du träger Mensch! Gehörst du nicht zum Hause? Hilf uns bei unsrer Arbeit!"

„Was soll ich tun?" erwiderte der Träger. Da öffnete die Wirtschaftlerin ein Nebenzimmer und sagte zu ihm: „Komm, hilf mir!" Er mußte hierauf eine Bank mitten ins Zimmer stellen und zwei schwarze, ganz wundgeschlagene Hündinnen herausführen, deren Hals von einer Kette umschlungen war. Als er mit ihnen mitten im Zimmer war, nahm die schöne Hausherrin eine geflochtene Peitsche, entblößte ihren blendend weißen Arm und ließ sich vom Träger eine der Hündinnen vorführen. Die Hündin fing an zu heulen und den Kopf zu schütteln, so daß der Träger sie mit Gewalt zu seiner Herrin hinschleppen mußte. Nun begann diese die arme Hündin so lange zu peitschen, bis ihr Arm ermüdet herabsank; dann warf sie die Peitsche weit von sich und nahm die Kette aus der Hand des Trägers, drückte die Hündin an ihren Busen, bedeckte sie mit Küssen, weinte mit ihr, wischte dann ihre Tränen mit einem Tuche ab und ließ hierauf den Träger sie wieder auf ihren Platz zurückführen und die andere herbeibringen. Der Träger tat, was ihm befohlen ward, und auch diese Hündin wurde auf die nämliche Art gepeitscht, geküßt und wieder weggeführt. Die Anwesenden waren über diese Handlungsweise des Mädchens im höchsten Grade erstaunt und fingen an, unter sich zu lispeln, denn sie konnten nicht begreifen, warum diese Hündinnen zuerst geprügelt und dann geküßt wurden.

Als die Hündinnen wieder weggeführt worden waren, setzte sich die Pförtnerin auf einen Stuhl und sagte zur Wirtschaftlerin: „Stehe

auf, du weißt schon, was ich von dir verlange." Das Mädchen stand nun auf, ging in ein Nebenzimmer, kam nach einer Weile wieder mit einem Futteral von gelbem Atlas, das mit grünen seidenen Schnüren umwunden und mit allerlei Goldstickerei verziert war, reichte es der Pförtnerin, diese öffnete das Futteral, nahm eine Laute heraus, legte sie auf ihren Schoß, und nachdem sie das Instrument gehörig gestimmt hatte, sang sie ein Lied voller Leid und Sehnsucht.

Nach vollendetem Gesang bat sie die Wirtschafterin, an ihrer Stelle fortzufahren; diese nahm die Laute und sang ein anderes Lied.

Als sie zu Ende war, faßte die Pförtnerin ihr Kleid, zerriß es und fiel in Ohnmacht. Die Kalender wurden hierüber so bestürzt, daß einer zum andern sagte: „Wären wir doch nie in dieses Haus gekommen, wir hätten besser auf der Erde geschlafen, als solche herzzerreißenden Dinge anzusehen.“ Der Kalif gesellte sich auch zu ihnen und fragte sie, was dies bedeute, sie sagten ihm aber, daß sie nicht zu diesem Hause gehörten und daß sie ebenfalls diese Nacht zum ersten Male hierhergekommen seien. Nun dachte der Kalif: „So kann uns doch vielleicht der Träger einige Auskunft geben“; er winkte ihn zu sich, um bei ihm über diese Mädchen Erkundigungen einzuziehen. Der Träger schwur aber bei Gott, daß, obschon er ein Bewohner Bagdads sei, er doch in seinem Leben nie in dieses Haus gekommen wäre: „Ich wunderte mich bei meinem Eintritt“, setzte er hinzu, „daß sie so allein ohne Männer lebten.“

Ehe er noch ausgeredet hatte, unterbrach ihn der Kalif mit den Worten: „Genug, ich glaubte, du gehörst zu den Mädchen, nun sehe ich, daß du nicht mehr weißt als wir alle. Indessen sind wir hier ja sechs Männer, sie sind nur drei Frauen, ich werde sie nun fragen, wer sie sind, und antworten sie nicht gutwillig, so können wir sie schon dazu zwingen.“ Alle waren damit einverstanden, Gewalt anzuwenden,

außer Djafar, der ihnen vorstellte, daß sie hier als Gäste seien und nur unter der Bedingung aufgenommen worden wären, daß sie zu allem schweigen wollten, was sie auch sehen möchten. Er sagte dann leise zum Kalifen: „Die Nacht ist ja bald vorüber, dann trennen wir uns, jeder geht seines Wegs, morgen früh bringe ich die Mädchen vor dich, und du kannst dann von ihnen verlangen, daß sie dir über alles, was hier vorgegangen, die Wahrheit berichten.“ Der Kalif war aber so ungeduldig, daß er Djafar ganz zornig aufuhr und darauf bestand, die Mädchen müßten ihnen schon jetzt über alles Aufschluß geben. Es ward dann viel hin und her gestritten, bis endlich beschlossen ward, der Lastträger müsse sie im Namen aller Anwesenden befragen. Als die Mädchen merkten, daß ihre Gäste in heftigem Wortwechsel waren, fragten sie: „Was gibt’s, daß ihr so laut untereinander streitet?“ Da antwortete der Lastträger: „Diese Leute wünschen, daß du ihnen erzählst, was mit diesen beiden Hündinnen vorgegangen, die du zuerst gepeitscht und doch hierauf mit ihnen geweint hast; ebenso, warum deine Schwester solche Wunden und Narben am Hals hat? Wir haben es wohl bemerkt, als sie vorhin in Ohnmacht fiel.“ — „Ist dies wahr?“ fragte die Hausherrin, zu den Leuten gewendet. Alle bejahten außer Djafar, der kein Wort sprach. Als die Wirtin dies hörte, sagte sie zu ihnen: „Könnt ihr Gäste wohl so unbillig gegen mich sein? Haben wir euch nicht zum Voraus gesagt: wer von Dingen spricht, die ihn nichts angehen, muß Dinge hören, die ihm nicht angenehm sind? Wir haben euch in unser Haus aufgenommen und unser Mahl mit euch geteilt, nun wollt ihr uns Gewalt antun? Glaubt ihr euch alles erlauben zu dürfen, weil wir so närrisch waren, euch unsere Thür zu öffnen?“ Hierauf trat sie dreimal den Boden und rief: „Eilet herbei!“ Sogleich kamen aus einem Kabinette, dessen Thüre sich schnell öffnete, sechs Sklaven heraus, jeder hatte ein bloßes Schwert in der Hand, fiel









über einen der Gäste her, warf ihn zur Erde, und in einem Augenblicke waren alle gefesselt, aneinandergebunden und in einer Reihe auf den Boden mitten im Zimmer hingestreckt. Neben dem Haupte eines jeden blieb ein Sklave mit gezogenem Schwerte stehen und sagte zur Hausherrin: „O erhabene Gebieterin und mächtige Herrin, du darfst nur ein Zeichen geben und ihre Köpfe fallen!“ — „Wartet noch“, erwiderte diese, „ich will sie zuerst fragen, wer sie sind.“ Da schlichzte der Träger und rief: „O meine erhabene Gebieterin, laß mich nicht die Schuld anderer büßen, alle haben unrecht gehandelt, nur ich nicht! Wie schön war unser Tag, ehe diese Kalender gekommen, die, sobald sie in eine Stadt eingezogen, so viel Unheil stiften, bis sie verwü-  
stet ist.“

Die Wirtin mußte, so aufgebracht sie war, doch lachen, und wandte sich dann zu den übrigen Gästen und sprach: „Saget mir, wer ihr seid, ihr habt nur noch kurze Zeit zu leben, wenn ihr nicht dartut, daß ihr vornehmen Standes, hohe Richter oder Häupter eures Volkes seid, sonst habt ihr wahrlich zu viel gegen uns gewagt.“

Als der Kalif dies hörte, sagte er: „Djafar, entdecke ihr eilig, wer wir sind, sie möchte uns sonst aus Unkenntnis umbringen lassen.“ Djafar erwiderte hierauf: „Du hättest dies wohl zum Teil verdient.“ Der Kalif sagte ihm zornig: „Es ist jetzt keine Zeit, dich über mich lustig zu machen.“ Indessen fragte die Wirtin die Kalender, ob sie Brüder seien; diese antworteten: „Nein, wir sind weder Brüder noch arme Derwische.“ — „Bist du halbblind geboren?“ fragte sie den einen. „Nein, bei Gott“, erwiderte er, „in meinem Leben haben sich so außerordentliche Begebenheiten ereignet, daß, wenn sie mit einer Nadel in das hohle Auge gestochen wären, sich ein jeder daraus belehren könnte; erst später verlor ich ein Auge, dann ließ ich meinen Bart abschneiden und ward Kalender.“ Nachdem die Wirtin, welche

einen jeden der Kalender dasselbe gefragt, von jedem dieselbe Antwort erhielt und der letzte noch hinzusetzte, jeder von ihnen sei aus einer anderen Stadt, Sohn eines Königs und selbst Regent, da sagte die Wirtin den Sklaven: „Verschonet den, der mir seine Lebensgeschichte und den Grund, warum er hierhergekommen, erzählt, und bringt denjenigen nm, der dies zu tun sich weigert.“

Die Reihe kam zuerst an den Träger, der die Wirtin auf folgende Weise anredete: „Du weißt wohl, meine Gebieterin, daß ich ein Lastträger bin, deine Wirtschafterin hieß mich, ihr folgen. Ich ging mit ihr zum Weinhändler, dann zum Mehrgger, dann zum Obsthändler, von diesem zu einem, der trockene Früchte verkauft, endlich zum Zuckerbäcker und Spezereihändler, dann kam ich hierher und somit wäre meine ganze Geschichte zu Ende.“ Die Wirtin lachte und sagte ihm: „Dein Leben sei dir geschenkt, du kannst gehen“; er aber wünschte noch dazubleiben, um die Erzählungen der übrigen Gäste zu hören.

### Geschichte des ersten Kalenders

Nun nahm der erste Kalender das Wort und sprach: „Wisse, o meine Gebieterin, folgendes ist der Grund, warum ich ein Auge und meinen Bart verloren: Mein Vater und mein Oheim waren beide Könige; letzterer hatte einen Sohn und eine Tochter. Als ich groß geworden, besuchte ich zuweilen meinen Oheim und brachte oft bei ihm mehrere Monate zu, denn es bestand das freundschaftlichste Verhältniß zwischen mir und meinem Vetter. Bei einem dieser Besuche erfuhr ich von meinem Vetter die allergrößten Ehrenbezeugungen; er lud mich zu Gast, ließ Schafe schlachten und klaren Wein dazu bringen. Nachdem wir ziemlich viel getrunken hatten, sagte er mir: „Ich arbeite schon ein ganzes Jahr an etwas, womit ich dich nun bekannt machen

will, du darfst aber nicht weiter mit mir davon sprechen; willst du dies beschwören?' Als ich geschworen hatte, verließ er mich einige Augenblicke, erschien dann wieder mit einer Frau in reicher Kleidung und herrlichem Kopfsnge. Nachdem wir eine Weile noch zusammen getrunken hatten, bat er mich, mit dieser Frau nach einem mir wohlbekannten Denkmale, das er mir genau beschrieb, zu gehen. Ich mußte, meinem Eide gemäß, tun, wie er gesagt, und durfte nicht einmal fragen, was daraus werden sollte.

Wir hatten kaum das Grab mit der Kuppel erreicht und uns daselbst niedergelassen, da kam mein Vetter mit einem Löffchen Wasser, einem Säckchen Gips und mit einer eisernen Hacke. Er öffnete das Grab mit der eisernen Hacke, legte die weggebrochenen Steine auf die Seite der über dem Grabe sich erhebenden Kuppel, grub dann mit der Hacke den Boden des Grabes auf, bis er auf eine eiserne Platte stieß, so breit und so lang wie die Lüre des Grabes. Diese hob er weg und man sah darunter eine Treppe; er winkte dann der Frau und sagte ihr: ‚Komm hierher, hier findest du, was du wünschst.‘ Die Frau ging hinunter und verschwand vor meinen Augen. Er wandte sich dann zu mir und sagte: ‚Nun erzeige mir den letzten Gefallen und schließe das Grab hinter uns.‘ Als ich“, fuhr der erste Kalender fort, „immer noch berauscht, so wie mein Freund befohlen, das Grab bedeckt hatte, ging ich nach meines Oheims Haus, der damals auf der Jagd war, zurück, und schlief bald ein. Des anderen Morgens überdachte ich alles, was am vorhergehenden Tage sich zugetragen, fand es aber so außerordentlich, daß ich glaubte, geträumt zu haben. Da aber, als ich nach meinem Vetter fragte, niemand mir zu sagen wußte, was aus ihm geworden, ging ich nach dem Begräbnisorte und suchte die Kuppel, konnte sie aber nicht finden, obwohl ich ein Grab nach dem anderen durchwanderte, bis mich endlich die Nacht überfiel. Nun ward ich

immer mehr um meinen Vetter besorgt, denn ich wußte ja nicht, wohin die Treppe unter dem Grabe führte; immer glaubte ich noch, das Ganze sei nur ein Traum gewesen. Ich ging wieder nach Hause, aß ein wenig, denn ich hatte den ganzen Tag weder au Essen noch Trinken gedacht, und legte mich zur Ruhe. Ich brachte die folgenden vier Tage auf dieselbe Weise zu und suchte beständig jene mir bekannte Kuppel und konnte sie nicht finden. Ich ward so melancholisch und trüb gestimmt, daß ich wohl wahnsinnig geworden wäre, wenn ich nicht den Entschluß gefaßt hätte, nach meiner Heimat zu meinem Vater zurückzukehren. Ich hatte aber kaum die Stadttore meines Wohnorts erreicht, da fiel man mit Prügeln über mich her, legte mich in Ketten und schleppte mich hinweg. Als ich mich nach der Ursache dieser grausamen Behandlung erkundigte, sagte man mir, der Wesir habe sich gegen meinen Vater empört und die ganze Armee gewonnen, meinen Vater ermordet, selbst den Thron bestiegen und sogleich Befehle erteilt, mir aufzulauern und mich festzunehmen. Wie ich dies hörte, fiel ich bewußtlos nieder, und als ich wieder zu mir kam, stand ich vor dem Wesir, der schon längst mein Feind war; denn da ich von Kindheit an ein großer Freund vom Bogenschießen war und einst von der Terrasse meines Schlosses einen Vogel, der sich auf dem Dache niedergelassen, schießen wollte, kam er zufällig dazwischen und der Pfeil, statt den Vogel zu töten, verletzte ihm ein Auge. Ich ward ihm daher kaum gegenübergestellt, da riß er mir ein Auge mit seinen eigenen Händen ans, so daß es über meine Wangen herunter auslief, und seither bin ich halbbblind. Nachdem dieses geschehen war, ließ er mich binden und in eine Kiste sperren; dann sagte er dem Henker meines Vaters: ‚Gürte dein Schwert um, besteige dein Pferd, nimm diesen Menschen mit in die Wüste, daß wilde Tiere und Raubvögel sein Fleisch verzehren.‘ Der Henker tat, wie ihm befohlen worden, er ritt

mit mir fort, und als wir mitten in der Wüste waren, stieg er vom Pferde ab, zog mich aus der Kiste heraus und wollte mich töten, da fing ich an heftig zu weinen und zu klagen.

Als der Henker meine Klagen hörte und meine Tränen sah, ward er gerührt und entschloß sich, mich leben zu lassen. ‚Rette dich, so schnell du kannst‘, sagte er mir, ‚komme nie mehr in dieses Land, sonst kostet es mein und dein Leben!‘

Ich küßte vor Freude dem Henker die Hand, denn ich hatte alle Hoffnung zu meiner Rettung verloren, nun, da mir das Leben geschenkt worden, verschmerzte ich leicht das verlorene Auge. Ich machte mich sogleich auf den Weg und reiste wieder zu meinem Oheim. Als ich ihm meine und meines Vaters Geschichte erzählt hatte, erwiderte er: ‚Auch ich habe der Leiden genug, denn mein Sohn ist verschwunden, niemand kann mir sagen, was aus ihm geworden ist.‘ Dabei weinte er so heftig, daß ich ihm nicht länger verschweigen konnte, was ich von seinem Sohne wußte. Er freute sich außerordentlich über meine Nachricht, und obschon ich ihm sagte, daß ich, nachdem sein Sohn verschwunden, lange die Kuppel gesucht, ohne sie wiederfinden zu können, wollte er doch sogleich mit mir auf den Begräbnisplatz gehen. Ohne jemand etwas davon zu sagen, gingen wir nun nach den Gräbern. Ungemein war meine Freude, als ich endlich jene Kuppel wiederfand, und nunmehr hoffen konnte, zu erfahren, wo mein Vetter hingekommen. Wir gingen sogleich hinein, öffneten das Grab, bis wir die eiserne Platte fanden und stiegen dann die ungefähr fünfzig Stufen lange Treppe hinunter. Als wir die letzte Stufe erreicht hatten, kam uns ein so starker Rauch entgegen, daß wir gar nichts mehr sahen und mein Oheim schrie ganz erschrocken: ‚Nur der erhabene, mächtige Gott kann uns schützen!‘ Wir folgten dem Gange, der an die Treppe stieß, bis wir in eine Art Zimmer kamen, das auf Säulen ruhte und durch kleine



Türmchen das Licht von oben empfang; wir fanden in diesem Zimmer eine Zisterne, Wasserkrüge, Früchte, Mehl und ähnlichen Mundvorrat. Mitten im Zimmer fanden wir den Sohn meines Oheims und die Frau, die ich mit ihm hinuntersteigen gesehen, als Leichen. Bei diesem Anblick zerriß mein Oheim sein Gewand, fing an zu weinen und zu klagen und sprach unter Tränen: ,So viel hattest du hier zu leiden; nun kommen noch die Qualen jenes Lebens!‘ Dann erzählte er mir, daß sein Sohn sein Herz an ein verruchtes Weib gehängt habe, die Allah und seinen Propheten mißachtet und seinen Sohn in die Künste ihrer Zaubereien eingeweiht habe. Allen Ermahnungen, Warnungen und Drohungen zum Trotz sei er nicht von ihr gewichen; und schließlich habe er so enden müssen. — Als mein Oheim diese Erzählung vollendet und lange mit mir geweint hatte, sagte er mir endlich: ,Nun wirst du an meines Sohnes Stelle treten.‘ Dann sprachen wir noch vieles über den Tod meines Vaters und über mein ausgerissenes Auge, sowie überhaupt über die verschiedenen Zufälle des menschlichen Lebens; erst nach vielen vergossenen Tränen stiegen wir wieder die Treppe hinauf, legten die eiserne Platte an ihre Stelle und gingen, ohne daß jemand uns bemerkt hatte, wieder ins Schloß zurück. Wir hatten uns aber kaum dort niedergelassen, als wir einen großen Lärm von Trompeten, Pauken und Trommeln vernahmen, Männertritte, Pferdegewieher, Schellenklingel und Kampfgeschrei. Schon konnte man vor vielem Staub der großen Menge Fußvolks und Reiter nichts mehr sehen, wir wurden ganz toll davon. Ich fragte, was es gäbe und hörte, daß derselbe Wesir, der meines Vaters Königreich an sich gerissen, so viel Soldaten zusammengebracht, daß man sie ebensovienig als die Sandkörner der Erde zählen könne, und daß er mit dieser unwiderstehlichen Armee auf einmal auch dieses Land überfallen, ja sich sogar die Hauptstadt ihm schon ergeben habe. Gleich dar-







auf hörte ich, daß mein Oheim ermordet worden sei, und da ich wußte, daß, wenn ich in die Hände des Wesirs fiele, weder ich noch der Hefker meines Vaters dem Tode entgehen würden, ergriff ich die Flucht; da ich aber in diesem Lande so bekannt als die Sonne war und fürchtete, daß jemand durch meinen Tod sich beim Wesir beliebt zu machen wünschen könnte, blieb mir, nach vielen Tränen, in meiner Verzweiflung nichts anderes übrig, als meinen Bart und meine Augenbrauen abzuscheren und meine prächtigen Kleider mit denen eines Kalenders zu vertauschen. So reiste ich unerkannt als Derrwisch hierher, in der Hoffnung, daß vielleicht mein gutes Glück mich mit einem Manne bekannt machen werde, der mich dem Sultane der Gläubigen, dem Stellvertreter Gottes, vorstelle, damit ich ihn von allem, was mir widerfahren, in Kenntnis setze. Ich kam diese Nacht hier an, wußte aber nicht, wohin ich mich wenden sollte; da begegnete ich dem neben mir sitzenden Kalender, dem ich's gleich anmerkte, daß er auch von der Reise komme, ich grüßte ihn also und fragte ihn, ob er auch ein Fremder wäre, was er bejahte. Während wir so miteinander sprachen, kam, als wir am Stadttore waren, dieser dritte Kalender, er grüßte uns und sagte, er sei ein Fremder. „Auch wir sind hier fremd“, erwiderten wir ihm. So gingen wir dann miteinander in der Stadt herum, ohne zu wissen wohin, denn es war schon lange Nacht. Nun hat aber ein günstiges Geschick uns hierher gebracht, ihr habt uns für ordentliche Leute gehalten und euch so freundlich gegen uns benommen, daß ich mein verlorenes Auge und haarlosen Bart ganz vergessen. Dies aber ist meine Geschichte.“

Die Wirtin schenkte auch ihm das Leben und hieß ihn gehen; aber auch er wollte noch gern dableiben, um die Erzählung seiner Gefährten zu hören.

Alle Umwesenden waren höchst erstaunt über die Erzählung des Ka-

lenders, auch der Kalif sagte zu Djafar: er habe in seinem Leben nichts Merkwürdigeres als diese Geschichte gehört.

### Geschichte des zweiten Kalenders

Hierauf begann der zweite Kalender seine Geschichte: „Auch ich bin, bei Gott, nicht halbbblind geboren; mein Vater war auch ein König, er ließ mich in der Schreibkunst und im heiligen Koran unterrichten, ich lernte bald dieses erhabene Buch anwendig, ward mit den Lehren der verschiedenen Sekten bekannt, las theologische Werke mit gelehrten Kommentatoren; dann beschäftigte ich mich auch mit Grammatik und arabischer Philologie; ich schrieb mit solcher Fertigkeit, daß ich alle meine Zeitgenossen übertraf, ich ward so gelehrt und beredt, daß man in allen Ländern und Welttheilen von mir sprach; alle Könige der Erde lasen meine Schriften. Mein Ruhm ward so groß, daß einst der Sultan von Indien meinem Vater einen Boten mit königlichen Geschenken schickte und ihn bitten ließ, mir zu erlauben, daß ich einige Zeit bei ihm zubringen möchte. Mein Vater überschickte mich ihm mit einem Begleiter und einigen Berittenen und gab mir sehr kostbare Gegengeschenke mit. Wir reisten nun ungefähr einen Monat lang, da sahen wir auf einmal einen furchtbaren Staub vor uns, der uns immer näher kam, bis endlich fünfzig ungeheure Reiter mit Waffen vor uns standen.

Als wir diese Reiter sahen, wollten wir entfliehen, es waren aber Straßenräuber, die, als sie unsere zehn mit Geschenken beladenen Kamele sahen, mit gezogenen Schwertern und ausgestreckten Lanzen auf uns zueilten. Vergebens zeigten wir ihnen an, daß wir zu dem mächtigen Sultan von Indien reisten; sie sagten: ‚Wir sind nicht auf seinem Gebiete und stehen nicht unter seiner Botmäßigkeit.‘ Dann

töteten sie alle unsere Lente und nur ich allein entfloh, während sie sich mit der Ladung der Kamele beschäftigten.

Nachdem ich den ganzen Tag, ohne zu wissen wohin, herumgeirrt war, bestieg ich gegen Abend einen Berg und brachte die Nacht in einer Höhle zu. So lebte ich einen ganzen Monat hindurch, bis ich endlich in eine sehr schöne wohlbefestigte, volkreiche Stadt kam, deren Straßen von Menschen wimmelten.

Ich freute mich, einen solchen Wohnsitz erreicht zu haben, doch ward ich über meinen erbärmlichen Zustand sehr betrübt, ich war so müde, daß ich kaum mehr gehen konnte, mein ganzer Körper, Gesicht und Hände waren von der Sonne verbrannt, und ich war vor vielem Kummer und Sorgen ganz entstellt. So wandelte ich traurig durch die Stadt, ohne zu wissen wohin. Endlich kam ich vor einem Schneiderladen vorüber, ich grüßte den Schneider, der erfreut zu sein schien. Er hieß mich sitzen, und da ihm meine Unterhaltung gefiel und er Spuren eines ehemaligen Wohlstandes an mir bemerkte, erkundigte er sich nach meinen Verhältnissen, und als ich ihm alles, was mir widerfahren war, erzählte, machte es den schmerzlichsten Eindruck auf ihn. Dann sagte er mir: „Hüte dich, junger Mann, irgend jemandem zu sagen, wer du bist, denn der König dieser Länder ist ein großer Feind deines Vaters.“ Dann brachte er mir etwas zu essen, und wir blieben bei Tische bis tief in die Nacht. Als es spät ward, schaffte er Bett und Decken herbei und wies mir neben sich einen Raum zum Schlafen an. Nachdem ich drei Tage bei ihm zugebracht, fragte er mich, ob ich denn kein Handwerk erlernt, mit dem ich mich ernähren könne. Ich antwortete ihm, ich sei ein Gelehrter, Theolog, auch zugleich Grammatiker, Dichter und Schönschreiber. „Alles dies wird hierzulande nicht gesucht“, versetzte er. „Aber fasse trotzdem Mut, nimm eine Axt und einen Strick, geh in den Wald und haue Holz ab, so findest du doch

zu leben; hüte dich aber sehr, dich jemandem zu erkennen zu geben, Gott wird dir weiterhelfen.' Als ich seinen Rat zu befolgen versprach, kaufte er mir selbst eine Axt und einen Strick und empfahl mich einigen anderen Holzbauern. Mit diesen ging ich und haute den ganzen Tag Holz, trug es dann auf meinem Kopfe abends in die Stadt, verkaufte es um einen halben Denar und brachte das Geld dem Schneider. So lebte ich ein ganzes Jahr fort. Eines Tages, als ich von meinen Gefährten mich getrennt hatte, entdeckte ich einen Garten mit Bäumen bepflanzt und von Bächen durchströmt. Als ich in dem Garten umherging, erblickte ich den Stamm eines sehr dicken Baumes, und als ich mit meiner Axt die Erde weggrub, stieß ich auf einen Ring, der an einer hölzernen Tafel befestigt war. Ich hob diese Tafel (mit Hilfe des Ringes) auf und gewahrte nun eine Treppe, die ich hinabstieg. Jetzt kam ich an ein Schloß, so schön und fest gebaut, wie ich noch nie in meinem Leben ein ähnliches gesehen hatte. Als ich in diesem Schlosse mich eine Weile umgesehen, bemerkte ich ein Mädchen, so herrlich wie die reinste Perle oder wie die hellenchtende Sonne.

Das erste, was sie mich fragte, als sie mich erblickte, war, ob ich ein Mensch oder ein Geist wäre, und als ich ihr darauf erwiderte, daß ich ein Mensch sei, fragte sie mich, was ich denn wollte, da sie doch schon fünfundzwanzig Jahre hier verweile, ohne je von einem Menschen besocht worden zu sein. Ich erzählte ihr dann, was mir in meinem Leben zugestoßen, sie war sehr bestürzt darüber; dann sagte sie: 'Nun sollst du auch meine Lebensgeschichte hören' und begann folgendes zu erzählen:

,Wisse, daß ich die Tochter des Königs Istimerus bin, des Gebieters über die Insel Ebeus. Mein Vater wollte mich mit meinem Vetter verheiraten; die Hochzeit war schon festgesetzt, da raubte mich ein Geist, flog eine Weile mit mir herum, brachte mich dann hierher und ver-



sorgte mich mit köstlichem Mundvorrat und den übrigen Lebensbedürfnissen. Da aber seine Lente nichts von unserem Verhältnisse wissen dürfen, so besucht er mich nur aller zehn Tage. Brauche ich aber etwas außer dieser Zeit, so berühre ich die zwei an dieses Gewölbe gemalten Zeilen, und bevor ich noch meine Hand davon wegziehe, ist der Geist schon bei mir.‘ Darauf brachte sie mir herrliche Kleidung und richtete mir ein köstliches Mahl zu. Der Wein aber machte mich übermüthig, und ich prahlte, daß ich mich vor dem Geist gar nicht fürchtete und ihn heransfordern wollte. Sie beschwor mich unter Thränen, dies zu unterlassen; ich aber antwortete ihr in meiner Torheit: ‚Ich werde sogleich auf den Talisman schlagen, und wenn der Geist erscheint, ihn umbringen. Ich habe deren schon zu Duzenden totgeschlagen.‘ Als die Schöne dies hörte, ward sie blaß, beschwor mich bei Allah, dies nicht zu thun — alles umsonst!

Trotz ihrer Bitten trat ich doch mit dem Fuße auf den Talisman. Ich hatte dies kaum getan, da ward es auf einmal finstere Nacht; es blitze und donnerte und die Erde fing heftig zu beben an. Jetzt erwachte ich aus meinem Rausche und fragte die Schöne, was dies bedeute? ‚Der Geist erscheint‘, erwiderte sie, ‚rette dich so schnell du kannst, wieder zur Oberfläche der Erde.‘ Ich eilte, aus Furcht erzappt zu werden, so sehr, ihren Befehl zu vollziehen, daß ich meine Art und meine Sandalen vergaß. Ich hatte noch nicht ganz die Treppe erstiegen, da spaltete sich der Palast, der Geist trat herein und fragte die Schöne: ‚Warum hast du mich durch dein ungestümes Rufen so erschreckt? Was ist dir widerfahren?‘ — ‚Mein Herr!‘ antwortete sie ihm, ‚als mir heute nicht recht wohl zumut war, trank ich ein wenig Wein, dieser stieg mir in den Kopf und ich fiel auf den Talisman.‘ Da der Geist aber meine Sandalen und meine Art erblickte, rief er: ‚Du lügst, elendes Weib, wie kommen Sandalen und Art hierher?‘ —

„Ich bemerke sie erst in diesem Augenblick“, erwiderte die Schöne; „ge-  
wiß sind sie an Euch irgendwo hängengeblieben und mit hereingeschleppt  
worden.“ Der Geist aber geriet in den größten Zorn und drohte, die  
Jungfrau zu erwürgen, wenn sie ihm nicht die Wahrheit sagte. Ich  
konnte ihr Weinen nicht anhören, auch fürchtete ich für mich selbst;  
ich schob mich daher zur hölzernen Tafel hinaus, legte diese wieder an  
ihren Platz und bedeckte sie mit Erde, wie ich sie früher gefunden hatte.  
Ich nahm eine Tracht Holz auf meinen Rücken und wanderte betrübt  
zur Stadt zurück.

Nach vielem Weinen kam ich wieder zu meinem Freunde, dem  
Schneider, zurück, der sich sehr darüber freute und mir sagte, daß er  
schon um mich besorgt gewesen sei, da ich gestern nacht nicht nach  
Hause gekommen sei. „Nun, Gott sei gelobt, daß du wieder gesund und  
wohl bei mir bist“, setzte er dann hinzu. Ich dankte ihm für seine Teil-  
nahme und zog mich nach einer Weile in mein Kämmerchen zurück,  
immer über mein Abenteuer nachdenkend und über meinen Übermut,  
der mich auf den Talisman zu treten verleitet hatte. Ich zürnte auf  
mich selbst, da kam auf einmal der Schneider zu mir herein und  
sprach: „Draußen steht ein alter Mann mit deiner Art und deinen  
Sandalen; er erzählte mir, er habe sie im Walde gefunden und von  
den Holzhauern, bei denen er sich nach ihrem Eigentümer erkundigt, er-  
fahren, daß sie dir gehören.“ Als ich dies vernahm, ward ich ganz blaß,  
und noch ehe ich dem Schneider geantwortet, spaltete sich das Zimmer  
und der fremde Alte, welcher der Geist selbst war, trat herein.

Der Geist ergriff mich ohne weitere Umstände, flog mit mir eine  
Strecke in die Höhe und ließ mich dann auf die Erde fallen.

Als ich wieder zu mir kam, schrie mich der Geist mit furchtbarer  
Stimme an: „Du hättest den Tod verdient, elender Sterblicher! Aber  
ich begnüge mich damit, dich in ein Tier zu verwandeln. Wähle: du





kannst unter einem Hunde, einem Esel, einem Löwen oder irgendeinem anderen wilden Thiere oder auch einem Vogel wählen.' Da sagte ich zu ihm: 'O erhabener Geist! wie großmütig wärest du, wenn du mir gänzlich verzeihen wolltest, wie jener Beneidete dem Neider verziehen.' Als der Geist fragte, was das für eine Geschichte wäre, erzählte ich ihm folgendes:

### Geschichte des Neiders und des Beneideten

Es wohnten einst zwei Männer hart nebeneinander in einer Stadt; der eine beneidete den anderen und gab sich alle mögliche Mühe, seinen Nachbar zu kränken und ihm allerlei Unannehmlichkeiten in den Weg zu legen. Der Neid plagte ihn so sehr, daß er zuletzt, vor Erbitterung über den immer zunehmenden Wohlstand seines Nachbarn, weder essen, trinken noch schlafen konnte. Als der Nachbar dieses bemerkte, beschloß er, die Nähe eines so bösen Menschen zu meiden und nicht nur sein Haus, sondern auch die Stadt zu verlassen, um sich an einem fremden Orte niederzulassen. Er kaufte daher ein Stück Land in der Nähe einer anderen Stadt, das er mittels einer alten Zisterne wässern und fruchtbar machen konnte. Er lebte hier still, zurückgezogen, in frommer Andacht. Er war aber so wohlthätig gegen Arme, die ihn von allen Seiten her besuchten, daß man doch bald in der nahen Stadt viel von ihm redete und die vornehmsten Leute ihn zuweilen in seiner Einsamkeit besuchten. Als nun dem neidischen Nachbar dies zu Ohren kam, begab er sich auf das Gut seines ehemaligen Nachbarn und sprach zum Beneideten: 'Ich habe etwas Wichtiges mit dir allein zu sprechen, lasse die Armen sich zurückziehen, die dich umgeben.' Nachdem diese, auf Geheiß des Gutsbesizers, sich entfernt hatten, und die beiden ehemaligen Nachbarn, im Gespräch vertieft, immer weiter-

gingen, bis sie in die Nähe der Zisterne gekommen waren, ergriff der Neider den Beneideten plötzlich und warf ihn hinein; hierauf ging der Neider wieder nach Hause, in der Gewißheit, den Beneideten glücklich getödet zu haben.

Da aber dieser Brunnen von Geistern bewohnt war, fingen diese den Beneideten auf und brachten ihn wieder ans Trockene, dann erzählte einer der Geister den übrigen, wer dieser Halbertrunkene sei und wie er durch die Bosheit seines Nachbars ohne ihre Hilfe hätte sterben müssen. Dann berichtete ein anderer, wie der Sultan so viel von der Frömmigkeit und dem heiligen Leben dieses Mannes gehört, daß er sich entschlossen habe, ihn zu bitten, seine Tochter heilen zu wollen, die von dem bösen Geiste Maimum besessen sei. Da fragte ein Geist: ‚Womit könnte aber die Tochter des Sultans geheilt werden?‘ ‚Der fromme Mann müßte‘, erwiderte der erste Geist, ‚aus dem weißen Fleckchen am Schwanze seiner schwarzen Kaze, das so groß ist wie eine Silbermünze, sieben Haare ansreißen und die Prinzessin damit bräuchern, dann müßte der böse Geist sogleich aus ihrem Kopfe fahren und würde nie mehr zurückkehren.‘ Da der Beneidete dies ganze Gespräch der Geister mit angehört hatte, so nahm er, sobald der Tag angebrochen, sieben Haare aus dem weißen Fleckchen des Schwanzes seiner schwarzen Kaze, und kaum war er wieder mit seinen Freunden, die ihn am Brunnen abholten, ins Haus zurückgekehrt, so trat auch schon der Sultan mit einem zahlreichen Gefolge herein, während eine Abtheilung Soldaten vor der Türe stehenblieb. Der Beneidete sagte dem Sultan, nachdem er ihn willkommen geheißen: ‚Ich weiß schon, warum du mich heute besuchst; du wünschest, daß ich dir ein Mittel für deine besessene Tochter angebe.‘ — ‚Es ist wahr, frommer Mann!‘ erwiderte der Sultan. — ‚Nun‘, versetzte der Beneidete, ‚laß sie nur hierherbringen, ich hoffe, so Gott will, sie im Augenblick zu



heilen.' Der Sultan schickte sogleich jemanden, um seine Tochter zu holen. Als sie gebunden und gefesselt erschien, beräucherte sie der Beneidete mit den sieben Haaren und der Geist verließ sie alsbald mit einem gräßlichen Geschrei. Die Prinzessin, die jetzt auf einmal ihren Verstand wiedergewann, bedeckte vor Scham ihr Gesicht und fragte, wie sie hierhergekommen sei? Als der Sultan bemerkte, daß seine Tochter wieder genesen, küßte er vor Freude dem Beneideten die Hände. Dann fragte er seine Umgebung: 'Was verdient wohl ein Mann, der mir einen solchen Dienst erwiesen?' Alle erwiderten: 'Er verdient, daß du ihm deine Tochter zur Gemahlin gibst.' Der Sultan schenkte ihrer Antwort Beifall und vermählte seine Tochter mit dem Beneideten. Bald nach der Hochzeit starb der Wesir, und der Sultan erteilte, in Übereinstimmung mit seinen Großen, diese Würde seinem Tochtermann. Bald nachher starb dann der Sultan selbst, und der Wesir ward einstimmig zum Sultan erhoben.

Eines Tages ging der Neider vor seinem Beneideten vorüber, der von den Wesiren, Fürsten und Großen des Reichs umgeben war. Als dieser den Neider erblickte, wandte er sich zu einem seiner Wesire und sagte ihm: 'Bringe mir diesen Mann herbei, doch erschrecke ihn nicht!' Der Wesir ging fort, um den Neider, seinen ehemaligen Nachbar, zu bringen; da sagte der Sultan: 'Geht ihm 1000 Pfund aus meiner Schatzkammer, packt ihm 20 Ladungen Waren zusammen, und gebt ihm eine Wache, die ihn in seine Heimat zurückführe.' Dann entließ er ihn und jener entfernte sich, ohne daß der Sultan ihn für das, was er getan, bestraft hätte. Sieh also, o Geist, wie der Beneidete seinem Neider verziehen hat und ihm, trotz aller Bosheiten, Barmherzigkeit erwiesen hat!

Da antwortete der Geist: 'Nun, ich will dich nicht umbringen, doch verdienst du auch nicht, ganz unbestraft von mir entlassen zu werden;

nun schenke ich dir zwar das Leben, aber ich will dich verzaubern.' Hierauf ergriff er mich und flog mit mir so hoch, daß mir die ganze Welt wie ein weißes Gewölk vorkam; er ließ mich dann auf einen Berg nieder, nahm ein wenig Erde, murmelte etwas darüber, faßte mich ins Auge und warf mich mit dieser Erde, indem er sagte: 'Verwandle deine Gestalt in die eines Affen!' worauf ich sogleich ein Affe wurde. Er aber verschwand. Ich weinte nun über meine Verwandlung und klagte das Schicksal an, das keinen Menschen in Ruhe läßt; ich stieg dann den Berg hinunter und fand eine große Wüste, die zu durchziehen ich einen Monat brauchte. Ich kam hierauf zum Ufer des Meeres und sah mich nun um, ob ich nicht ein Schiff entdecken würde; endlich bemerkte ich eines mitten im Meere, das mit gutem Winde dahinsagelte; ich brach einen Baumzweig ab, winkte damit dem Schiffe zu und lief immer hin und her nach der Richtung des Schiffes; dabei brach es mir das Herz, daß ich mich nicht mit der Sprache auszudrücken vermochte. Auf einmal lenkte jedoch das Schiff gegen das Ufer hin, bis es bei mir war, und sieh da, es war ein großes Schiff, mit Kaufleuten und vielen Waren und Spezereien beladen. Als die Kaufleute mich erblickten, sagten sie zu dem Schiffskapitän: 'Du hast uns um eines Affen willen vom Wege geführt, um eines Affen willen, der, wo er ist, den Regen vermindert.' Einer sprach: Ich will ihn umbringen; ein anderer: Ich will ein Stück Holz auf ihn werfen; ein dritter: Wir wollen ihn ersäufen. Als ich dies hörte, sprang ich auf, lief zum Kapitän, ergriff den Saum seines Kleides wie ein um Schatz Flehender und weinte dabei so sehr, daß mir die Tränen über das Gesicht liefen. Den Kapitän und alle übrigen befremdete dies sehr, und einige fingen schon an, mich zu bemitleiden, als der Kapitän sprach: 'Ihr Kaufleute! Dieser Affe hat sich unter meinen Schutz begeben, den ich auch zu gewähren schuldig bin. Wer von euch

ihn nur mit einem Dorn sticht, wird mich zum Feinde haben.' Auf solche Weise war der Kapitän sehr gütig gegen mich; ich verstand alles, was er sagte, nur konnte ich meiner Zunge nicht gebieten, ihm zu antworten. Wir reisten nun fünfzig Tage lang mit günstigem Winde, dann kamen wir in eine unermesslich große und volkreiche Stadt. Als unser Schiff in den Hafen eingelaufen war, kamen uns Boten, von seiten des Königs, entgegen, sie stiegen auf unser Schiff und sagten: 'Gemeinde von Kaufleuten! Unser Sultan grüßt euch und schickt euch ein Blatt Papier, auf das jeder eine Zeile schreiben soll; denn der König hatte einen gelehrten, sehr schön schreibenden Wesir, der nun tot ist; daher hat der Sultan den höchsten Eid geschworen, daß er niemanden zum Wesir ernennen wird, der nicht so schön schreibt wie der Verstorbene.'

Sie überreichten dann den Kaufleuten ein Blatt Papier, das zehn Ellen lang und eine Elle breit war, es schrieb jeder, der schreiben konnte, eine Zeile darauf. Da stand ich auch auf, nahm ihnen das Papier aus der Hand; aber sie schrien mir zu und packten mich, denn sie fürchteten, ich werde es ins Meer werfen oder zerreißen. Als ich daher ihre Besorgnis bemerkte, gab ich ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß ich auch schreiben wolle, sie wunderten sich sehr darüber und sprachen: 'In unserem Leben haben wir noch keinen Affen gesehen, der schreiben konnte.' Der Kapitän aber sagte: 'Laßt ihn schreiben, was er will, beschmiert er die Schrift, so jage ich ihn fort oder töte ihn, schreibt er aber gut, so nehme ich ihn an Kindes Statt an, denn ich habe noch niemanden so verständig und so gebildet wie diesen Affen gefunden. Ich wollte, mein Sohn besäße diesen Verstand und diese Bildung.' Nun nahm ich das Schreibrohr, tauchte es ein und schrieb zwei Verse mit großen Schriftzügen. Dann überreichte ich das Papier, das sie mit größtem Erstaunen sahen. Die Schiffleute nahmen

das Papier und brachten es dem Sultan, der die Schriften sehr schön fand und also sprach: ‚Geht, nehmet dieses Mantier und dieses Ehrenkleid und bringt es dem, der diese sieben Schriften geschrieben hat.‘ Die Leute lachten auf, doch als sie sahen, daß der Sultan darüber in Zorn geriet, sagten sie: ‚O König der Zeit und Meister der Alonen! Ein Affe hat diese Zeilen geschrieben.‘ — ‚Ist dies wahr?‘ sagte der König. — ‚Bei deiner Huld, der Schreiber dieser Zeilen ist ein Affe‘, antworteten die Leute. Da schickte der König Boten ab und sagte ihnen: ‚Nehmet mein Mantier und dieses Ehrenkleid, zieht es dem Affen an und laßt ihn dann auf dem Mantier zu mir herreiten.‘ Als wir nun, ohne an etwas zu denken, auf dem Schiffe waren, kamen auf einmal die Boten des Königs, nahmen den Kapitän beiseite, zogen mir dann ein Ehrenkleid an, setzten mich auf das Mantier und gingen als meine Diener neben mir her. Die ganze Stadt war meinetwegen auf den Beinen, alle Leute liefen herzu, um mich zu sehen, es entstand ein großes Gedränge, denn niemand blieb zu Hause. Kaum war ich beim Könige, so hieß es schon überall, der König hat einen Affen zum Wesir ernannt. Ich aber fiel vor ihm nieder und machte drei Verbeugungen, dann verneigte ich mich vor den hohen Beamten und Verwaltern und kniete vor ihnen hin; alle Anwesenden wunderten sich über meine Artigkeit, am meisten aber war der König erstaunt. Er entließ dann alle Großen, blieb allein mit einem Diener und einem kleinen Sklaven, ließ einen Tisch bringen und winkte mir, ich sollte mit ihm essen; ich stand auf, küßte die Erde vor ihm und wusch meine Hände siebenmal; dann kniete ich nieder und aß ein wenig mit Anstand, nahm das Tintenfaß und die Feder und schrieb auf die Schüssel einige Verse, in welchen ich mein Erstaunen über die zahlreichen und so wohlbereiteten Speisen ausdrückte. Dann ließ der König ein Schachspiel bringen und winkte mir zu, ob ich

spielen wolle. Ich küßte die Erde und machte einen bejahenden Wink, stellte die Figuren in Ordnung und verlor hierauf die erste Partie, die zweite und dritte gewann ich aber, so daß der König nicht wußte, was er von mir denken sollte, ich aber nahm wieder Tinte und Rohr und schrieb:

‚Zwei Armeen kämpfen den ganzen Tag miteinander und ihr Kampf wird immer heftiger, bis sie Dunkelheit umhüllt, dann schlafen beide auf einem Lager.‘

Als der König diese Verse gelesen, erkannte er immer mehr und ward ganz entzückt von mir; er sagte dann einem Diener: ‚Geh zu deiner Gebieterin Situlhassan, sprich, sie solle herkommen und diese wunderbaren Dinge mit ansehen.‘ Als diese hereintrat und mich sah, bedeckte sie ihr Gesicht vor mir und sprach: ‚O Vater! Warum lässest du mich unverschleiert vor einen fremden Jüngling treten?‘ Der König erstaunte und sagte: ‚Meine Tochter! Es ist niemand hier, außer dem kleinen Sklaven, diesem Diener und ich, dein Vater; vor wem bedeckst du also dein Gesicht?‘ — ‚Vor diesem jungen Manne‘, antwortete die Prinzessin, ‚dem Sohne des Königs Aftimerus, des Beherrschers der Ebenholzinseln; ein Geist hat ihn in einen Affen verzaubert, und der, den du hier als Affen siehst, ist ein gelehrter, verständiger, gebildeter und tugendhafter Mann.‘ Der König sah mich an und fragte, ob es wahr sei; ich nickte mit dem Kopfe ja. Er wandte sich jetzt zu seiner Tochter mit den Worten: ‚Ich beschwöre dich bei Gott, sage mir, woher weißt du, daß er verzaubert worden?‘ Da antwortete sie: ‚O mein Vater! Als ich noch klein war, ist eine alte, falsche, verrätherische Zauberin bei mir gewesen, die mich die Zauberkunst lehrte. Ich beschäftigte mich damit, lernte siebzig Kapitel davon auswendig, so daß ich mit dem geringsten Kapitel jeden Stein aus deiner Stadt im Augenblick hinter den Berg Kaf versetzen könnte



und die ganze Welt mit dem Dzean überschwemmen.' Der König war sehr erstaunt darüber und sprach: 'Gottes Name sei mit dir! Wie, du besitzest diese hohe Kunst, ohne daß ich etwas davon weiß? Ich beschwöre dich bei meinem Leben, befreie diesen Affen, daß ich ihn zum Wesir ernenne und mit dir verheirate.' — 'Recht gern', antwortete die Prinzessin und nahm ein Messer, das war von Eisen und der Name Gottes mit hebräischen Buchstaben darauf eingegraben; die Prinzessin zog mit einem Zirkel einen Kreis mitten im Schlosse und zeichnete Figuren in kufischer Schrift hinein. Dann fing sie an zu beschwören und mich dabei scharf ins Auge zu fassen; da ward es auf einmal dunkel, und alles Licht verschwand vor unsern Augen, daß wir glaubten, die Welt verschließe sich vor uns. Als wir in diesem Zustande waren, erschien uns auf einmal der Geist in der Gestalt eines Löwen, so groß wie ein Kalb. Wir fürchteten uns und erschrakten vor ihm. Da rief ihm die Prinzessin zu: 'Zurück, du Hund!' Der Löwe antwortete: 'O Verräterin! brichst du so deinen Eid? Haben wir nicht geschworen, daß wir uns einander nicht widersetzen wollten?' Sie antwortete: 'Habe ich dir etwas geschworen, du Verruchter?' Da antwortete der Geist: 'Du sollst haben, was du verdienst!' und öffnete seinen Rachen und stürzte auf die Prinzessin los; diese nahm aber ein Schwert, sie schlug den Geist damit und spaltete ihn in zwei Teile. Nun ward aber der Kopf zu einem Skorpion; die Prinzessin hingegen verwandelte sich in eine große Schlange, die lange mit ihm sehr heftig kämpfte; der Geist verwandelte sich dann wieder in einen Adler und flog aus dem Schlosse weg, und die Schlange nahm die Gestalt eines Raben an und folgte dem Adler; es blieben beide eine Weile aus, zuletzt spaltete sich die Erde, es kam eine gefleckte Katze heraus, bald nachher kam ein schwarzer Wolf. Auch diese kämpften lange miteinander, bis zuletzt der Wolf Sieger



blieb. Da schrie die Kage und verwandelte sich in einen Wurm und kroch in einen Granatapfel, der neben einem Springbrunnen lag; der Granatapfel schwoll bis zur Größe einer Wassermelone an; da ward der Wolf zu einem weißen Hahn, der hob den Granatapfel bis zur Höhe der Türe hinauf, ließ ihn dann auf den marmornen Boden fallen, daß die Körner sich weit und breit zerstreuten, der Hahn fiel darüber her und fraß eines nach dem anderen, bis nur noch ein Körnchen übrigblieb, das neben dem Springbrunnen verborgen war; der Hahn fing an zu krähen, die Flügel zu schütteln und den Schnabel zu öffnen, als wollte er fragen: ob nicht noch ein Körnchen übriggeblieben? Wir verstanden ihn aber nicht; er krächte hierauf so stark, daß wir glaubten, das Schloß würde mit uns zusammenstürzen; endlich entdeckte der Hahn das Körnchen neben dem Springbrunnen und sprang darauf los, um es aufzupicken. Der Hahn freute sich schon und glaubte das letzte Körnchen des Granatapfels aufspicken zu können, aber es verwandelte sich in einen Fisch und tauchte in dem Springbrunnen unter; der Hahn nahm hierauf die Gestalt eines Walfisches an und tauchte dem Fische nach; sie durchbohrten nun beide den Boden und verschwanden wieder vor unseren Augen. Nach einer Weile erschreckte uns ein gräßliches Geschrei, und auf einmal erschien der Geist von neuem als eine Feuerflamme und die Prinzessin ward ebenfalls zu einer Feuerflamme. Der Geist blies feurige Funken aus Mund, Augen und Nase. Die beiden Flammen kämpften nun miteinander, aber es verbreitete sich plötzlich ein starker Rauch im Schlosse, daß wir beinahe erstickten; nun sahen wir erst unser Unglück und glaubten uns dem Tode nahe. Indes nahm die Flamme immer zu, der Brand ward größer, ich sagte: 'Es gibt keinen Schutz und keine Macht außer beim erhabenen Gotte.' Auf einmal schrie der Geist wieder und ging aus dem Fener als einzelne Flamme her-

vor, schwang sich zu uns in den Saal und blies uns ins Gesicht; die Prinzessin jedoch holte ihn wieder ein und schrie ihn heftig an. Aber schon war durch das Blasen des Geistes ein Funke auf mein rechtes Auge gefallen und versengte es, als ich noch Affe war; ein anderer Funke traf den König, verbrannte ihm die Hälfte seines Gesichtes, seinen Bart mit dem Halse und schlug ihm eine Reihe Zähne aus, ein dritter fiel auf die Brust des Dieners, der vollständig verbrannte und starb. Auch wir verzweifelten schon an unserem Leben, da hörten wir eine Stimme, welche rief: „Gott ist groß! Gott ist groß! Er hat den Unglauben besiegt und zermalmt!“ Und wirklich hatte die Prinzessin den Geist überwunden, der zu einem Haufen Asche geworden war. Die Prinzessin kam dann zu uns und sprach: „Bringt mir eine Schüssel Wasser!“ und setzte hinzu: „Du sollst bei dem Namen und den Eiden Gottes frei sein!“ worauf ich sogleich wieder zu einem Menschen wurde. Hierauf schrie die Prinzessin: „Ach, das Feuer! das Feuer! O mein Vater, es tut mir leid um dich, ich kann nicht mehr leben, denn es hat mich ein durchdringender Feuerpfeil getroffen!“ So rief sie klagend; das Feuer verzehrte sie, bis sie ganz verbrannt und zu einem Haufen Asche geworden war. Als der Vater sie tot sah, schlug er sich ins Gesicht, ich tat dasselbe und rief die Diener herbei, die sehr erstaunt waren, den Sultan in einem bewußtlosen Zustande neben zwei Haufen Asche zu sehen. Sie umgaben den König, bis er wieder zu sich kam, und er erzählte ihnen, was seiner Tochter widerfahren war. Ihr Jammer war sehr groß; sie hielten sieben Trauertage, bauten ein Grabmal über die Asche der Prinzessin, die Asche des Geistes streuten sie aber in die Luft. Der Sultan war einen Monat krank, dann näherte er sich der Genesung, sein Bart wuchs wieder und Gott schrieb ihn unter die Geretteten ein. Er ließ mich dann rufen und sagte mir: „Höre, junger Mann, was

ich dir sage, gehorche mir aber, sonst bist du des Todes!' Als ich ihm versprach, zu tun, was er befehlen würde, fuhr er fort: „Höre! wir brachten unsere Zeit im angenehmsten Leben zu und waren sicher vor allen Launen des Schicksals, bis deine unselige Gegenwart uns Unglück brachte; da verlor ich meine Tochter um deinetwillen, auch mein Diener wurde getötet, nur ich entging allein dem Tode. Durch dich ist all dies geschehen! Seitdem wir dich gesehen, ist aller Segen verschwunden. Oh, wäre es doch nie geschehen! Nun wünsche ich, da du doch nur unserem Untergange deine Rettung zu verdanken hast, daß du in Frieden unser Land verlässest; denn sollte ich dich einst wiedersehen, so brächte ich dich um!“

Da er mir dies in einem heftigen Tone sagte, ging ich weinend aus der Stadt. Ich war blind, sah und hörte nichts, wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte. Ich rief alles, was mir widerfahren, in mein Gedächtnis zurück, wie ich als Affe in die Stadt gezogen war und nun als Mensch in einem solchen Zustande sie verließ; dies alles machte mich sehr traurig. Aber ehe ich aus der Stadt heraus war, ging ich noch in ein Bad, ließ mir meinen Bart und meine Augenbrauen abscheren, hing dann einen schwarzen Sack um und schalt über mich selbst.

Ich durchreiste nun viele Länder, um nach Bagdad zu kommen, wo ich hoffte, jemanden zu finden, der mich dem Fürsten der Gläubigen vorstellen werde, damit ich ihm meine Geschichte erzählen könnte. Ich kam nun diese Nacht an, fand meinen Bruder hier stehen, grüßte und fragte ihn, ob er auch ein Fremder sei; nach einer Weile kam dieser Dritte, der uns ebenfalls so anredete; so gingen wir miteinander, bis uns die Nacht überfiel. Das Schicksal trieb uns dann zu euch. Dies ist die Ursache des Verlustes meines Auges.“ Da sagten die Frauen: „Rette dein Leben und gehe!“, er aber erwiderte: „Bei Gott! ich weiche

nicht, bis ich höre, was den übrigen geschehen.“ Man entfesselte ihn hierauf, und er stellte sich neben den Ersten.

### Geschichte des dritten Kalenders

Der dritte Kalender sprach hierauf: „Gebieterin! meine Geschichte ist nicht wie die der anderen, sondern viel wunderbarer und befremdender, aber sie enthält auch die Ursache meines ausgestochenen Auges. Denn, während meine Freunde plötzlich vom Schicksale und der Bestimmung überfallen wurden, habe ich mir selbst ein trauriges Geschick bereitet. Mein Vater war nämlich ein mächtiger angesehener König, und nach seinem Tode erbte ich sein Reich. Unsere Stadt war sehr groß, das Meer dehnte sich neben ihr aus, und es waren in der Nähe mitten im Meere viele große Inseln. Mein Name war: König Adjib<sup>1</sup>, Sohn des Königs Hasib<sup>2</sup>. Ich hatte für meinen Handel fünfzig Schiffe auf dem Meere, fünfzig kleinere zur Belustigung, und dabei noch fünfzig Kriegsschiffe. Als ich einmal eine Spazierfahrt nach den Inseln machen wollte, nahm ich auf einen Monat Lebensmittel mit, begab mich auf die Reise, belustigte mich einen Monat lang und kehrte dann wieder in mein Land zurück. Hierauf bekam ich Lust zu einer zweiten Reise und diesmal nahm ich Proviant auf zwei Monate mit, und so gewöhnte ich mich an Seereisen, bis ich einst mit zehn Schiffen auslief und vierzig Tage lang immer fortsegelte, da kamen aber in der einundvierzigsten Nacht heftige Gegenwinde, das Meer trieb uns mächtige Wogen entgegen und schon verzweifelte wir an unserm Leben, denn es ward ganz finster um uns. Da dachte ich: Wer sich in Gefahr begibt, verdient kein Lob, wenn er auch glücklich durchkommt. Wir

<sup>1</sup> d. h. der Wunderbare.

<sup>2</sup> d. h. der Vielbesitzende, Reiche.

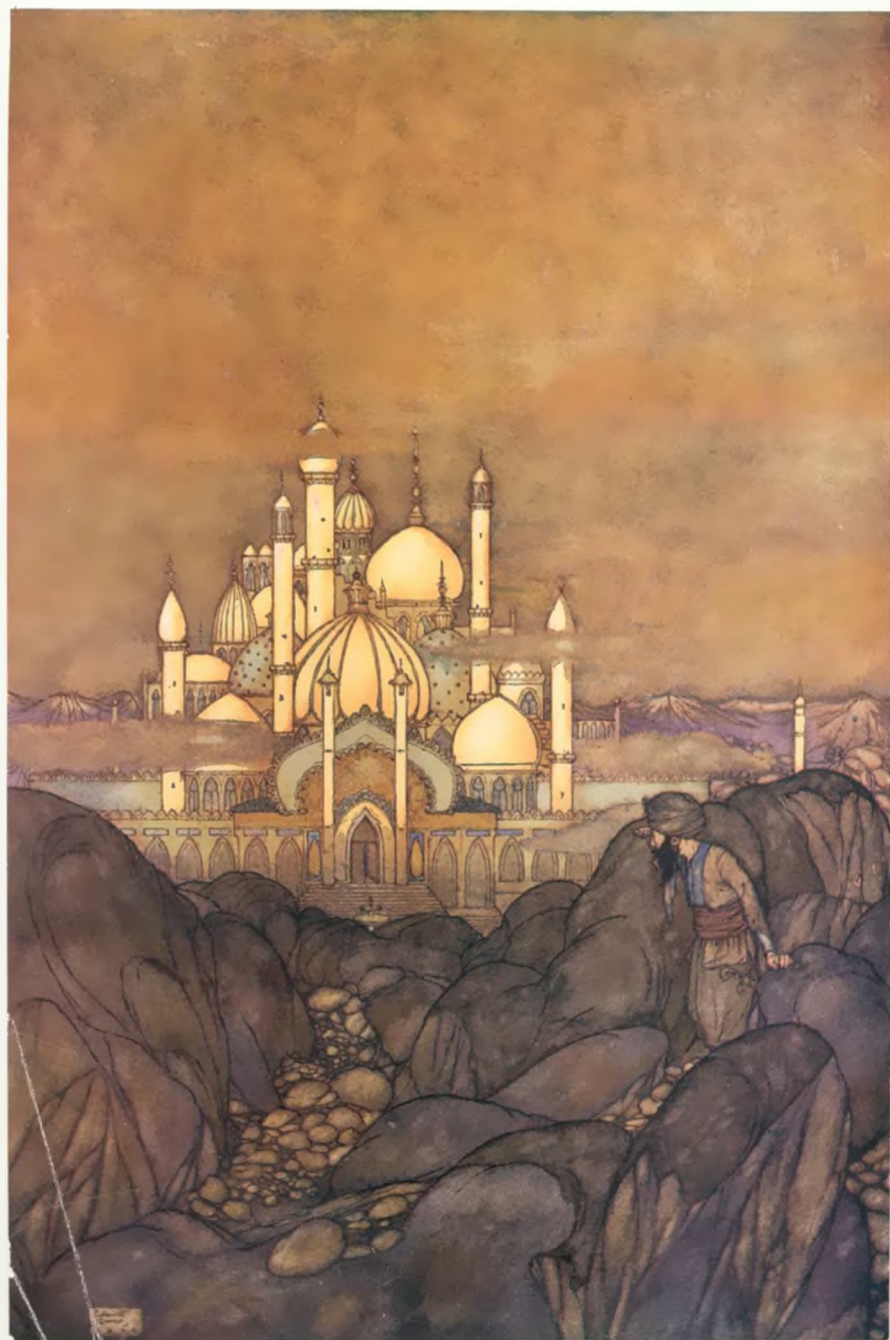
flehten und beteten zu Gott; der Wind blies bald von dieser, bald von jener Seite, und die Wellen schlugen immerfort gegen unser Schiff, bis der Morgen heranbrach, da legte sich endlich der Wind, und das Meer ward wieder klar. Nach einer Weile schien die Sonne und das Meer lag ruhig, wie das Blatt eines Buches, vor uns; wir näherten uns dann einer Insel und bestiegen das Land, kochten, aßen, tranken und verweilten zwei Tage dort, dann reisten wir wieder zehn Tage lang; das Meer dehnte sich jeden Tag weiter vor uns aus und wir entfernten uns immer mehr vom Lande, so daß der Lenker des Schiffes zuletzt die Küste gar nicht mehr kannte. Er sprach nunmehr zu dem Späher: ‚Steige auf den Mastkorb und sieh dich einmal um!‘ Der Späher ging hinauf, blieb eine Weile oben und sah sich um, kam dann wieder herunter und sagte: ‚O Hauptmann! ich habe zu meiner Rechten nichts als den Himmel über dem Wasser gesehen und zu meiner Linken sah ich vor mir etwas Schwarzes leuchten, sonst aber nichts.‘ Als der Hauptmann dies hörte, warf er seinen Turban vom Kopfe, riß sich den Bart aus, schlug sich ins Gesicht und sagte weinend: ‚O König, wir sind alle verloren, es gibt keinen Schutz und keine Macht außer beim erhabenen Gotte‘; er weinte dann lange und wir weinten mit ihm; hierauf sagten wir: ‚O Hauptmann, erkläre uns doch die Sache ein wenig!‘ Da sprach er: ‚Mein Herr! von dem Tage an, wo der Sturm so heftig war, sind wir vom rechten Wege abgeirret, und nun können wir nicht mehr zurückkehren; morgen gegen Mittag werden wir an einen schwarzen Berg kommen, der eine Magnetmine enthält, das Wasser wird uns mit Gewalt an diesen Berg hinführen, das Schiff wird zerschellen und jeder Nagel wird sich am Berge befestigen, denn der erhabene Gott hat dem Magnetsteine die Kraft verliehen, das Eisen anzuziehen; am Berge ist viel Eisen, so daß mit der Zeit der größte Theil desselben, durch die vielen



Schiffe, die vorüberfuhren, damit bedeckt worden ist. Auf dem Gipfel des Berges ist eine Kuppel aus andalusischem Messing, die von zehn messingnen Säulen getragen wird; auf der Kuppel ist ein messingnes Pferd und ein messingner Reiter, auf der Brust des Reiters ist eine bleierne Tafel, auf der viele Eidesformeln gemalt sind. Der Hauptmann setzte dann noch hinzu: ‚Dieser Reiter ist, der alles tötet, sobald der fällt, werden die Menschen Ruhe haben.‘ Er weinte dann wieder heftig und wir sahen unsern Untergang mit Gewißheit vor uns und bangten um unser Leben. Einer nahm vom andern Abschied, jeder von uns übergab dem andern sein Testament für den Fall, daß einer gerettet würde; wir schiefen die ganze Nacht nicht. Gegen Morgen waren wir dem Magnetberge sehr nahe und gegen Mittag schon am Fuße des Berges, da trieb uns das Wasser mit Gewalt hin, und sogleich zerschellten die Schiffe, die Nägel fuhren heraus und flogen gegen den Berg und befestigten sich daran, manche von uns ertrauken, andere kamen davon, doch von diesen letztern wußte einer vom andern nichts. So, ihr Frauen!, hat auch mich Gott zu meiner Qual und meinem Elend gerettet! Ich bestieg nämlich ein Brett vom Schiffe, der Wind trieb es gegen den Berg, ich fand einen Pfad, der, wie eine ausgehauene Treppe mit ausgehauenen Stufen, auf die Höhe des Berges führte.

Als ich diesen Pfad erblickte, nannte ich den Namen Gottes und stieg langsam den Berg hinan. Der erhabene Gott half mir ihn ersteigen, ich kam glücklich auf den Gipfel, freute mich sehr über meine Rettung und trat in die Kuppel, wusch mich hier, betete und dankte Gott, der Gefahr entronnen zu sein. Als ich unter der Kuppel einschlief, hörte ich eine Stimme zu mir sagen: ‚O Adjib! wenn du von deinem Schlafe erwachst, grabe unter deinen Füßen; dort wirst du einen kupfernen Bogen und drei bleierne Pfeile finden, auf denen man-







cherlei Talismane gemalt sind. Nimm den Bogen und die Pfeile, stürze damit den Reiter von seinem Pferde ins Meer; wenn dann das Pferd neben dir hinfällt, so begrabe es an dem Orte, wo der Bogen gelegen. Auf solche Weise wirst du die Welt von diesem großen Unheil befreien. Wenn du dies getan hast, so wird das Meer so hoch steigen, bis es die Kuppel erreicht; ist das Wasser bis zum Berge hinauf gestiegen, so wird ein Nachen auf dich zukommen, in welchem ein Kupferner Mann sitzen wird, aber nicht der, den du vom Pferde geworfen; er hat zwei Ruder in den Händen; besteige den Nachen, nenne aber den Namen Gottes nicht; er wird ungefähr zehn Tage lang mit dir fortrudern, bis er dich in das Land des Friedens bringen wird, dort findest du jemanden, der dich in deine Heimat zurückführen kann; dies alles wird so enden, wenn du den Namen Gottes nicht nennst.' Als ich erwachte, stand ich freudig auf und tat, was mir die Stimme gesagt; ich warf den Reiter vom Pferde und er fiel ins Meer, aber das Pferd stürzte neben mir hin; hierauf beerdigte ich es an dem Orte, wo der Bogen gelegen; das Meer ward nun emporgehoben und stieg bis zu mir herauf; nach kurzer Zeit bemerkte ich den Nachen im Meere, der auf mich lossteuerte, und als ich ihn sah, dankte und lobte ich Gott, denn er ruderte immer fort, bis er bei mir war. Es saß ein Kupferner Mann darin mit einer bleiernen Tafel auf der Brust, auf der mannigfaltige Namen und Talismane geschrieben waren; ich bestieg den Nachen ohne ein Wort zu sprechen und der Mann ruderte bis zum neunten Tage mit mir fort. Da freute ich mich sehr, denn schon sah ich Inseln und Berge, die mir als ein Zeichen der Rettung galten. Meine Freude hierüber war so groß, daß ich den erhabnen Gott lobte und ihn groß nannte. Kann aber hatte ich dieses getan, so stürzte der Nachen mit mir um und sank unter. Ich mußte nun den ganzen Tag bis zum Abend schwimmen. Als aber die Nacht herankam, meine

Arme schon ermüdet, meine Schultern kraftlos waren und ich immer noch nicht wußte, wo ich war, und mich schon darauf gefaßt machte, zu ertrinken, erhob sich plötzlich ein heftiger Sturm; das Meer fing an zu toben, es kam eine Welle, so hoch wie ein Berg auf mich zu und stieß mich ans Land hin, weil Gott auf diese Weise mich retten wollte. Als ich nun im Trocknen war, preßte ich meine Kleider aus, breitete sie auf den Boden hin und brachte hier eine lange Nacht zu. Des Morgens kleidete ich mich wieder an, um zu sehen, in welchem Lande ich mich befand. Ich sah mich in einer fruchtbaren, mit Bäumen bepflanzen Gegend, und als ich darin umherging, bemerkte ich, daß ich auf einer kleinen Insel mitten im Meere war. Ich sagte: es gibt keinen Schutz und keine Macht außer bei dem erhabenen Gotte. Während ich nun so über meine Lage nachdachte und schon den Tod herbeiwünschte, gewahrte ich in der Ferne ein Schiff mit Menschen, das auf die Insel zukam. Ich stieg auf einen Baum, verbarg mich im Laube, und sah, als das Schiff anlandete, zehn Sklaven heraufsteigen mit Schaufeln und Körben. Als sie mitten in der Insel waren, gruben sie die Erde auf, bis sie auf eine Platte stießen. Sie kehrten dann zum Schiff zurück, brachten Brot und andere Lebensmittel, Mehl, einen Wasserschlauch, Öl, Honig, mehrere Schafe, Früchte, auch allerlei Hausgeräthschaften, Schüsseln, Betten, Teppiche, Matten und was man sonst in einer Wohnung braucht, wie Spiegel und ähnliche Dinge. Die Sklaven gingen stets hin und her, vom Schiffe in die Höhle, bis sie alles herbeigebracht hatten. Zuletzt kamen sie wieder mit einem ganz alten Manne, der einen hübschen Jüngling an der Hand führte.

Es gingen nun alle zusammen in die Höhle und blieben mehr als zwei Stunden darin; dann kam der Alte mit den Sklaven wieder herauf, der Jüngling aber war nicht mit ihnen, sie schaufelten die Erde wie-

der eben, wie sie gewesen war, gingen aufs Schiff, und ich sah sie nicht mehr. Als sie weg waren, stieg ich vom Baume, ging auf die Höhle zu, grub mit großer Geduld die Erde weg, bis ich an die Platte kam; als ich diese wegschob, fand ich eine Treppe, und als ich diese hinuntergestiegen war, kam ich in ein reinliches Zimmer mit verschiedenen Betten, Teppichen und Seidenstoffen bedeckt, ich sah den Jüngling auf einem hohen Polster sitzen mit einem Fächer in der Hand. Um ihn herum lagen Früchte, Gemüse und wohlriechende Kräuter. Da er allein in diesem Zimmer war, ward er ganz blaß, als er mich erblickte. Ich grüßte ihn und sprach: ‚Erschrick nicht, mein Herr! es geschieht dir nichts, ich bin ein Mensch wie du, auch Sohn eines Königs wie du; das Schicksal hat mich hierher getrieben, um dir in deiner Einsamkeit Gesellschaft zu leisten; nun erzähle mir, warum du hier so allein unter der Erde wohnst.‘

Als ich den Jüngling nach seiner Geschichte fragte und er sich überzeugte, daß ich seinesgleichen war, freute er sich, und sein Gesicht färbte sich wieder; er hieß mich näher treten und sagte: ‚O mein Bruder! meine Geschichte ist wunderbar. Wisse, mein Vater ist Juwelenhändler und besitzt viele Güter und Sklaven. Auch hat er Kaufleute, die für ihn mit Schiffen umherreisen; er macht Geschäfte mit Königen, er ward aber nie mit einem Sohn beschenkt. Einmal aber träumte er, daß er einen Sohn bekommen werde, der aber nicht lange leben könne. Als die Sterndeuter meine Geburt aufzeichneten, sagten sie meinem Vater: ‚Dein Sohn wird fünfzehn Jahre leben, er wird dann in Gefahr kommen, und wenn er ihr entgeht, so ist er eines langen Lebens sicher.‘ Als Beweis fügten sie noch hinzu: es sei im Ozean ein Berg, den man den Magnetberg nenne, auf dem ein kupfernes Pferd und ein kupferner Reiter sei mit einer bleiernen Tafel am Halse, und sein Sohn werde fünfzig Tage nachher, nachdem der Reiter vom Pferde

gefallen, sterben, und zwar wird der, der den Reiter vom Pferde geworfen und Adjib, Sohn des Königs Hasib, heißt, ihn umbringen. Mein Vater ward hierüber sehr betrübt; er gab mir aber dennoch die sorgfältigste Erziehung, bis ich fünfzehn Jahre alt ward. Vor zehn Tagen erhielt mein Vater die Nachricht, daß der kupferne Reiter von Adjib, Sohn des Königs Hasib, gestürzt worden sei. Als er dies hörte, weinte er heftig, aus Furcht, mich zu verlieren und wurde wie ein Rasender. Er ließ mir dieses Haus unter der Erde bauen, nahm dann ein Schiff und brachte hinein, was ich für viele Tage brauchte. Nun sind von den fünfzig Tagen schon zehn vorüber, es bleiben mir noch vierzig gefährliche Tage, dann wird mein Vater mich wieder holen, denn alles geschah nur aus Furcht vor dem Könige Adjib, Sohn des Königs Hasib, damit er mich nicht umbringe. Dies ist die Geschichte meiner Absonderung und Einsamkeit.' Als ich, o meine Gebieterin! diese Geschichte hörte, dachte ich bei mir: Ich habe ja den Reiter gestürzt und heiße Adjib, Sohn des Königs Hasib; aber, bei Gott!, ich werde diesen hier niemals umbringen. Ich sagte ihm dann: 'Mein Herr! du wirst nicht sterben und vor jedem Übel bewahrt sein, es wird alles zum besten enden, fürchte nur nichts und mache dir keine Sorgen; ich werde diese vierzig Tage bei dir bleiben, dich bedienen und unterhalten, dann mit dir in dein Land gehen, von welchem du mich in das meinige führen lassen wirst, wodurch ich für meine Mühe reichlich belohnt sein werde.' Der Jüngling freute sich über meine Rede. Ich setzte mich zu ihm und unterhielt mich mit ihm; dann zündete ich eine Wachskerze an und machte drei Laternen zurecht, reichte ihm eine Schachtel mit Süßigkeiten und so aßen und unterhielten wir uns den größten Teil der Nacht; dann schlief er ein, ich deckte ihn zu und legte mich hierauf auch schlafen. Des Morgens wärmte ich ein wenig Wasser; weckte ihn leise, und als er erwachte, brachte ich ihm das warme Wasser; er



wusch sein Gesicht, dankte mir und sprach: „Bei Gott, wenn ich Adjib, dem Sohne des Königs Hasib, glücklich entkomme und Gott mich aus seiner Hand befreit, so wird mein Vater dich durch alle Wohlthaten belohnen.“ — „O möchte Gott ein Unglück, das dir begegnen sollte, mir einen Tag früher zuschicken!“ sagte ich. Ich holte dann etwas zu essen und wir aßen miteinander; dann durchräucherte ich das Zimmer und reinigte es, wir spielten und scherzten und belustigten uns, und aßen und tranken bis es Nacht ward; da stand ich endlich auf, zündete die Wachskerzen an, reichte ihm süße Speisen und so aßen und unterhielten wir uns wieder bis wir zu Bette gingen. So lebten wir Tag und Nacht; ich gewöhnte mich so sehr an ihn, daß ich meinen Kummer und alles, was mir begegnet war, vergaß, die Liebe zu ihm bemächtigte sich meines ganzen Herzens. Ich dachte, gewiß haben die Sterndeuter gelogen, als sie seinem Vater sagten: dein Sohn wird von einem Adjib, Sohn des Königs Hasib, umgebracht werden; denn bei Gott, ich sehe nicht ein, wie ich diesen Jüngling umbringen sollte, den ich schon neununddreißig Tage bediene und so gut unterhalte. Als der vierzigste Tag herbeikam, freute sich der Jüngling über seine Rettung und sprach: „O mein Bruder! nun sind vierzig Tage vorüber, gelobt sei Gott, der mich vom Tode befreit; dies verdanke ich deiner gesegneten Ankunft bei mir; aber bei Gott, mein Vater soll dir die Wohlthaten verdoppeln, die du mir erzeigt, und dich reich und unverfehrt in dein Land zurückbringen lassen. Nun aber bitte ich dich noch, mir Wasser zu wärmen, damit ich mich wasche und meine Kleider wechsle.“ Ich antwortete ihm: „Recht gern!“ machte Wasser warm, ging dann mit dem Jüngling in sein Gemach, wusch ihn sauber, zog ihm andre Kleider an, machte ihm ein hohes Lager zurecht und breitete ein Bettuch darüber. Der Jüngling kam und legte sich aufs Bett, denn das Bad hatte ihn schläfrig gemacht. Er sprach: „Mein Bruder, zerschneide

doch eine Wassermelone und streue ein wenig Zucker darauf.' Ich holte eine schöne große Melone herbei, legte sie auf eine Schüssel und sagte: 'Mein Herr! wo ist das Messer?' Er antwortete mir: 'Es ist vielleicht auf dem Gesimse über meinem Kopf.' Ich machte schnell einen Schritt über ihn und nahm das Messer aus der Scheide, aber als ich wieder zurückschreiten wollte, glitt mein Fuß aus und ich fiel auf den Jüngling mit dem Messer in der Hand, das gerade ihm ins Herz fuhr, so daß er augenblicklich den Geist aufgab. Als ich sah, daß er tot war und ich selbst ihn getötet hatte, fing ich an, heftig zu schreien, schlug mir ins Gesicht, zerriß meine Kleider und sagte: 'O ihr Geschöpfe Gottes! es blieb von den vierzig Tagen nur noch dieser einzige übrig, und ich mußte ihn noch mit eigener Hand töten! Gott verzeihe mir! O wäre ich doch vor ihm gestorben! Nichts als Unglück und Jammer! Gott urteile über das, was geschehen.'

Als ich mich von seinem Tode überzeugt hatte und wohl sah, daß es längst so aufgeschrieben und bestimmt war, ging ich die Treppe hinauf, legte die Platte an ihren Ort und bedeckte sie wieder mit Erde. Ich wandte dann meine Augen gegen das Meer und sah das Schiff zurück zur Insel kommen; ich dachte, nun werden sie hier wieder ans Land steigen, und wenn sie den Jüngling ermordet finden und mich bemerken, werden sie mich, als seinen Mörder, gewiß auch umbringen; daher suchte ich wieder einen Baum aus und verbarg mich in seinem Laube. Kaum war ich oben, so landete schon das Schiff, die Sklaven mit dem Alten, dem Vater des Jünglings, stiegen heraus, gingen zur Höhle, gruben die Erde weg und waren erstaunt, als sie sie so locker fanden. Sie stiegen dann hinunter und fanden den Jüngling schlafend, sein Angesicht glänzte noch vom Bade, er hatte hübsche Kleider an, im Herzen aber steckte das Messer und er war tot. Sie schrien alle, schlugen sich ins Gesicht, weinten, jammerten, wehflag-

ten und stießen die gräßlichsten Reden aus; der Vater lag lange in Ohnmacht, so daß die Sklaven glaubten, er sei auch gestorben. Endlich kam er wieder zu sich, ging mit den Sklaven hinauf, die den Jüngling, in seinen Kleidern eingewickelt, nebst allem, was sonst noch in der Höhle war, mitnahmen und aufs Schiff brachten. Als der Alte hier seinen Sohn auf dem Boden ausgestreckt sah, streute er Erde auf sein Haupt und fiel nochmals in Ohnmacht. Da nahm ein Sklave ein seidenes Kissen, legte den Alten darauf hin und setzte sich ihm zu Häupten. Dies geschah unter dem Baume, auf welchem ich verborgen war, ich sah daher alles, was sie taten. Mein Herz ward vor meinen Haaren grau, wegen meines großen Kammers und Unglücks. Der Alte aber, o Gebieterin! konnte bis Sonnenuntergang nicht aus seiner Ohnmacht erwachen.

Ich lebte nun einen Monat lang auf dieser Insel, streifte bei Tag umher und ging abends in das Gemach. Als ich mich einst so auf der Insel umfah, bemerkte ich, wie gegen Sonnenuntergang das Wasser immer austrocknete und abnahm, und es dauerte kaum einen Monat, da war das Wasser ganz ausgetrocknet; ich freute mich sehr, als ich mich gerettet sah, ich schaffte dann dem Wasser, das noch übrig blieb, einen Ablauf und ging aufs feste Land. Hier sah ich nichts als Sand, so weit mein Auge reichte; ich faßte aber Mut, durchwanderte den Sand und bemerkte endlich in der Ferne ein großes, brennendes Feuer. Ich ging darauf zu, denn ich dachte, gewiß hat doch jemand dieses Feuer angezündet, vielleicht finde ich hier einigen Trost.

Als ich aber dem vermeinten Feuer nahe kam, sah ich, daß es ein mit rotem Kupfer beschlagenes Schloß war, das durch den Glanz der Sonne in der Ferne wie Feuer aussah. Ich war sehr froh darüber und setzte mich. Kaum hatte ich aber Platz genommen, so traten mir zehn reinlich gekleidete Jünglinge entgegen, mit einem sehr alten

Manne. Allen Jünglingen war ihr rechtes Auge ausgestochen, und ich wunderte mich, so viele Einäugige beisammen zu sehen. Als sie mich erblickten, grüßten sie mich freudig und fragten mich nach meiner Geschichte; ich erzählte ihnen alle Unglücksfälle, die mir widerfahren, und sie waren sehr erstaunt darüber. Sie führten mich dann ins Schloß; dort fand ich zehn Sofas und auf jedem derselben ein blaues Polster mit einer blauen Decke; zwischen diesen größeren Sofas war noch ein ganz kleines, an dem ebenfalls alles blau war. Als wir in den Saal traten, setzte sich jeder Jüngling auf ein solches Sofa, und der Alte ließ sich auf das kleinere, das in der Mitte stand, nieder. Sie sprachen zu mir: „Junger Mann! setze dich auf den Boden und frage nicht nach unserem halbgeblendeten Gesichte.“ Der Alte stand dann auf, reichte jedem besonders sein Essen, sowohl ihnen als mir, und wir aßen davon; dann reichte er auch mir und ihnen Wein, ebenfalls jedem besonders, und wir tranken. Sie fingen dann an sich zu unterhalten und mich über mein Schicksal anzufragen, und über alle wunderbaren Dinge, die mir begegnet waren. Ich erzählte ihnen vieles davon, bis der größte Teil der Nacht verstrichen war; dann sagten die Jünglinge zu dem Alten: „O Alter! es ist nun Zeit, daß du uns bringst, was unsere Pflicht erfordert, denn es ist schon die Stunde zum Schlafen.“ Der Alte ging in ein Nebenzimmer und brachte zehn Schüsseln heraus, jede mit einer blauen Decke zugedeckt; er reichte jedem Jüngling eine; dann zündete er zehn Wachskerzen an und steckte eine auf jede Schüssel; hierauf nahm er den Deckel weg, und siehe da! es war in der Schüssel: Asche, Kohlenstaub und Pfamentruß; sie beschmierten sich die Gesichter damit, zerrissen ihre Kleider, schlugen sich ins Gesicht und auf die Brust und sagten weinend: „Es war uns so wohl, da ließ uns der Übermut keine Ruhe.“ So fuhren sie bis gegen Morgen fort. Dann machte ihnen der Alte warmes Wasser; die Jünglinge wuschen

sich und zogen andere Kleider an. Als ich sah, o Gebieterin! wie sie ihr Gesicht besudelten, verlor ich beinahe meine Fassung, mein Innerstes ward aufgeregt, ich vergaß alles, was mir begegnet war, und konnte nicht länger schweigen; ich fragte sie daher, was dies bedeuete, nachdem wir uns so angenehm miteinander unterholten hatten. Ich sagte zu ihnen: ‚Ihr seid doch, Dank sei Gott, ganz verständige Leute, aber nur Wahnsinnige tun, was ihr eben gethan; ich bitte euch daher bei allem, was euch teuer ist, sagt mir, was mit euch geschehen: und warum eure Augen ausgestochen worden, und ihr euer Gesicht so mit Asche und Ruß schwärzt.‘ Sie antworteten: ‚Junger Mann! laß dich von deiner Jugend nicht verleiten und höre auf, uns auszufragen.‘ Sie erhoben sich dann und brachten etwas zu essen; wir aßen zwar, aber in meinem Herzen brannte ein unauslöschbares Feuer, so sehr war mein Innerstes mit ihrem Benehmen beschäftigt. Nun unterhielten wir uns wieder bis abends, worauf der Alte Wein brachte, den wir bis Mitternacht tranken; dann sagten die Jünglinge zu dem Alten: ‚Bring uns das, was wir zur Erfüllung unserer Pflicht brauchen!‘ Er ging nun und kam nach einer Weile wieder mit den gewöhnlichen Schüsseln, und sie taten dasselbe wie in der vorigen Nacht; nicht anders, weder mehr noch weniger. Kurz, meine Gebieterin! ich blieb einen Monat bei ihnen; sie taten jede Nacht dasselbe, und des Morgens wuschen sie sich wieder. Ich erstaunte stets von neuem und ward zuletzt so mißmutig und ungeduldig, daß ich nicht mehr essen und trinken mochte. Ich sagte ihnen dann: ‚O ihr Jünglinge! wollt ihr meinen Kummer nicht verschweigen und mir nicht sagen, warum ihr euer Gesicht so beschmiert und dabei sagt: ‚Wir waren so glücklich, da ließ uns der Übermut keine Ruhe!‘ so laßt mich von euch wegziehen und zu meiner Familie zurückkehren, damit ich einmal vor diesem so außerordentlichen Unblich Ruhe bekomme; das Sprichwort sagt:



was das Auge nicht sieht, betrübt das Herz nicht; darum ist's besser, ich entferne mich von euch.'

Als sie dies hörten, sprachen sie: ,O Jüngling! nur aus Mitleid mit dir haben wir dir bisher dies verborgen, denn es möchte dir auch gehen wie uns.' Als ich aber darauf bestand, alles zu wissen, sagten sie noch einmal: ,Folge unserem Räte, frage nicht mehr nach unserem Zustande, sonst wirst du einäugig werden, wie wir.' Da ich aber nicht nachgab, sagten sie: ,Wenn es dir so geht, wie wir voraussehen, so werden wir dich nicht mehr beherbergen, du darfst dann nicht mehr bei uns wohnen.' Sie gingen hierauf, schlachteten ein Lamm, zogen ihm die Haut ab und sagten mir: ,Nimm dieses Messer und lege dich in diese Haut; wir werden dich darein nähen, dann weggehen und dich liegenlassen. Es wird ein Vogel kommen, der Koch heißt, dich zwischen seine Füße nehmen und mit dir gen Himmel fliegen. Nach einer Weile wirst du fühlen, daß er dich auf einen Berg niederlegt, du schließt dann die Haut mit diesem Messer auf und schlüpfst heraus. Der Vogel wird davonfliegen, sobald er dich sieht. Mache dich dann gleich auf und gehe einen halben Tag lang, bis du ein hohes Schloß finden wirst, das in der Luft steht, mit rotem Gold beschlagen und mit Smaragd und vielen Edelsteinen verziert ist; es ist von keinem andern Holz als Sandelholz und Aloe gebaut. Geh in dies Schloß hinein, und du hast, was du begehrst; denn unser Eingang ins Schloß ist die Ursache unseres Unglücks.'

Die Jünglinge nähten also die Lammshaut um mich und gingen ins Schloß. Nach einer Weile kam der Vogel, nahm mich zwischen die Füße, flog mit mir davon und legte mich auf den Berg nieder. Ich zerschloß die Haut und schlüpfte heraus; als der Vogel dies sah, flog er davon, und ich begab mich sogleich nach dem Schloß, das ich so fand, wie es mir beschrieben worden war. Da ich die Türe



offen sah, trat ich hinein und fand es schön und geräumig, wie eine Rennbahn; ringsherum waren hundert Schatzkammern mit Türen von Sandelholz und Aloe, mit rotgoldenen Platten belegt und mit silbernen Ringen. Mitten im Schlosse sah ich vierzig Mädchen, wie der Mond; man konnte sie nicht genug ansehen. Sie hatten die kostbarsten Kleider und den reichsten Schmuck an. Als sie mich sahen, sagten alle auf einmal: „Willkommen! Wir freuen uns, Euch zu sehen, unsern Herrn! Wir erwarten schon seit Monaten einen Jüngling wie du! Gelobt sei Gott, der uns jemanden brachte, der unserer eben so würdig ist, als wir seiner!“ Hierauf liefen sie mir entgegen, ließen mich auf ein hohes Polster sitzen und sprachen: „Du bist nun unser Herr und Richter, wir sind deine ergebenen Sklavinnen, du kannst befehlen, was du willst!“ Ich war sehr erstaunt über diese Anekdote; und im Augenblick reichten mir einige unter ihnen zu essen, andere wärmten Wasser und wuschen mir die Hände und Füße, andere brachten mir andere Kleider, wieder andere schenkten mir Wein ein, man sah ihnen an, wie sehr sie sich über meine Ankunft freuten. Lange Zeit lebte ich in diesem Schlosse und vergaß all mein früheres Leid. Ich erzählte den Mädchen meine Geschichte; sie weinten mit mir über den Tod des schönen Jünglings, der, ohne meine Schuld, aber dennoch von meiner Hand den Tod gefunden hatte; dann erzählte mir jedes der vierzig Mädchen ihre Geschichte — aber, o meine Gebieterin! wenn ich dir alles das wiedererzählen wollte, so würde ich noch einen Monat lang, Tag und Nacht, erzählen müssen. Ich lebte also ein volles Jahr bei meinen Freundinnen; als es aber zu Ende war, da fingen die Mädchen an zu wehklagen, sich an mich zu hängen und weinend Abschied zu nehmen. Ich fragte ganz erstaunt, was denn vorgefallen sei, daß sie mir so das Herz betrübten. Sie antworteten: „O hätten wir dich nie gekannt! Wir haben schon viele

keimengelernt, doch noch niemand, der so angenehm gewesen, als du.' Dann weinten sie wieder, und ich fragte noch einmal: 'Warum weinet ihr? Mein Herz zerspringt um eurerwillen.' Jetzt antworteten sie alle auf einmal: 'Du allein kannst Ursache unserer Trennung werden; gehorchst du uns, so werden wir uns nie trennen, bist du aber ungehorsam, so müssen wir voneinander scheiden. Unser Herz sagt uns aber, daß du uns nicht gehorchen wirst, und darum weinen wir.' Ich bat sie, mir zu sagen, um was es sich eigentlich handle, und sie sprachen: 'Wisse, o Herr und Gebieter! wir alle sind Königstöchter und leben hier schon viele Jahre beisammen. Jedes Jahr müssen wir vierzig Tage von hier abwesend sein, dann kehren wir wieder und bleiben das ganze Jahr hier, essen, trinken und belustigen uns. Was nun deinen Ungehorsam gegen uns betrifft, so hat es damit folgende Bewandtnis. Wir werden dir während unserer vierzigtägigen Abwesenheit alle Schlüssel des Schlosses überlassen; du findest darin hundert Schatzkammern, öffne sie, zerstreue dich damit, iß und trink. Jede Türe, die du öffnest, wird dir auf einen Tag Unterhaltung gewähren; nur eine einzige Schatzkammer darfst du nicht öffnen, dich ihr nicht einmal nähern, sonst sind wir auf immer geschieden; hierin allein könntest du uns ungehorsam werden. Doch hast du ja neunundneunzig Schatzkammern zu gebieten; du kannst alle öffnen und dich darin ergehen, öffnest du aber diese hundertste Schatzkammer, die mit der Thür von rotem Golde, so müssen wir getrennt bleiben.'

Die vierzig Mädchen ermahnten und warnten mich lange, beschwuren mich bei Gott und bei ihrem Leben, doch ja nicht unsere Trennung zu verursachen, sie baten mich, die vierzig Tage hindurch Geduld zu haben, bis sie wiederkehren würden; hierauf überlieferten sie mir die Schlüssel und wiederholten noch einmal: 'Hüte dich wohl, die eine Schatzkammer zu öffnen!'

Ich nahm Abschied von ihnen und sagte: „Bei Gott! ich werde jene Türe niemals öffnen!“ Sie gingen dann fort und machten noch warnende Zeichen mit der Hand. Ich blieb allein im Schlosse und beschloß bei mir, diese Türe nicht zu öffnen, um niemals von ihnen getrennt zu werden. Ich ging jetzt und öffnete die erste Schatzkammer; als ich hineinkam, fand ich einen Garten wie ein Paradies. Es waren mannigfaltige Früchte darin, dicht ineinander verflochtene Zweige, singende Vögel, murmelnde Gewässer. Mein Herz erweiterte sich bei diesem Anblick. Ich lief zwischen den Bäumen umher, atmete den Wohlgeruch der Blumen, hörte das Gespräch der Vögel, die den einzigen, mächtigen Gott priesen.

Ich bemerkte die herrlichsten Früchte: Apfel, Birnen, Quitten, auch Aprikosen, die dem Auge so wohl gefallen wie Rubin, ging dann aus diesem Garten und verschloß die Türe. Am folgenden Morgen öffnete ich eine andere Thür; hier sah ich einen großen Platz, in dessen Mitte ein Bach einen Kreis bildete und ringsumher waren allerlei wohlriechende Blumen gepflanzt: Rosen, Jasmin, weiße Rosen, Narzissen, Veilchen, Leokojen, Anemonen und Lilien; es wehte gerade ein leiser Wind über diese Blumen, so daß der ganze Raum mit Wohlgerüchen angefüllt war; ich unterhielt mich und fing an, meinen Kummer zu vergessen. Als ich fortging, schloß ich auch diese Türe und öffnete eine dritte. Hier fand ich einen großen Saal mit verschiedenem Marmor und andern kostbaren Steinen durchschnitten. Es waren Käfige von Sandel- und Aloeholz darin mit singenden Vögeln, Nachtigallen, Perlhühnern, Turteltanben und noch vielen andern Tieren. Hier ward mir ganz wohl, und mein Kummer verließ mich. Ich ging schlafen, und am folgenden Morgen öffnete ich die vierte Thür. Hier stand ein großes Haus mit vierzig Schatzkammern ringsherum; alle mit offenen Türen. Ich ging hinein und sah Perlen,

Smaragd, Rubin, Karfunkel und ganze Haufen von Silber und Gold; mir schwindelte der Kopf, als ich so viele Reichtümer sah und dachte, solche Schätze können nur großen Königen gehören; und ich glaube, daß, wenn alle Könige der Erde sich vereinigen, sie nicht einmal so viele zusammenbringen könnten. So, meine Gebieterin! brachte ich meine Tage und meine Nächte zu, bis neununddreißig Tage vorüber waren; es blieb also nur noch ein Tag übrig; schon hatte ich alle neunundneunzig Türen geöffnet, und es war die hundertste allein, die man mir eben verboten hatte. Diese verschlossene Tür beunruhigte und quälte mich, der Teufel bemächtigte sich meiner und ich hatte nicht Kraft genug zu widerstehen. Zwar blieb nur noch eine Nacht übrig, dann wären die Mädchen zurückgekehrt, um wieder ein ganzes Jahr bei mir zu bleiben.

Aber der Teufel überwältigte mich, ich öffnete die mit rotem Golde beschlagene Tür; als ich hineintrat, umfing mich ein so feiner und zugleich starker Geruch, daß ich zu Boden stürzte. Ich machte mir aber wieder Mut und ging vollends in diese Schatzkammer hinein, deren Boden mit Safran bestreut war; ich fand wohlriechende Wachskerzen und silberne und goldene Lampen, in denen die feinsten Öle brannten; die Wachskerzen standen in Leuchtern von Ambra und Aloeholz; dann sah ich zwei große Rauchfässer, wie ein Waschbecken, mit Kohlen und Weihrauch, aus denen der Dampf des Moschus und Safran in die Höhe stieg. Ich bemerkte dann auch ein Pferd, so schwarz und schwärzer noch als die Nacht; vor ihm war eine Krippe, von weißem Kristall, auf der einen Seite lag geschälter Sesam und auf der andern stand Rosenwasser. Das Pferd hatte einen Zaum an und war mit einem goldnen Sattel bedeckt. Dies Pferd erregte bei mir das größte Staunen, ich dachte, es müsse einen hohen Rang haben. Der Teufel trieb mich dann wieder an, und ich führte







das Pferd ins Freie und bestieg es, es wich aber nicht von der Stelle; ich spornte es, und es bewegte sich nicht, darüber geriet ich in Zorn und schlug es mit der Peitsche; als es den Hieb fühlte, da wieherte es wie der Donner, schlug zwei Flügel auf und flog mit mir vom Schlosse weg in die Luft, bis man es nicht mehr sehen konnte. Es ließ sich dann mit mir auf das Dach eines Schlosses nieder, schüttelte mich von seinem Rücken ab, schlug mir heftig mit dem Schweife ins Gesicht, so daß mein Auge auf meine Wange auslief und ich halbbblind ward. Ich sagte: Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer beim erhabenen Gott! So hatte ich nicht geruht, bis ich wie die übrigen jungen Leute geworden. Als ich vom Dache herunter ins Schloß stieg, fand ich die zehn blau überzogenen Sofas; und sieh da, es war das Schloß der zehn halbbblindten Jünglinge, deren Rat ich nicht befolgt. Ich hatte mich kaum auf einem dieser Sofas niedergelassen, da kamen auch schon die Jünglinge mit dem Alten herbei. Als sie mich sahen, sagten sie weder Willkommen noch Gruß dem Gaste, sondern die Worte: ‚Bei Gott, wir beherbergen dich nicht mehr, denn auch du bist nicht der Gefahr entronnen.‘ Ich erwiderte ihnen: ‚Es geschah so, weil ich nicht ruhte, bis ich ench nach der Ursache eurer beschmierten Gesichter gefragt hatte.‘ Sie aber sagten: ‚Es ging einem jeden von uns wie dir; auch wir hatten das schönste und angenehmste Leben und konnten uns nicht vierzig Tage gedulden; wir begnügten uns nicht in unserem Übermute, bis unsere Augen ausgeschlagen waren, und nun weinen wir über das, was vorüber ist.‘ Ich sagte ihnen dann: ‚Nehmt mir nicht übel, da ich doch nun euresgleichen bin, so reicht mir die rußigen Schüsseln, daß ich auch mein Gesicht schwärze‘, wobei ich heftig weinte. Sie sprachen aber: ‚Bei Gott, wir beherbergen dich nicht, du kannst nicht bei uns bleiben, ziehe fort nach Bagdad, dort findest du vielleicht Hilfe gegen dein Mißgeschick.‘

Nun ward mir sehr bang, als mich diese fortjagten, ich überdachte alles Unglück, das mir widerfahren, wie ich den jungen Mann getödet und meinen sonstigen Gram und Kummer und sagte: Es ist wahr, es war mir wohl, da ließ mir mein Übermut keine Ruhe. Nun ward ich so verzweifelt, daß ich meinen Bart nebst meinen Augenbrauen abscheren ließ, der Welt entsagte und als halbblinker Kalender ins Land Gottes wallfahrtete. Gott ließ mich nun glücklich diesen Abend nach Bagdad gelangen, wo ich diese beiden fand, die nicht wußten, wohin sie wollten, ich grüßte sie und sagte ihnen, daß ich fremd wäre; sie sagten, auch sie wären Fremde; so trafen wir drei Halbblinde am rechten Auge zu unserm Erstaunen zusammen. Dies, o meine Gebieterin! ist die Ursache, warum ich mein Auge verloren habe." Da sprach das Mädchen: „Dein Leben ist dir geschenkt, ziehe fort mit deinen Kameraden und dem Träger." Aber alle riefen: „Bei Gott! wir weichen nicht von hier, bis wir die Geschichte unserer Gefährten hier vernommen." Das Mädchen wandte sich jetzt zum Kalifen und zu Djasar und sagte ihnen: „Erzählt mir eure Geschichte!" Da entgegnete Djasar: „Wir sind aus Mosul und kamen mit Waren hierher; als wir in eurem Lande einkauften und verkauften, lud uns diese Nacht einer eurer Kaufleute zu einer Mahlzeit, zugleich aber auch von unserer Gesellschaft alle, die in demselben Wirtshause wohnten. Wir gingen zu ihm und brachten eine schöne Zeit bei ihm zu. Man hatte von verschiedenem gesprochen, da kam es zu einem lauten Wortwechsel zwischen den Gästen, der Polizeibeamte erschien, nahm einige von uns fest, während andere die Flucht ergriffen. Zu letzteren gehörten auch wir; fanden aber das Haus geschlossen, das erst des Morgens wieder geöffnet wird. Nun waren wir in Verlegenheit und wußten nicht, wohin wir uns wenden sollten, auch fürchteten wir, von der Polizei eingeholt und festgenommen zu werden, was

unserem Rufe hätte schaden können. Nun leitete uns das Geschick zu euch; wir hörten schönen Gesang und fröhliches Gespräch und dachten, daß hier ein großes Fest gehalten würde, wo viele Leute beisammen sind, und entschlossen uns, einzutreten, um euch unsere Dienste anzubieten und die Nacht bei euch angenehm zu vollenden. Ihr glaubtet uns, waret so gütig, uns einzulassen, und seid sehr gefällig und achtungsvoll gegen uns. Jetzt wißt ihr, warum wir hierhergekommen." Da riefen die Kalender: „Wir wünschten sehr, o Gebieterin! daß du uns diese zwei Leute schenkest, damit wir allegut von hier entlassen werden.“ Das Mädchen wandte sich sogleich zu der ganzen Gesellschaft und sprach: „Es sei so!“ und alle gingen nun fort aus dem Hause.

Der Kalif fragte dann die Kalender, wo sie hin wollten, da doch die Morgenröthe noch nicht angebrochen sei. Jene antworteten: „Bei Gott, wir wissen es nicht.“ Da antworteten die beiden: „Kommt, schläft bei uns!“ Der Kalif sagte dann heimlich zu Djafar: „Diese Leute werden bei dir übernachten, morgen aber bringe sie zu mir, damit wir eines jeden Geschichte und Abenteuer aufzeichnen.“ Djafar befolgte den Befehl des Kalifen. Dieser ging in sein Schloß, konnte aber vor vielem Nachdenken über die Geschichte der Kalender nicht schlafen, die Königsöhne waren und sich nun in einem solchen Zustande befanden. Auch war er sehr mit der Geschichte der Frau mit den schwarzen Hündinnen sowie der anderen beschäftigt. Er konnte nicht schlafen und den Morgen kaum erwarten, wo er sich dann auf den Thron setzte und dem Wesir Djafar, der zu ihm hereintrat und die Erde vor ihm küßte, sagte: „Es ist keine Zeit zu verlieren, hole mir schnell jene Frauen, damit ich die Geschichte der zwei schwarzen Hunde höre, bring auch die Kalender mit, eile aber schnell!“ Als der Kalif dies sehr heftig ausrief, eilte Djafar fort und nach einer Weile kam er mit den drei Mädchen und den drei Kalendern wieder; er stellte

die ersteren vor den Kalifen und die letzteren hinter einen Vorhang. Dann sprach Djafar: „Wir sind gnädig gegen euch, denn ihr seid uns mit Güte und Gastfreundschaft entgegengekommen. Ihr wißt wohl nicht, vor wem ihr hier steht; ich will euch aber damit bekanntmachen. Ihr seid hier in Gegenwart des Kalifen Harun Arraschid, unseres Herrn. Seid also beredter Zunge und sicheren Blicks und sagt nur die Wahrheit; seid aufrichtig, meidet die Lüge; sollte auch die Wahrheit euch wie das Feuer der Hölle brennen. Sage du nun dem Kalifen zuerst, warum du die zwei Hunde so mißhandeltest und nachher mit ihnen weintest.“

### Geschichte des ersten Mädchens

Als die Dame hörte, daß Djafar so im Namen des Kalifen mit ihr sprach, sagte sie: „Mir ist eine wunderbare Geschichte widerfahren; wenn man sie mit der Nadel in die Tiefe des Auges schreiben wollte, so wäre es eine Warnung und Lehre für einen jeden, denn diese zwei schwarzen Hündinnen sind meine Schwestern. Wir waren drei Schwestern von einem Vater und einer Mutter, und diese beiden Mädchen, von denen die eine Spuren der Schläge an sich trägt, und die andere die Wirtschaftlerin ist, sind von einer anderen Mutter. Als unser Vater starb, gingen diese beiden Schwestern zu ihrer Mutter, sobald des Vaters Erbe verteilt war; so vergingen viele Tage, bis unsere Mutter starb, die uns 3000 Denare hinterließ, jede von uns erhielt 1000 Denare als Anteil. Ich war die jüngste von ihnen. Meine beiden Schwestern statteten sich aus und heirateten. Der Gemahl der ältesten nahm sein und ihr Vermögen, packte Waren ein und reiste damit fort; er blieb fünf Jahre aus, verzehrte das ganze Vermögen, kam dann wieder zurück, aber behielt seine Frau

nicht bei sich, sondern ließ sie im fremden Lande. Sie reiste in der Welt herum und ich wußte nichts von ihr. Nach fünf Jahren kam sie zu mir als eine Bettlerin, mit zerlumpten Kleidern und in einem alten, schmutzigen Aufzuge; sie war im erbärmlichsten Zustande. Als ich sie sah, erschrak ich und sagte zu ihr, was bedeutet dieser Zustand? Sie antwortete mir: ‚Viele Worte helfen nichts, die Feder hat das göttliche Urtheil aufgezeichnet.‘ Hierauf, o Fürst der Gläubigen, führte ich sie ins Bad und zog ihr die schönsten Kleider an, kochte ihr auch Suppe, gab ihr Wein zu trinken und bediente sie einen Monat lang; dann sagte ich ihr: ‚O meine Schwester! du bist unsere älteste und an unserer Mutter Statt, hier ist mein Vermögen, das Gott gesegnet hat, ich will Seide spinnen und reinigen; mein Vermögen ist rein, nimm es hin, wir wollen gleich sein.‘ Ich erzeigte ihr die größten Wohlthaten, sie blieb ein ganzes Jahr bei mir. Wir waren besorgt über das Los unserer anderen Schwester, als diese endlich in einem noch elenderen Aufzuge als die ältere ankam. Ich tat noch mehr für sie als für jene. Einst sagten sie mir, wir wollen nicht ledig bleiben, sondern wieder heiraten. Ich antwortete ihnen: ‚Ihr habt kein Glück in der Ehe; es gibt wenig gute Männer, bleibt lieber bei mir, wir werden einander gegenseitig trösten; ihr habt ja schon die Ehe gekostet und sie hat euch nichts Gutes gebracht.‘ Sie hörten aber nicht auf meine Rede und heirateten ohne meine Erlaubnis; ich mußte sie ein zweites Mal von dem Meinigen ausstatten. Es dauerte aber nicht lange, da nahmen ihre Männer alles, was sie hatten, reisten damit fort und verließen meine Schwestern. Diese kamen jetzt wieder zu mir und entschuldigten sich. Sie sagten: ‚O Schwester! du bist jünger als wir an Jahren, aber älter an Verstand. Nun sei dies das erste- und letztemal, daß wir mit unserer Zunge eines Gatten erwähnen. Nimm uns als Sklavinnen zu dir, damit wir nur zu leben



haben.' Ich sagte ihnen: ,O meine Schwestern! es ist mir niemand so teuer als ihr.' Ich wendete mich ihnen wieder in Liebe zu und verkehrte sie noch mehr als früher. Wir lebten so drei Jahre lang; ich sah jeden Tag mein Vermögen zunehmen und meine Verhältnisse sich bessern. Da wollte ich einmal, o Fürst der Gläubigen!, Waren nach Basra verschicken, ich verschaffte mir ein großes Schiff und lud die Waren und viele Gerätschaften, deren ich bedurfte, darauf. Der Wind war uns günstig, aber wir fuhren doch zwanzig Tage lang fort, Tag und Nacht, bis wir endlich bemerkten, daß wir verirrt waren. Am zwanzigsten Tage stieg der Späher aufs Schiff, um sich umzuschauen und rief: ,Gute Nachricht!' und stieg freudig herunter. Dann sagte er: ,Ich habe in der Ferne etwas wie eine Stadt gesehen.' Wir freuten uns alle, und kaum verging eine Stunde, so hatte das Schiff auch schon diese Stadt erreicht; ich stieg aus, um mich darin umzusehen, da erblickte ich Menschen am Tore mit Bündeln in der Hand; ich näherte mich ihnen und sah, daß sie versteinert waren. Als ich ins Innere der Stadt kam, fand ich ebenfalls in den Basars alles versteinert, keiner besuchte den anderen, niemand blies Feuer an; ich sah in der ganzen Stadt nichts als versteinerte Menschen, wie Bildsäulen. Da erblickte ich eine Türe mit rotem Gold beschlagen, mit einem seidenen Vorhang und einer Lampe darüber; ich dachte, das ist bei Gott sonderbar, hier muß doch wohl ein Mensch sein! Ich trat zur Türe hinein und fand einen leeren Saal, in dem ich mich ganz allein befand; ich ging von diesem Saale noch in viele andere, bis ich endlich ins Frauengemach kam, das auf den höchsten Wohlstand deutete. Alle Wände waren mit goldgestickten Vorhängen verziert; hier sah ich die Königin schlafen, mit Perlen geschmückt so groß wie Haselnüsse, auf ihrem Haupte eine Krone mit Edelsteinen besetzt.



Das Schloß war mit seidenen, goldgeblümten Teppichen bedeckt. Mitten im Saale stand ein Thron von Elfenbein mit Gold belegt und zwei grünen Smaragden, es hing ein Vorhang mit Perlen gestickt darüber hinunter, hinter dem Vorhange sah ich ein Licht hervorleuchten; ich bestieg diesen Thron, steckte meinen Kopf durch den Vorhang, und da fand ich, o Fürst der Gläubigen! einen Edelstein, so groß wie ein Straußenei, auf einem kleinen Stühlchen liegen, so stark glänzend, daß man fast geblendet wurde; es war ferner dort ein Bett gemacht und eine seidene Decke lag darüber. Neben dem Kopfkissen brannten zwei Wachskerzen. Niemand war zu sehen. Ich war sehr erstaunt und dachte: es kann nur ein Mensch diese Wachskerzen angezündet haben, und ich wandte mich weg. Da kam ich in eine Küche, dann in königliche Vorratskammern, und so ging ich immer fort von einem Gemach ins andere, bis ich mich selbst vergaß über alles Wunderbare, was mir in dieser Stadt begegnet. Endlich ward es Nacht, ich ging eine Weile im Dunkeln herum und wußte nicht, wohin mich wenden, als ich wieder den Thron und den Vorhang bemerkte, hinter welchem das Licht war; ich legte mich aufs Bett, deckte mich mit der Decke zu, konnte aber nicht einschlafen. Um Mitternacht hörte ich eine zarte Stimme etwas lesen. Ich freute mich, stand auf und folgte der Stimme, bis ich an ein Zimmer kam, dessen Thüre geschlossen war; ich schaute durch die Spalten der Thüre und sah eine Art Kapelle mit dem Zeichen, wohin sich die Betenden zu wenden haben, mit hängenden Lampen und einem Lesepult mit Wachskerzen. Auch war ein kleiner Teppich auf den Boden ausgebreitet, auf welchem ein hübscher Jüngling saß, er hatte einen Koran in Hefen vor sich liegen und las. Ich konnte nicht begreifen, wie dieser Jüngling allein davon gekommen sein sollte, während alle übrigen Einwohner versteinert worden, und dachte mir irgendeinen wunderbaren Grund. Ich öffnete hierauf die Thüre,

trat in die Kapelle, grüßte den Jüngling und sprach: ‚Gelobt sei Gott, der mich dir zugeführt, damit du uns und unser Schiff rettetest und wir nach Hause zurückkönnen. O Herr! ich beschwöre dich bei der Wahrheit dessen, was du eben gelesen, antworte mir!‘ Der Jüngling sah mich lächelnd an und sagte: ‚O Mädchen! erzähle mir erst, wie du hieher gekommen, nachher will ich dir auch meine Geschichte und die von der versteinerten Stadt erzählen, so wie die Ursache meiner Rettung.‘ Ich erzählte ihm, wie unser Schiff zwanzig Tage umher gerirrt, fragte ihn dann, warum die Leute dieser Stadt versteinert worden; da sagte er: ‚Warte ein wenig, ich will dirs gleich erzählen‘; er legte dann sein Buch weg und sprach: ‚Wisse, o Magd Gottes! diese Stadt gehörte meinem Vater, er ist der schwarze Stein innerhalb des Schlosses, den du bei der Königin, meiner Mutter, im Schlafkabinette gesehen. Die Einwohner dieser Stadt waren Magier, die das Feuer anbeteten und bei diesem schwuren und nicht beim allmächtigen Gott. Mein Vater war sehr gefällig und gut gegen mich. Als ich heranwuchs, lehrte mich eine alte Frau, die bei uns im Hause war, den Koran, auch sagte sie mir: ‚Bete nur den erhabenen Gott an!‘ Ich lernte den Koran bei ihr, ohne daß mein Vater und meine Leute etwas davon wußten. Eines Tages hörten wir eine furchtbare Stimme, welche rief: ‚Ihr Bewohner dieser Stadt! hört auf das Feuer anzubeten! betet zu Gott dem Barmherzigen!‘ Sie bekehrten sich aber nicht. Diese Stimme kam drei Jahre nach einander dreimal wieder, und nach dem letzten Jahre war auf einmal die Stadt, wie du sie jetzt siehst. Ich kam allein davon und bringe nun meine Zeit hin, Gott zu dienen. Schon verlor ich aber die Geduld in meiner Einsamkeit, weil ich niemanden habe, der mich unterhält und tröstet.‘ Ich sagte hierauf zu ihm: ‚Willst du mit mir nach Bagdad kommen? Die Sklavin, die du hier vor dir siehst, ist Herrin unter ihrem Volke; sie gebietet über Männer

und Sklaven, ich besitze viele Güter und Waren und nur ein Theil derselben füllt das ganze Schiff aus, das an der Stadt vor Anker liegt, das so lange herumgeirrt, bis es Gott hierher geworfen, damit ich dich fände, der mein Herr und Gebieter sein soll.'

Als wir vom Schlosse, aus dem wir die größten Kostbarkeiten mitgenommen hatten, in die Stadt kamen, fand ich meine Schwestern, den Kapitän des Schiffes und die Diener, die mich suchten; sie freuten sich, als sie mich sahen; ich erzählte ihnen die Geschichte des Jünglings und der Stadt. Sie wunderten sich darüber. Aber, o Fürst der Gläubigen! sobald meine Schwestern den Jüngling sahen, beneideten sie mich und beschloßen Böses gegen mich; wir gingen alle aufs Schiff, heiter vor Freude über unsern Gewinn. Wir warteten dann, bis guter Wind kam, um abzufegeln.

Als der Wind gut ward, reisten wir ab, setzten uns und plauderten miteinander; da sagten meine Schwestern: 'O Schwester, was willst du mit diesem Jüngling anfangen?' Ich antwortete: 'Ihn zum Manne nehmen.' Hierauf ging ich gleich zu ihm und sprach: 'Mein Herr! ich hoffe, du wirst mir meinen Wunsch gewähren, daß du, wenn ich mich dir bei unserer Ankunft in Bagdad als nntertäniges Weib vorstelle, mein Mann werden wollest.' — 'Recht gern', antwortete der Jüngling, 'werde ich dir gehorchen und dich dazu noch als meine Herrin und Gebieterin ansehen.' Ich wandte mich dann wieder zu meinen Schwestern und sagte ihnen: 'Dies ist mein Gewinn, euch bleibe hingegen alles, was ihr aus der Stadt mitgenommen.' Aber sie verheimlichten böse Gedanken gegen mich, sie wurden blaß aus Neid wegen des Jünglings. Wir hatten guten Wind, bis wir in den Strom kamen. Als wir schon in der Nähe von Basra waren und nachts schliefen, da benutzten meine Schwestern den Schlaf, hoben mich mit meinem Bette auf und warfen mich in den Strom; dann taten sie das

gleiche mit dem Jüngling. Dieser ertrank, ich hätte mit ihm ertrinken mögen, aber Gott hatte meine Rettung beschlossen, ich fiel auf eine kleine, aber hohe Insel. Als ich erwachte, und mich mitten im Wasser befand, dachte ich wohl, daß meine Schwestern mich verraten hätten; ich dankte Gott für meine Rettung. Da indessen ihr Schiff wie ein Blitz vorübereilte, blieb ich die ganze Nacht auf dem Inselchen stehen. Als der Tag heranbrach, sah ich am Ende der Insel, auf welcher ich war, einen trockenen Platz, ich ging dahin, preßte meine Kleider aus und hing sie zum trocknen auf, aß von den Früchten der Insel, trank von dem Wasser, ging ein wenig umher, dann ruhte ich wieder aus. Ich war nur noch zwei Stunden entfernt von der Stadt; da kam eine lange Schlange, so dick wie ein Dattelbaum. Sie schlich langsam herbei, bald rechts, bald links, bis sie bei mir war, ich sah, wie sie die Zunge eine Spanne weit herausstreckte und die Erde aufwühlte; hinter ihr gewahrte ich einen dünnen Basilisk, nicht dicker als eine Lanze, aber so lang wie zwei; er hatte schon den Schwanz der Schlange erreicht, die vor ihm floh und mit weinenden Augen sich links und rechts umsah. Da bekam ich Mitleid mit der Schlange, o Fürst der Gläubigen!, und nahm einen großen Stein, rief Gott zu Hilfe und schlug den Basilisk damit, bis er tot war. Sogleich schlug die Schlange zwei Flügel auf und flog davon, bis ich sie nicht mehr sah. Ich setzte mich, um auszuruhen, da überfiel mich der Schlaf. Als ich erwachte, sah ich eine schwarze Sklavin mit zwei schwarzen Hündinnen, die mich an den Füßen faßte; ich stand auf und sagte: ‚Wer bist du, meine Schwester?‘ Sie antwortete mir: ‚Du hast mich schnell vergessen; ich bins, der du so viel Gutes erwiesen, ich bin die Schlange, die eben hier war, und deren Feind du mit Gottes Hilfe erschlagen; um dich zu belohnen, holte ich das Schiff ein und befahl einem meiner Gehilfen, es untergehen zu lassen. Zuvor aber hatte ich alles, was darin war, in

dein Haus gebracht, denn ich wußte wohl, wie deine Schwestern gegen dich verfahren, denen du immer so viel Gutes erwiesen und die dich doch wegen des Jünglings beneidet; sie sind nun diese zwei schwarzen Hündinnen. Und ich schwöre bei dem, der Himmel und Erde geschaffen, daß, wenn du dem, was ich dir sage, nicht gehorchst, ich dich unter der Erde einsperren will.' Die Khasin verschwand hierauf, ward ein Vogel, flog mit mir und meinen Schwestern davon und setzte uns auf mein Haus nieder. Hier fand ich alles, was auf dem Schiffe gewesen war, wieder. Sie sagte mir dann noch: 'Ich schwöre zum zweitenmal bei dem, der die beiden Meere vereinigte — und wenn du mir nicht gehorchst, werde ich dich auch wie sie zur Hündin machen — du mußt jeder von ihnen jede Nacht dreihundert Prügel geben, um sie für ihre Schandtath zu bestrafen.' Als ich zu gehorchen versprach, verließ sie mich. Und von der Zeit an, wo sie mich beschworen hatte, strafe ich sie jede Nacht, bis das Blut fließt. Es tut mir zwar im Herzen weh, aber ich habe keine Wahl; darum peinige ich sie und weine dann mit ihnen. Sie wissen wohl, daß ich sie nicht gern mißhandele und entschuldigen mich deshalb. Dies ist meine Geschichte."

Als der Kalif dies hörte, war er höchst erstaunt und befahl Djasar, das andere Mädchen zu fragen, warum sie selbst so ihre Brust und ihre Seiten zerfchlagen, und sie begann:

### Geschichte des zweiten Mädchens

„Als mein Vater starb, hinterließ er mir ein großes Vermögen; ich verheiratete mich mit einem der vornehmsten Männer in Bagdad und lebte ein Jahr lang höchst angenehm mit ihm. Nach einem Jahre starb er und hinterließ mir 90 000 Denare; ich lebte im größten Wohlstande, ließ mir viele Kleider machen, putzte mich und gab viel



Geld ans; man redete überall von mir. Ich hatte zehn verschiedene Kleidungen, jede für 1000 Denare. Als ich einst zu Hause saß, kam eine steinalte Frau mit runzeligem Gesicht zu mir, grüßte mich, küßte die Erde vor mir und sprach: ‚Wisse, o Gebieterin!, ich habe eine Tochter, die Waise ist, heute nacht ist ihre Hochzeit und ihre Ausschmückung; wir sind fremd in dieser Stadt, kennen keinen ihrer Bewohner, dies tut unseren Herzen weh; du wirst dir daher ein großes Verdienst erwerben, wenn du zu uns kommst, damit die Frauen dieser Stadt es hören und auch kommen; du wirst, wenn du mit deiner Gegenwart uns beehrst, meiner Tochter Herz stärken.‘

Sie weinte und bat so lange, bis ich sie bemitleidete, ihre Bitte gewährte und zu ihr also sprach: ‚So Gott will, werde ich deiner Tochter dies zu Gefallen tun und sie dazu noch mit einem Schmucke zieren.‘ Die Alte fiel vor Freude mir zu Füßen und küßte sie und sagte: ‚Gott wird dich dafür belohnen und dein Herz ebenso stärken, wie du das meinige gestärkt. Aber, meine Gebieterin, du brauchst deine Bedienung nicht sogleich zu bemühen; du kannst dich bis zum Abend vorbereiten, dann werde ich kommen, um dich abzuholen.‘ Als sie weggegangen war, fing ich an, die Perlen zu ordnen, die goldgestickten Kleider und den übrigen Schmuck zurechtzulegen, denn ich hatte eine geheime Vorahnung. Als es Nacht war, kam die Alte freudig mit lachenden Zähnen und sagte: ‚O Gebieterin! schon sind die meisten Frauen der Stadt versammelt, die dich erwarten.‘ Ich stand auf, kleidete mich an, verschleierte mich, ging hinter der Alten her, und einige Sklavinnen folgten mir. Wir kamen in eine hübsche, rein-gekehrte und besprühte Straße. Ein schwarzer Vorhang bedeckte eine Türe, und auf derselben war eine goldene, durchlöchernte Lampe.

Die Alte klopfte an; es ward sogleich geöffnet. Als wir in die Wohnung traten, sahen wir brennende Wachskerzen in zwei Reihen von



der Türe bis oben zum Saal aufgestellt. Auf dem Boden lag ein seidener Teppich; wir gewahrten einen Thron von Elfenbein mit Edelsteinen besetzt, mit einem atlasnen, mit Perlen gesticktem Vorhange. Auf einmal kam ein Mädchen hinter diesem hervor, o Fürst der Gläubigen!, schöner als der Vollmond; sie sprach: ‚Sei tausendmal willkommen, teure Schwester! Ich habe einen Bruder, schöner als ich; er hat dich auf einem Feste gesehen und liebt dich seitdem von ganzem Herzen, weil sowohl dein Rang als deine Schönheit und Liebenswürdigkeit vollkommen sind. Da er gehört hat, daß du eine der Vornehmsten unter dem Volke bist und er ebenfalls ein großer Herr unter den Seinigen, so will er mit dir einen Bund schließen und dein Mann werden.‘ Ich antwortete: ‚Wohl sehe ich kein Hindernis, seinen Willen zu erfüllen.‘ Ich hatte dies kaum gesagt, o Fürst der Gläubigen!, da klatschte sie in die Hände; es öffnete sich ein Kabinett, und ein Mann in frischer Jugend, von hübscher Gestalt und schönem Wuchse trat heraus, sauber gekleidet, mit Augenbrauen wie ein Bogen und herzbezaubernden Augen.

Sobald ich ihn sah, liebte ich ihn schon; er setzte sich neben mich, wir unterhielten uns miteinander. Dann klatschte das Mädchen wieder; da öffnete sich noch einmal ein Kabinett; es kam der Kadi mit vier Zeugen heraus, die setzten sich, um den Ehekontrakt zu schreiben; der Jüngling machte zur Bedingung, daß ich niemanden außer ihm anblicken sollte; ich mußte sogar einen hohen Eid deshalb schwören. Ich lebte nun mehrere Monate sehr glücklich mit meinem Manne. Eines Tages bat ich meinen Mann um die Erlaubnis, einen besonders schönen Stoff zu kaufen, und als er mir es erlaubt hatte, ging ich auf den Markt mit einer alten Frau und zwei Sklavinnen. Als ich in das Haus, wo die Seidenstoffe verkauft werden, kam, sagte mir die Alte: ‚Hier wohnt ein junger Kaufmann, der ein großes Lager

hat, und bei dem du alles findest, was du nur verlangst. Niemand hat schönere Waren als er; komm, wir wollen uns zu ihm setzen, um bei ihm einzukaufen.'

Ich sagte zur Alten, der Kaufmann möge uns seine Waren zeigen; sie fragte mich, warum ich's ihm nicht selbst sagen wollte, und ich antwortete ihr: 'Weißt du nicht, daß ich geschworen habe, mit keinem fremden Manne zu sprechen?' Die Alte sagte es dem Kaufmanne, und dieser holte seine Waren herbei, von denen mir manches gefiel. Ich sprach zur Alten wieder: 'Frage ihn, wie teuer dies ist?' Als sie ihn fragte, antwortete er: 'Dies verkaufe ich nicht für Silber und nicht für Gold, nur für einen Kuß auf ihre Wangen gebe ich's her.' Ich rief: 'Bewahre mich Gott davor!' Da jagte die Alte: 'O meine Gebieterin, du brauchst ihn ja ebensowenig zu sprechen als er dich, du neigst nur dein Gesicht zu ihm hin, und er gibt einen Kuß und weiter nichts; folge mir nur!' Ich dachte: dabei ist nichts Böses, und neigte ihm meine Wange hin, da biß er mich mit seinen Zähnen, bis ihre Spuren auf der Wange stehenblieben; ich fiel in Ohnmacht, und als ich wieder erwachte, fand ich den Laden geschlossen; der Kaufmann war fort, das Blut lief mir über das Gesicht hernieder, und die Alte war höchst bestürzt.

Die Alte sprach nunmehr: 'Gott bewahre uns vor größerem Übel! Steh' nur auf, meine Gebieterin! Fasse Mut, mache keinen Lärm, geh' nach Hause, stelle dich krank, decke dich zu, und ich werde Pulver und Pflaster bringen, dir deine Wange in drei Tagen zu heilen.' Wir machten uns auf und gingen langsam nach Hause. Hier fiel ich um vor heftigen Schmerzen, schlüpfte unter die Decke und trank Wein. Bald darauf kam mein Mann zu mir und sagte: 'O meine Teure! was hast du? Und woher kommt denn die Wunde auf deiner Wange?' Ich suchte ihm auszuweichen, aber er drang so lange in mich, bis ich





mich in meinen Reden verwirrte und er zuletzt die Wahrheit erfuhr. Da schrie er mich an: „Du hast deinen Eid gebrochen!“ Auf diesen Ruf kamen aus einem Kabinette drei schwarze Sklaven herbei; er befahl ihnen, mich zu töten. Ich weinte und fiel ihm zu Füßen und bat ihn, doch meiner zu schonen und Erbarmen zu üben. Er wollte aber nichts davon wissen und warf mir immer wieder meinen Meineid vor. Während wir so miteinander sprachen und ich schon am Leben verzweifelte, kam die Alte, die die Amme meines Mannes war, und bat weinend, er möge mir doch verzeihen. Sie weinte so lange, bis er beruhigt ward; doch sprach er: „Ich will ihr ein bleibendes Zeichen geben, das nie vergeht.“ Er ließ mich dann durch die Sklaven geißeln, bis ich das Bewußtsein verlor. Er sagte ihnen dann, sie sollten mich abends in das Haus bringen, das ihnen die Alte zeigen würde. Sie befolgten den Befehl ihres Herrn, warfen mich ins Haus und ließen mich allein. Meine Ohnmacht dauerte die ganze Nacht. Des Morgens pflegte ich mich und gebrauchte Pflaster und Arzneien. Als ich genas und wieder in mein Haus kam, war es eine Ruine; auch die ganze Straße war verwüstet. Ich ging dann zu meiner Schwester, welche die beiden Hündinnen hat; sie grüßte mich, und ich erzählte ihr meine Geschichte. Sie sagte: „Wer bleibt von den Unfällen der Welt und den Schlägen des Schicksals befreit!“

Sie erzählte mir auch ihre Geschichte, o Fürst der Gläubigen!, und das, was mit ihren Schwestern vorgefallen. Wir blieben dann beisammen und erwähnten der Männer nicht mehr. Die junge Wirtschaftlerin leistet uns Gesellschaft; sie geht jeden Tag auf den Markt, um für uns einzukaufen. Da sie nun heute wie gewöhnlich ausging, kam sie mit einem Träger zurück; wir lachten die ganze Nacht über ihn. Kaum war ein Viertel der Nacht vorüber, da kamen die drei Kalender, die wir aufnahmen und mit denen wir uns unterhielten. Es war kaum ein Drittel



der Nacht vorüber, da kamen zwei vornehme Kaufleute von Mosul und erzählten uns ihre Geschichte. Wir legten ihnen Bedingungen auf, die sie nicht hielten, und zur Strafe mußten sie uns nun ihre Geschichte erzählen; dann verziehen wir ihnen, und sie gingen fort. Heute wurden wir nun auf einmal zu dir gerufen. Dies ist unsere Geschichte."

Nach langem Staunen sagte der Kalif zur ersten Frau: „Erzähle mir die Geschichte der Schlange, die deine Schwestern bezaubert und in Hunde verwandelt hat. Weißt du, wo sie sich aufhält? Oder hat sie dir eine Zeit bestimmt, wo sie wieder zu dir kommen wird?“ Da erwiderte diese: „Sie hat mir ein Büschel Haare gegeben und mir gesagt: ‚Wenn du nach mir verlangst, so verbrenne zwei Haare, und ich erscheine dir sogleich, und wäre ich auch hinter dem Berge Kaf.‘“ Da fragte der Kalif weiter: „Wo sind diese Haare?“ und sie überreichte sie ihm. Der Kalif nahm die Haare und verbrannte sie; da erlebte das ganze Schloß, die Schlange kam hervor und sprach: „Friede sei mit euch! O Fürst der Gläubigen! Wisse, daß diese Frau mir eine Wohlthat erzeigte, für die ich sie nicht genug belohnen kann; sie hat meinen Feind getötet und mir das Leben gerettet. Ich wußte, was ihre Schwestern ihr getan, und es war mir nichts erwünschter, als sie dafür zu bestrafen; ich wollte sie töten, fürchtete aber, es möchte ihrer Schwester zu wehe tun, darum verzauberte ich sie in Hündinnen. Nun aber, wenn du es wünschest, o Fürst der Gläubigen! so befreie ich sie gern; du hast nur zu befehlen.“ Da antwortete der Kalif: „Befreie sie, o Geist! Laß uns auch ihrem Gram ein Ende machen; es bleibt dann nur noch diese geschlagene Frau hier die einzige Leidende, die vielleicht der erhabene Gott auch noch rechtfertigen mag, indem er mich von der Wahrheit überzeugt.“ Da sprach wieder der Geist: „O Fürst der Gläubigen! Ich befreie diese hier und zeige dir auch den, der diese Frau so mißhandelt hat; er ist dir sehr nahe verwandt.“



Die Schlange nahm dann eine Schale, sagte etwas, das niemand verstand, bespritzte die zwei Schwestern mit Wasser, und sie waren frei und nahmen ihre frühere Gestalt wieder an. Dann sprach der Geist: „Dein Sohn Amin ist's, der sie so geschlagen; er hatte von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit gehört und List gegen sie angewandt, doch hat er sie gesetzmäßig geheiratet; auch hat er sie nicht mit Unrecht geschlagen, denn sie hat ihren Eid gebrochen; er wollte sie mit dem Tode bestrafen, fürchtete aber Gott, züchtigte sie lieber auf diese Weise und ließ sie dann in ihr Haus führen. Dies ist die Geschichte der Zweiten, Gott aber ist allweise.“

Als der Kalif diese Worte des Geistes hörte, verwunderte er sich sehr, und sprach: „Gelobt sei der erhabene Gott, der mich dazu bestimmt hat, die zwei Mädchen von ihrem Zauber und ihrer Pein zu befreien und auch die Geschichte dieser Frau zu vernehmen; bei Gott, ich will so handeln, daß man es nach mir aufzeichnen wird!“

Er ließ dann sogleich seinen Sohn Amin kommen und fragte ihn nach allem, wie es in der Wahrheit vorgefallen; er ließ dann den Kadi, die Jengen, die drei Kalender, das geschlagene Mädchen und die Wirtschaftlerin kommen; als alle zugegen waren, verheiratete er die drei Schwestern, die zwei verzauberten und die andere, mit den drei Kalendern, den Prinzen, und machte sie zu hohen Beamten an seinem Hofe, bestimmte ihnen Gehalte, schenkte ihnen Pferde und Schlösser in Bagdad und was sie sonst bedurften, und machte sie zu seiner auserwählten Gesellschaft. Er verheiratete dann das geschlagene Mädchen wieder mit seinem Sohne Amin, erneuerte den Ehekontrakt, schenkte ihr viele Güter und ließ ihr Haus wieder schöner aufbauen, als es war; dann nahm er die dritte Frau, die Wirtschaftlerin, und heiratete sie selbst. Alle Leute bewunderten den Edelmut und die Freigebigkeit des Kalifen; hierauf ließ er alle drei Geschichten aufzeichnen.



in leichtsinniger Eseltreiber ging einst auf der Straße und hatte den Zaum seines Esels in der Hand, den er daran nachschleppte. Zwei Diebe bemerkten dies und einer sagte zum andern: „Ich will diesem Mann seinen Esel entwenden.“ — „Wie kannst du dies?“ fragte der andere. „Folge mir nur“, erwiderte jener und ging auf den Esel zu, nahm ihm den Zaum ab, gab den Esel seinem Freunde und legte den Zaum um seinen Kopf und ging dem Eigentümer des Esels so lange nach, bis sein Freund mit dem Esel fort war. Sobald er den Esel in Sicherheit wußte, blieb er stehen; der Eseltreiber zog am Zaume, aber

der Dieb ging nicht weiter. Da drehte sich der Eseltreiber um, und als er den Baum um den Kopf eines Menschen sah, fragte er ihn: „Wer bist du?“ Der Dieb antwortete: „Ich bin dein Esel und habe dir eine wunderbare Geschichte zu erzählen. Wisse, ich hatte eine sehr fromme, alte Mutter; einst kam ich betrunken nach Hanse, da sagte sie: ‚Mein Sohn, es ist bald Zeit, daß du dich zu Gott bekehrst.‘ Ich aber, berauscht, wie ich war, verhöhnte sie und wollte von ihren Ermahnungen nichts wissen. Da verfluchte sie mich; und Gott verwandelte mich in einen Esel, und als solcher diene ich dir die ganze Zeit her. Heute hat nun aber meine Mutter meiner gedacht und mich bemitleidet; darnum hat mir Gott meinen Verstand wiedergegeben und mir wieder die Gestalt eines Menschen verliehen.“ Da sagte der Eseltreiber: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott dem Erhabenen; ich beschwöre dich bei Gott, erlasse mir meine Schuld!“ Der Dieb ließ den Eseltreiber stehen und ging seines Weges, und der Bestohlene ging tiefbetrübt nach Hause. Da fragte ihn seine Frau: „Was ist dir zugestoßen und wo ist dein Esel?“ Er antwortete: „Weißt du es noch nicht?“ und erzählte ihr die Geschichte. „Wehe uns“, rief die Frau aus, „so haben wir die ganze Zeit einen Menschen für einen Esel arbeiten lassen.“ Sie flehte dann Gott um Gnade an und teilte Almosen aus. Nachdem aber der Eseltreiber einige Zeit müßig zu Hanse saß, sagte ihm seine Frau: „Wie lange willst du noch so zu Hause sitzen? Geh auf den Markt und kaufe einen andern Esel, mit dem du etwas erwerben kannst.“ Er ging auf den Markt und blieb bei einem Esel stehen, um ihn zu kaufen; auf einmal erkannte er ihn als seinen früheren Esel. Da sagte er ihm ins Ohr: „Wehe dir, du Verruchter, warst du schon wieder betrunken und hast deine Mutter verhöhnt? Bei Gott, ich kaufe dich nicht mehr.“ Er ließ den Esel dann stehen und ging fort.



## Zwei Abenteuer des Kalifen Harun Arraschid



**E**inst befand sich der Kalif Harun Arraschid in der düstersten Schwerkmut. Sein Wesir, Djasar, stand schon lange vor ihm und wartete, ob der Kalif ihn bemerken würde.

Endlich schlug der Kalif die Augen auf und sah Djasar an; allein er wandte sich sogleich wieder ab und blieb in seiner bisherigen Stellung ebenso unbeweglich wie zuvor.

Da der Großwesir in den Augen des Kalifen keinen Unwillen gegen seine eigene Person bemerkte, so nahm er endlich das Wort und sagte: „Beherrscher der Gläubigen, erlaubst du mir wohl die Frage, woher







diese Schwermut rühren mag, die du heute blicken läßt und wozu du sonst immer so wenig Neigung verrietest?"

„Es ist wahr, Wesir“, erwiderte der Kalif, eine andere Stellung annehmend, „ich bin sonst nicht geneigt dazu, und wenn du nicht gekommen wärest, so hätte ich meinen gegenwärtigen Trübsinn gar nicht bemerkt; ich habe aber auch schon so genug daran, daß ich es keinen Augenblick länger aushalte. Wenn es nichts Neues gibt, was dich zu mir führt, so tue mir den Gefallen und erfinde irgend etwas, um mich zu zerstreuen.“

„Beherrscher der Gläubigen“, antwortete der Großwesir Djafar, „bloß meine Pflicht hat mich hierher geführt, und ich nehme mir die Freiheit, dich zu erinnern, daß du dir selbst die Verpflichtung auferlegt hast, auf die gute Ordnung in deiner Hauptstadt und der Umgegend persönlich ein wachsames Auge zu haben. Gerade den heutigen Tag hast du dir dazu bestimmt, und so bietet sich von selbst die schönste Gelegenheit, die Wolken zu verscheuchen, die deine gewöhnliche Heiterkeit trüben.“

„Ich hatte es ganz vergessen“, entgegnete der Kalif, „und du erinnerst mich zur gelegenen Stunde daran. Geh’ also und kleide dich um, ich will es indes auch so machen.“

Sie verkleideten sich nun in fremde Kaufleute und gingen so ganz allein miteinander durch eine geheime Gartentüre des Palastes, die aufs Feld führte. In ziemlich weiter Entfernung von den Toren machten sie nun die Runde um die Stadt bis an die Ufer des Euphrats, ohne etwas zu bemerken, was gegen die gute Ordnung gewesen wäre. Auf dem ersten Boot, das sie antrafen, setzten sie über den Strom, machten nun auch um die entgegengesetzte Seite der Stadt die Runde und nahmen dann ihren Weg über die Brücke, welche beide Hälften der Stadt verband.

Am Ende dieser Brücke trafen sie einen alten blinden Mann, der um ein Almosen bat. Der Kalif wandte sich gegen ihn und drückte ihm ein Goldstück in die Hand. Der Blinde faßte ihn augenblicklich am Arme, hielt ihn an und sagte: „Mildtätiger Mann, wer du auch sein magst, dem Gott eingegeben hat, mir dies Almosen zu reichen, versage mir die Gnade nicht, um die ich dich jetzt bitte, und gib mir eine Ohrfeige. Ich habe sie verdient, ja vielleicht noch eine derbere Züchtigung.“ Mit diesen Worten ließ er die Hand des Kalifen los, damit er ihm die Ohrfeige geben könnte, aber um ihn nicht vorüber zu lassen, ehe er es getan hätte, faßte er ihn beim Kleide.

Der Kalif, höchlich verwundert über das Verlangen und Benehmen des Blinden, sagte zu ihm: „Guter Mann, ich kann dir deine Bitte nicht gewähren; ich werde mich wohl hüten, das Verdienstliche meines Almosen durch eine so schlechte Behandlung, wie du von mir verlangst, wieder aufzuheben.“ So sprechend suchte er sich mit Gewalt von dem Blinden loszumachen.

Der Blinde aber, der infolge mannigfacher Erfahrungen seit langer Zeit sich dieser Weigerung seines Wohltäters versehen hatte, wendete alle seine Kraft an, um ihn festzuhalten. „Herr“, sagte er zu ihm, „verzeih mir meine Kühnheit und Aufdringlichkeit; ich bitte dich, gib mir eine Ohrfeige oder nimm dein Almosen zurück; ich kann es nur unter dieser Bedingung behalten, oder ich müßte einen feierlichen Eid brechen, den ich vor Gott geschworen habe; wenn du den Grund wüßtest, so würdest du mir gern zugeben, daß diese Strafe sehr gering ist.“

Der Kalif, der sich nicht länger aufhalten lassen wollte und den aufdringlichen Blinden nicht los werden konnte, versetzte ihm endlich eine ziemlich leichte Ohrfeige. Der Blinde ließ ihn nun auf der Stelle unter vielen Danksayungen und Segenswünschen los, und der Kalif

ging mit dem Großwesir weiter. Kaum aber waren sie einige Schritte gegangen, so sagte er zum Wesir: „Dieser Blinde muß doch seine wichtige Ursache haben, warum er von allen, die ihm ein Almosen geben, dies verlangt. Ich wünschte das Nähere darüber zu erfahren, lehre daher um, sage ihm, wer ich bin, und er solle sich morgen um die Zeit des Nachmittagsgebetes im Palast einfinden, indem ich ihn zu sprechen wünsche.“

Der Großwesir ging auf der Stelle zurück, gab dem Blinden ein Almosen und hernach eine Ohrfeige, und nachdem er seinen Befehl an ihn ausgerichtet, eilte er wieder zum Kalifen.

Sie kehrten in die Stadt zurück, und ehe der Kalif seinen Palast erreicht hatte, erblickte er in einer Straße, durch die er schon lange nicht mehr gegangen war, ein neu angeführtes Gebäude, das er für das Haus irgendeines Großen seines Hofes hielt. Er fragte den Großwesir, ob er wisse, wem es gehöre; dieser antwortete, er wisse es nicht, wolle sich aber erkundigen.

Er fragte nun einen Nachbar, der ihm sagte, das Haus gehöre dem Gogia Hassan, Alhabbal genannt wegen seines Seilerhandwerks, das er ihn selbst noch in großer Armut habe treiben sehen; indes habe er, ohne daß man wisse, wo das Glück ihn begünstigt, ein so großes Vermögen erworben, daß er die Kosten dieses stattlichen Baues sehr leicht habe tragen können.

Der Großwesir eilte dem Kalifen nach und sagte ihm, was er gehört hatte. „Ich will diesen Gogia Hassan Alhabbal sehen“, sprach der Kalif; „gehe und melde ihm, er solle sich morgen um dieselbe Stunde wie der blinde Bettler in dem Palast einfinden.“ Der Großwesir ermangelte nicht, den Befehl des Kalifen anzunehmen.

Am folgenden Tage nach dem Nachmittagsgebet trat der Kalif in sein Audienzzimmer, und der Großwesir führte sogleich die beiden

obenerwähnten Personen zu ihm ein und stellte sie ihm vor. Sie warfen sich alle beide vor dem Throne des Beherrschers der Gläubigen nieder, und als sie wieder aufgestanden waren, fragte der Kalif den Blinden, wie er heiße. „Baba Abdallah“, antwortete der Blinde. „Baba Abdallah“, sagte hierauf der Kalif zu ihm, „deine Art, Almosen zu fordern, erschien mir gestern so seltsam, daß ich ohne gewisse besondere Rücksichten mich wohl gehütet hätte, dir den Gefallen zu erweisen, den du verlangtest; im Gegentheil hatte ich große Lust, dir dein Handwerk zu legen, wodurch du allem Volke großes Ärgernis gibst. Ich habe dich daher kommen lassen, um von dir zu erfahren, was dich zu einem so unverständigen Gide veranlaßt hat, und aus deiner Antwort werde ich urtheilen, ob du recht gehandelt hast und ob ich dir noch länger ein Betragen gestatten kann, mit dem du ein so schlechtes Beispiel zu geben scheinst. Sage mir ohne Hehl, wie bist du auf diesen tollen Einfall gekommen? Verschweig' mir nichts, denn ich verlange es durchaus zu wissen.“

Baba Abdallah, durch diesen Verweis eingeschüchtert, warf sich zum zweiten Male vor dem Throne des Kalifen auf sein Angesicht, und als er wieder aufgestanden war, begann er also: „Beherrscher der Gläubigen, ich bitte dich demüthiglichst um Verzeihung für die Frechheit, womit ich es gewagt habe, dich zu einer Sache zu nötigen, die allerdings mit der gesunden Vernunft zu streiten scheint. Ich erkenne mein Verbrechen an, aber da ich meinen Herrn und König nicht kannte, so flehe ich jetzt um Gnade und hoffe, daß du meine Unwissenheit berücksichtigen wirst.“

In Beziehung auf das, was du Tollheit zu nennen beliebst, muß ich allerdings gestehen, daß mein Betragen in den Augen der Menschen nicht anders erscheinen kann; in den Augen Gottes aber ist es nur eine sehr geringe Buße für eine ungeheure Missethat, deren ich mich

schuldig gemacht habe und die ich nicht genugsam abbüßen würde, wenn auch alle Menschen, einer nach dem andern, kämen und mir Ohrfeigen gäben. Du wirst dies selbst beurteilen können, wenn ich dir, deinem Befehle gemäß, meine Geschichte erzählt und gezeigt habe, worin diese ungeheure Missethat besteht."

### Geschichte des blinden Baba Abdallah

"Beherrscher der Gläubigen" — fuhr Abdallah fort — "ich wurde zu Bagdad geboren, und mein Vater und meine Mutter, die beide sehr schnell hintereinander starben, hinterließen mir ein kleines Vermögen. Obwohl ich noch nicht viele Jahre zählte, so verschwendete ich es doch nicht, wie so häufig junge Leute tun, mit unnützem Aufwand, sondern gab mir im Gegenteil alle Mühe, es durch meinen Fleiß zu vermehren und sann Tag und Nacht über die Mittel dazu nach. Auf diese Weise wurde ich endlich so reich, daß ich achtzig Kamele besaß, die ich an Karawanen-Kaufleute vermietete und die mir bei jeder Reise, welche ich mit ihnen nach den verschiedenen Provinzen deines großen Reiches machte, große Summen eintrugen.

Eines Tages, als ich während der Blüte meines Glücks und verzehrt von gewaltigem Verlangen, noch reicher zu werden, von Balsora leer mit meinen Kamelen zurückkehrte, die auf dem Hinwege mit Waren nach Indien bepackt gewesen waren, und sie in einer menschenleeren Gegend, wo ich gute Weide fand, grasen ließ, kam ein Derwisch, der zu Fuß nach Balsora reiste, auf mich zu und setzte sich neben mich, um auszuruhen. Ich fragte ihn, woher und wohin; er richtete dieselben Fragen an mich, und nachdem wir gegenseitig unsere Neugierde befriedigt hatten, teilten wir unsern Mundvorrat miteinander und hielten ein gemeinschaftliches Mahl.

Während der Mahlzeit unterhielten wir uns im Anfang von allershand gleichgültigen Dingen; endlich aber sagte der Derwisch, er wisse unweit von unserem Ruheplatze einen Schatz von so unermeßlichen Reichtümern, daß, wenn ich auch so viel Gold und Edelsteine davon nehmen würde als meine achtzig Kamele zu tragen vermöchten, man ihm doch beinahe keine Verminderung ansehen könnte.

Diese gute Nachricht überraschte und erfreute mich dermaßen, daß ich kaum meiner Sinne mächtig war. Da ich nicht glaubte, daß der Derwisch mich zum besten halten könnte, so warf ich mich an seinen Hals und sagte zu ihm: 'Guter Derwisch, ich sehe wohl, daß du dich wenig um die Güter dieser Erde bekümmerst, wozu kaun dir also die Kenntniss von einem solchen Schatze nützen? Du bist allein und kannst nur sehr wenig fortschaffen; zeige mir daher, wo er liegt, so will ich meine achtzig Kamele damit beladen und dir selbst eines davon schenken zum Dank für deine Freundschaft und das Vergnügen, das du mir bereitest hast.'

Dies war freilich ein sehr schlechtes Angebot, allein der Teufel des Geizes war in dem Augenblick, wo er mir von dem Schatze sagte, in mein Herz gefahren, so daß ich ihm viel zu versprechen glaubte, und die neunundsiebzig Kamellasten, die mir noch übrigblieben, mir beinahe wie nichts schienen im Vergleich zu derjenigen, die ich abgeben und ihm überlassen sollte.

Der Derwisch, der meine leidenschaftliche Geldgier merkte, ärgerte sich nicht über das unanständige Anerbieten, das ich ihm gemacht hatte. 'Mein Bruder', sagte er mit großer Gemütsruhe zu mir, 'du siehst selbst, daß dein Angebot zu dem Dienste, den du von mir verlangst, in keinem Verhältnisse steht. Ich hätte ja auch von dem Schatze ganz schweigen und mein Geheimnis für mich behalten können. Was ich dir indes aus freien Stücken mitgeteilt habe, magst du







als einen Beweis ansehen, wie geneigt ich bin, dir einen Gefallen zu erweisen und mir durch Gründung deines und meines Glückes ein ewiges Andenken bei dir zu stiften. Ich will dir nun einen anderen, gerechteren und billigeren Vorschlag machen; du magst sehen, ob er dir genehm ist.

Du sagst, du habest achtzig Kamele. Ich bin bereit, dich zu dem Schatz zu führen und dieselben dort mit so viel Gold und Edelsteinen zu beladen, als sie nur tragen können; allein wenn wir sie gehörig bepackt haben, so mußt du mir die Hälfte davon nebst ihrer Last abtreten und dich mit der andern Hälfte begnügen; dann wollen wir uns voneinander trennen und jeder mag mit dem Seinigen ziehen, wohin er will. Du siehst, daß diese Teilung ganz der Billigkeit angemessen ist, denn wenn du mir vierzig Kamele schenkst, so verschaffe ich dir so viel Geld, daß du dir tausend andere dafür kaufen kannst.'

Ich konnte nicht leugnen, daß die Bedingung, die mir der Derwisch stellte, sehr billig war. Ohne jedoch die großen Reichtümer zu bedenken, die ich durch Annahme derselben erwerben konnte, betrachtete ich die Abtrennung der Hälfte meiner Kamele als einen großen Verlust und konnte mich besonders mit dem Gedanken nicht befreunden, daß der Derwisch dann eben so reich sein sollte wie ich. Kurz, ich belohnte schon zum vorans eine rein freiwillige Wohlthat, die ich von dem Derwisch noch nicht einmal empfangen hatte, mit Undank. Allein ich hatte nicht lange Zeit zu überlegen: entweder mußte ich die Bedingung eingehen oder mich entschließen, mein ganzes Leben lang Kne zu empfinden, daß ich eine so günstige Gelegenheit, mir ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, durch eigene Schuld hinausgelassen hätte.

Ich trieb also augenblicklich meine Kamele zusammen, und wir zogen miteinander fort. Nach einiger Zeit gelangten wir in ein sehr geräumiges Thal, das aber einen sehr schmalen Eingang hatte. Meine

Kamele konnten bloß einzeln hintereinander hindurchgehen; sobald aber die Gegend sich erweiterte, war es wieder möglich, sie in der besten Ordnung zusammen zu halten. Die beiden Berge, die das Thal bildeten und es hinten in einem Halbkreis schlossen, waren so hoch, steil und unzugänglich, daß wir nicht zu befürchten hatten, es möchte uns irgendein Sterblicher hier sehen.

Als wir zwischen diesen Bergen angekommen waren, sagte der Derwisch zu mir: 'Wir wollen jetzt nicht weiter vorwärts ziehen, halte du deine Kamele an und lasse sie auf dem Plage, den du da vor dir siehst, sich auf den Bauch niederlegen, damit wir sie ohne Mühe bepacken können; ich will dann sogleich zur Öffnung des Schazes schreiten.'

Ich that, was der Derwisch mir gesagt hatte, und eilte ihm dann nach. Als ich zu ihm kam, hatte er ein Feuerzeug in der Hand und trug eben etwas dörres Holz zusammen, um Feuer anzumachen. Sobald dies geschehen war, warf er etwas Räncherwerk hinein und sprach einige Worte dazu, die ich nicht verstand. Als bald erhob sich ein dicker Rauch in die Luft. Er zerteilte diesen Rauch, und in demselben Augenblick entstand in dem Felsen, der zwischen den beiden Bergen in senkrechter Linie sehr hoch emporstieg und durchans keine Spur von einer Öffnung zu haben schien, dennoch eine sehr große Öffnung in Gestalt eines Lozes mit zwei Türflügeln, das mit bewundernswürdiger Kunst in den Felsen hineingearbeitet und aus demselben Steine war.

Diese Öffnung zeigte unsern Augen in einer großen in den Felsen gehauenen Vertiefung einen prächtigen Palast, der nicht sowohl von Menschenhänden als vielmehr von Geistern erbaut zu sein schien, denn es war unmöglich, daß Menschen ein so kühnes und erstauenswürdiges Unternehmen auch nur hätten denken sollen.

Aber, Beherrscher der Gläubigen, diese Bemerkung mache ich erst jetzt, da ich vor dir stehe, damals fiel sie mir nicht ein. Ja, ich bewunderte nicht einmal die unermesslichen Reichthümer, die ich auf allen Seiten erblickte, und ohne die kluge und zweckmäßige Anordnung aller dieser Schätze lange zu betrachten, stürzte ich mich, wie der Adler auf seine Beute herabschießt, auf den ersten besten Haufen von Goldstücken, den ich zunächst vor mir sah, und fing an, so viel als ich fortschaffen zu können glaubte, in einen Sack zu werfen, deren eine Menge dalagen. Die Säcke waren groß und ich hätte sie gern bis oben angefüllt, allein ich mußte sie doch mit den Kräften meiner Kamele in einigcs Verhältniß bringen.

Der Derwisch machte es ebenso wie ich, doch bemerkte ich, daß er sich mehr an die Edelsteine hielt; als er mir nun den Grund auseinandersetzte, folgte ich seinem Beispiel, und wir nahmen weit mehr Edelsteine von verschiedenen Arten mit, als gemünztes Gold. Kurz und gut, wir füllten endlich alle unsere Säcke und luden sie den Kamelen auf. Es blieb uns jetzt nichts weiter übrig, als den Schatz wieder zu verschließen und uns auf den Rückweg zu begeben.

Ehe wir uns aufmachten, ging der Derwisch noch einmal in das Schatzgewölbe hinein, allwo sich eine Menge kunstreich gearbeiteter Vasen aus Gold und anderen kostbaren Stoffen befanden, und ich bemerkte, daß er aus einer dieser Vasen eine kleine Büchse von einem mir unbekannten Holze herauszog und in seinen Busen steckte; doch hatte er mir zuvor gezeigt, daß weiter nichts darin war, als eine Art Haarsalbe.

Der Derwisch verrichtete hierauf dieselbe Zeremonie, um den Schatz zu verschließen, wie bei der Öffnung desselben, und nachdem er gewisse Worte gesprochen, schloß sich das Schatzgewölbe, und der Fels erschien uns wieder ganz wie zuvor.

Wir ließen nun die Kamele mit ihren Lasten aufstehen und theilten sie unter uns. Ich stellte mich an die Spitze der vierzig, die ich mir vorbehalten, und der Derwisch an die Spitze der übrigen, die ich ihm abgetreten hatte.

So zogen wir wieder durch den engen Weg hindurch, auf dem wir ins Thal hereingekommen waren, und dann weiter miteinander bis auf die große Heerstraße, wo wir uns trennen wollten: der Derwisch, um seine Reise nach Balsora fortzusetzen, ich, um nach Bagdad zurückzukehren. Ich dankte ihm mit den stärksten Ausdrücken für seine Wohlthat, daß er gerade mich gewählt habe, um an diesen ungeheuern Reichtümern theilzunehmen; hierauf umarmten wir uns recht herzlich, sagten einander Lebewohl und zogen jeder seine Straße weiter. Kaum aber hatte ich einige Schritte getan, um meine Kamele, die indes auf dem ihnen angewiesenen Wege vorausgegangen waren, wieder einzuholen, als sich der Teufel des Neides und Undankes meines Herzens bemächtigte; ich konnte den Verlust meiner vierzig Kamele und noch mehr die Reichtümer, womit sie beladen waren, nicht verschmerzen. ‚Der Derwisch‘, sagte ich bei mir selbst, ‚braucht diese Reichtümer alle nicht; er kann ja über den Schatz verfügen und sich holen, so viel er will.‘ So hörte ich denn auf die Einflüsterungen des schwärzesten Undankes und entschloß mich, ihm seine Kamele mit ihrer Ladung wieder zu nehmen.

Um meinen Plan ausführen zu können, ließ ich vor allem meine Kamele anhalten und lief dann hinter dem Derwisch her, rief seinen Namen so laut ich konnte, wie wenn ich ihm noch etwas zu sagen hätte, und gab ihm ein Zeichen, daß er seine Kamele auch anhalten und mich erwarten solle. Er hörte mein Geschrei und blieb stehen.

Als ich ihn eingeholt hatte, sagte ich zu ihm: ‚Mein Bruder, kaum hatte ich dich verlassen, so fiel mir etwas ein, woran ich zuvor nicht



gedacht hatte, und du vielleicht ebensowenig. Du bist ein frommer Dervisch und an ein ruhiges Leben gewöhnt, frei von allen Sorgen der Welt und ohne ein anderes Geschäft, als Gott zu dienen. Du weißt wohl nicht, welche Last du dir aufgebürdet hast, indem du eine so große Anzahl Kamele mit dir nahmst. Folge mir und begnüge dich mit dreißig; auch diese werden dir noch Mühe genug machen. Du kannst dich hierin ganz auf mich verlassen, denn ich habe Erfahrung!’

‚Ich glaube, daß du Recht hast‘, antwortete der Dervisch, der sich nicht imstande sah, mit mir zu streiten; ‚und ich gestehe‘, fuhr er fort, ‚daß ich nicht daran gedacht hatte. Auch fing ich bereits an, darüber unruhig zu werden; wähle dir also nach deinem Belieben zehn davon aus und führe sie in Gottes Namen fort.‘

Ich wählte mir nun zehn aus, ließ sie umkehren und meinen übrigen Kamelen nachziehen. Ich hatte in der That nicht geglaubt, daß der Dervisch so leicht sich würde überreden lassen. Seine Nachgiebigkeit steigerte meine Gier noch mehr und ich schmeichelte mir, ich würde vielleicht ebenso leicht noch zehn andere von ihm bekommen können.

Statt ihm also für sein reiches Geschenk zu danken, fuhr ich fort: ‚Mein Bruder, ich bin zu sehr für deine Ruhe besorgt, als daß ich von dir scheiden könnte, ohne dir ans Herz zu legen, wie schwer dreißig beladene Kamele zu leiten sind, besonders für einen Mann wie du, der an dergleichen Geschäfte nicht gewöhnt ist. Du würdest dich weit besser befinden, wenn du mir noch ein solches Geschenk machen wollest, wie du mir soeben gemacht hast. Du siehst, daß ich dir dies nicht aus Eigennuß sage, sondern vielmehr, um dir einen großen Gefallen zu erweisen. Erleichtere dir also deine Last um noch zehn andere Kamele und übergib sie mir, denn mir macht es nicht mehr Mühe, für hundert Kamele zu sorgen als für ein einziges.‘

Meine Rede machte den gewünschten Eindruck, und der Derwisch trat mir ohne Weigern die zehn Kamele ab, die ich verlangte, so daß er bloß noch zwanzig, ich aber sechzig hatte, deren Ladung die Reichtümer mancher Fürsten an Wert überstieg. Man sollte glauben, daß ich jetzt hätte zufrieden sein können.

Aber, o Beherrscher der Gläubigen, ich glich einem Wassersüchtigen, der, je mehr er trinkt, desto mehr Durst bekommt, und immer heftiger brannte in mir die Begierde, auch die zwanzig anderen Kamele, die der Derwisch hatte, noch zu bekommen.

Ich fing also aufs neue an, ihn inständig und mit der größten Zudringlichkeit zu bitten, er möchte mir noch zehn von seinen zwanzig bewilligen, und er ließ es sich wirklich gefallen. Um nun aber auch noch seine letzten zu bekommen, umarmte ich ihn, bedeckte ihn mit Küssen und Liebkosungen und beschwor ihn so lange, mir meine Bitte ja nicht abzuschlagen, um dadurch der ewigen Verpflichtung, die ich gegen ihn haben werde, die Krone aufzusetzen, bis er endlich durch die Erklärung, er schenke mir alle, meine Freude vollkommen machte. ‚Mache aber einen guten Gebrauch davon, mein Bruder‘, setzte er hinzu, ‚und erinnere dich, daß Gott uns den Reichtum ebenso leicht wieder nehmen kann, als er ihn gibt, wenn wir ihn nicht zur Unterstützung der Armen anwenden, die er bloß deswegen in Dürftigkeit läßt, um den Reichen Gelegenheit zu geben, sich durch Almosen einen reicheren Lohn in jener Welt zu verdienen.‘

Ich war zu sehr mit Blindheit geschlagen, um diesen heilsamen Rat benutzen zu können. Nicht zufrieden mit dem Besitze meiner achtzig Kamele und der Gewißheit, daß sie mit unermesslichen Schätzen beladen waren, die mich zum wohlhabendsten aller Menschen machen mußten, kam ich nun auch auf den Gedanken, das kleine Büchsen mit der Salbe, das der Derwisch genommen und mir gezeigt hatte,

sei vielleicht noch etwas weit kostbarer als diese Reichthümer, die ich ihm verdankte. ‚Der Ort, wo der Derwisch es nahm‘, sagte ich bei mir selbst, ‚und die Sorgfalt, womit er es zu sich gesteckt hat, ist ein deutlicher Beweis, daß es etwas Geheimnisvolles in sich schließt.‘ Ich suchte es nun auf folgende Art in meine Gewalt zu bekommen. Nachdem ich ihn umarmt und mich von ihm verabschiedet hatte, drehte ich mich noch einmal gegen ihn um und sagte: ‚Noch eins, was willst du denn mit dem kleinen Galbenbüchsen machen? Es scheint mir so wertlos, daß es sich nicht der Mühe lohnt, es mitzunehmen; überhaupt brauchen Derwische wie du, die den Eitelkeiten der Welt entsagt haben, keine Haarölbe.‘

Wollte Gott, er hätte mir diese Büchse verweigert! Aber wenn er es hätte tun wollen, so hätte ich mich vor Wut nicht mehr gekannt; ich war stärker als er und fest entschlossen, es ihm mit Gewalt zu nehmen, nur um die Befriedigung zu haben, daß niemand sagen könnte, jener habe auch nur das geringste von dem Schatze mitgenommen, und doch hatte ich so große Verpflichtungen gegen ihn.

Der Derwisch schlug es mir also nicht ab, sondern zog es sogleich aus seinem Busen, überreichte es mir auf die verbindlichste Art von der Welt und sagte: ‚Hier, mein Bruder, hast du auch dieses Büchsen, damit nichts zu deiner Zufriedenheit fehle. Wenn ich sonst noch etwas für dich tun kann, so darfst du nur befehlen; ich bin bereit dir zu willfahren.‘

Als ich die Büchse in meinen Händen hatte, öffnete ich sie, betrachtete die Ölbe und sagte zu ihm: ‚Da du so freundschaftlich bist und mir alle Gefälligkeiten erweist, so ersuche ich dich, mir auch noch zu sagen, welchen besondern Gebrauch man von dieser Ölbe machen kann.‘

‚Einen höchst merkwürdigen und wunderbaren‘, antwortete der Der-

wisch. Wenn du nämlich etwas wenigens von dieser Salbe um das linke Auge und das Angenlid streichst, so werden vor deinen Augen alle Schätze erscheinen, die im Schoße der Erde verborgen sind; streichst du aber etwas davon auf das rechte Auge, so macht es dich blind.'

Ich wünschte diese wunderbare Wirkung an mir selbst zu erfahren und sagte zu dem Derwisch, indem ich ihm die Büchse reichte: Hier, nimm und streich mir etwas von der Salbe ums linke Auge, du verstehst es besser als ich. Ich kann kaum erwarten, bis ich diese Sache, die mir unglaublich scheint, selbst erfahre.'

Der Derwisch hatte die Gefälligkeit, sich dieser Mühe zu unterziehen; er hieß mich das linke Auge schließen und umstrich es mit der Salbe. Als dies geschehen war, öffnete ich das Auge und sah, daß er mir die Wahrheit gesagt hatte. Ich erblickte wirklich eine ungeheuere Menge von Schatzgewölben mit so erstaunlichen und mannigfachen Reichtümern angefüllt, daß es mir unmöglich wäre, alle einzeln anzugeben. Da ich jedoch währenddessen das rechte Auge mit der Hand fest zuhalten mußte und mir dieses langweilig wurde, so bat ich den Derwisch, er möchte mir auch um dieses Auge etwas von der Salbe streichen.

'Ich will es gern tun', antwortete er, 'aber du mußt bedenken, was ich dir bereits gesagt habe; so wie du etwas davon auf das rechte Auge bringst, so wirst du augenblicklich blind. Die Salbe hat nun einmal diese Kraft, und du mußt dich darnach richten.'

Ich glaubte, es müsse noch ein anderes Geheimnis darunter stecken, das der Derwisch mir verbergen wolle, und sagte daher lächelnd zu ihm: Lieber Bruder, ich sehe wohl, daß du mir einen Bären aufbinden willst; wie wäre es denn möglich, daß diese Salbe zwei so ganz entgegengesetzte Wirkungen haben sollte?'

Und doch ist es so', versetzte der Derwisch und rief Gott zum Zeugen

an; du kannst es mir auf mein Wort glauben, denn ich verschweige nie die Wahrheit.'

Ich wollte den Worten des Derwischs, der es ehrlich mit mir meinte, nicht trauen, und da ich der Lust nicht widerstehen konnte, nach meinem Belieben alle Schätze der Erde betrachten und dieselben vielleicht, wenn es mir einfiele, genießen zu dürfen, so hörte ich nicht auf seine Vorstellungen und glaubte eine Sache nicht, die, wie ich bald nachher zu meinem großen Unglück erfuhr, nur zu gewiß war.

In meinem tollen Irrwahn bildete ich mir ein: wenn diese Salbe auf das linke Auge gestrichen die Kraft habe, mich alle Schätze der Erde sehen zu lassen, so habe sie vielleicht, wenn man sie auf das rechte streiche, die Kraft, mich zum Besitzer derselben zu machen. In dieser Meinung drang ich hartnäckig in den Derwisch, er möchte mir ein wenig Salbe um das rechte Auge streichen, aber er weigerte sich standhaft, dies zu tun. 'Nachdem ich dir so viel Gutes erzeugt habe, mein Bruder', sagte er zu mir, 'kann ich mich nicht entschließen, dich in ein solches Unglück zu stürzen. Bedenke es selbst, wie traurig es ist, des Augenlichts beraubt zu sein, und verseze mich nicht in die höchst verdrießliche Nothwendigkeit, dir in einer Sache zu willfahren, die du dein Leben lang bereuen müßtest.'

Ich trieb meine Hartnäckigkeit bis aufs äußerste. 'Mein Bruder', sagte ich in festem Tone zu ihm: 'ich bitte dich, schweig mir von all diesen Schwierigkeiten. Du hast mir höchst großmütig alles gewährt, um was ich dich bisher bat; verlangst du denn, daß ich wegen einer solchen Kleinigkeit im Unfrieden von dir scheiden soll? Im Namen Gottes bewillige mir auch diese letzte Gunst. Mag daraus entstehen was da will, ich werde dir nie deswegen böse werden und die Schuld ganz allein mir zuschreiben.'

Der Derwisch bot all seine Überredungskünste auf, um mich davon

abzubringen; endlich aber, da er sah, daß ich imstande war ihn zu zwingen, sagte er: ‚Da du es durchaus verlangst, so will ich deinen Willen tun.‘ Und so nahm er denn ein wenig von der unglücklichen Salbe und strich es mir auf das rechte Auge, das ich fest zuhielt; aber ach, als ich es wieder öffnete, sah ich nichts als dichte Finsternis vor meinen beiden Augen, und blieb von Stund an blind wie du mich siehst.

‚Gottverfluchter Derwisch!‘ schrie ich jetzt, ‚was du mir sagtest, ist nur zu wahr! Unselige Neugierde, unersättliches Verlangen nach Reichtümern, in welchen Abgrund von Elend habt ihr mich gestürzt! Ich sehe wohl ein, daß ich es mir selbst zugezogen habe; allein, mein lieber Bruder‘, setzte ich, gegen den Derwisch gewendet, hinzu, ‚du warst so freundschaftlich und wohlthätig gegen mich, solltest du unter so vielen wunderbaren Geheimnissen, die dir bekannt sind, nicht auch eines wissen, das mir mein Augenlicht wiedergeben könnte?‘

‚Unglücklicher‘, antwortete hierauf der Derwisch, ‚ich bin gewiß nicht schuld, daß du in dieses Elend gefallen bist; übrigens hast du nur, was du verdienst, und die Verblendung deines Herzens hat dir die Blindheit deiner Augen zugezogen. Es ist wahr, ich besitze Geheimnisse, wie du dich in der kurzen Zeit unseres Beisammenseins hast überzeugen können; doch hab ich keines, dir dein Gesicht wiederherzustellen. Wenn du glaubst, es gebe ein solches, so wende dich an Gott, er allein kann dich wieder heilen. Er hatte dir Reichtümer verliehen, deren du unwürdig warst; jetzt hat er sie dir wieder genommen, und wird sie durch meine Hände an Menschen gelangen lassen, die nicht so nudankbar sind wie du.‘

Der Derwisch sprach kein Wort mehr, und ich wußte ihm auch nichts zu erwidern. Er ließ mich voll Bestürzung und in unsäglichem Schmerz versenkt stehen, trieb meine achtzig Kamele zusammen und zog mit ihnen seine Straße fort nach Balsora.



Ich bat ihn, er möchte mich doch in diesem elenden Zustande nicht verlassen und wenigstens bis zur nächsten Karawane begleiten; allein er blieb taub gegen meine Bitten und Wehklagen. Auf diese Weise meines Augenlichts und alles dessen, was ich in der Welt besaß, beraubt, hätte ich vor Gram und Hunger sterben müssen, wenn mich nicht am anderen Tag eine Karawane, die von Balsora zurückkam, mitleidig aufgenommen und nach Bagdad zurückgeführt hätte.

Vor wenigen Augenblicken noch in einer Lage, wo ich mich, wenn auch nicht an Macht und Gewalt, doch in Beziehung auf Pracht und Reichthum Fürsten gleichstellen konnte, sah ich mich nun auf einmal hilflos und am Bettelstabe. Ich mußte mich entschließen, um Almosen zu betteln, und das habe ich auch bis jetzt getan. Um aber meine Missethat gegen Gott abzubüßen, legte ich mir zugleich die Strafe auf, von jeder mildthätigen Person, die sich meines Elends erbarmen würde, eine Ohrfeige zu empfangen.

Siehst du, o Beherrscher der Gläubigen, das ist der Grund zu dem Benehmen, welches dir gestern so seltsam vorkam und mir vielleicht deinen Unwillen zugezogen hat. Ich bitte dich noch einmal, als dein niedrigster Sklave, um Verzeihung und unterwerfe mich gern der Strafe, die ich verdient habe. Willst du indes über die Buße, die ich mir auferlegt habe, dein Urtheil sagen, so bin ich überzeugt, daß du sie viel zu leicht für einen solchen Frevel finden wirst."

Als der Blinde seine Geschichte vollendet hatte, sprach der Kalif zu ihm: „Baba Abdallah, deine Sünde ist groß, aber Gott sei gelobt, daß du es selbst eingesehen und dir bis jetzt die öffentliche Buße deshalb aufgelegt hast. Nun aber ist es genug damit, du mußt jetzt deine Bußübungen im stillen fortsetzen und Gott in jedem Gebet, das du den Pflichten der Religion gemäß den Tag über zu ihm schicken mußt, um Verzeihung bitten. Damit du aber durch die Sorge um deinen

Lebensunterhalt nicht davon abgehalten wirst, setze ich dir für dein ganzes Leben ein Almosen aus, nämlich vier Silberdrachmen für den Tag, die mein Großwesir dir ausbezahlen wird. Bleibe also hier und warte, bis er meinen Befehl vollzogen hat."

Bei diesen Worten warf sich Baba Abdallah vor dem Throne des Kalifen nieder, und als er wieder aufgestanden war, dankte er demütig und wünschte ihm Glück, Heil und Gottes Segen.

Der Kalif wandte sich nunmehr an den anderen Mann, den der Großwesir Djafar hatte kommen lassen. „Gogia Hassan“, sprach er zu ihm, „als ich gestern an deinem Hause vorüberkam, fand ich es so prächtig, daß ich neugierig wurde, wem es gehörte. Ich erfuhr, du habest es erbauen lassen, nachdem du zuvor ein Gewerbe getrieben, das dich kaum notdürftig ernährte. Auch sagte man mir, du überhebest dich der Reichtümer, die dir Gott geschenkt, nicht, sondern machest einen guten Gebrauch davon, und deine Nachbarn wissen sehr viel Gutes von dir zu erzählen.“

„Dies alles“, fuhr der Kalif fort, „hat mir viel Vergnügen gemacht, und ich bin überzeugt, daß die Mittel und Wege, auf denen es der Vorsehung gefallen hat, dir ihre Gaben zufließen zu lassen, ganz außerordentlicher Art sein müssen. Ich wünschte sie aus deinem eigenen Munde zu erfahren, und habe dich kommen lassen, damit du mir dieses Vergnügen bereiten sollst. Erzähle mir alles aufrichtig, damit ich mich mit um so mehr Sachkenntnis deines Glückes freuen kann, woran ich von Herzen teilnehme. Auf daß dir meine Neugierde aber nicht verdächtig sei, und damit du nicht glaubst, es könnten eigennützige Triebfedern mit ins Spiel kommen, so erkläre ich dir hiermit, daß ich durchaus keinen Anspruch auf deine Reichtümer mache, sondern dir vielmehr meinen Schutz bewillige, um sie in ungestörter Sicherheit genießen zu können.“

Auf diese Versicherung des Kalifen warf sich Gogia Hassan vor seinem Throne nieder, berührte mit der Stirn den Teppich, der darüber gebreitet war, und begann dann, nachdem er wieder aufgestanden, also: „Beherrscher der Gläubigen, jeder andere, der sein Gewissen nicht so rein und unbefleckt fühlte, als ich es fühle, hätte beim Empfang des Befehles, vor deinem Throne zu erscheinen, erschrecken können. Da ich aber niemals gegen dich andere Gesinnungen als die der Ehrfurcht und Ehrerbietung gehegt und nie etwas gegen den dir schuldigen Gehorsam noch gegen die Gesetze begangen habe, was mir deinen Unwillen hätte zuziehen können, so hatte ich bloß die einzige Besorgnis, ich möchte den Glanz deiner Herrlichkeit nicht zu ertragen vermögen. Indessen ist es ja bekannt, daß du selbst den geringsten deiner Untertanen huldreich und gnädig aufnimmst und anhörst; eben dies beruhigte mich und ich zweifelte nicht, daß du auch mir den Mut und die nötige Zuversicht einflößen würdest, um dir die verlangte Auskunft zu geben.

Dieses, o Beherrscher der Gläubigen, hast du soeben getan, indem du mir deinen mächtigen Schutz zusichertest, ohne daß ich weiß, womit ich ihn verdient habe. Gleichwohl hoffe ich, daß du in deiner günstigen Stimmung gegen mich bestärkt werden wirst, wenn ich, um deinem Befehle zu genügen, dir meine Abenteuer erzählt habe.“

Nach dieser höflichen Anrede, wodurch er sich des Wohlwollens und der Aufmerksamkeit des Kalifen versichern wollte, und nachdem er sich noch einige Augenblicke das, was er zu sagen hatte, in sein Gedächtnis zurückgerufen, ergriff Gogia Hassan das Wort und sprach folgendermaßen:

# Geschichte des Cogia Hassan, genannt der Seiler

„Beherrscher der Gläubigen“, begann er, „um dir besser begreiflich zu machen, auf welchen Wegen ich zu dem großen Glücke gelangt bin, dessen ich gegenwärtig genieße, muß ich dir vor allen Dingen von meinen zwei Busenfreunden erzählen, die ebenfalls Bürger der Stadt Bagdad und noch am Leben sind, so daß sie von der Wahrheit meiner Aussage Zeugnis ablegen können. Nächst Gott, dem ersten Urheber alles Guten und alles Glücks, verdanke ich ihnen am meisten.

Der eine dieser beiden Freunde heißt Saadi, der andere Saad. Saadi, der gewaltig reich ist, hatte von jeher den Grundsatz, alles Glück in der Welt beruhe auf dem Besitz großer Reichtümer, wodurch man in den Stand gesetzt werde, von jedermann unabhängig zu leben. Anderer Ansicht ist Saad. Er gibt zwar zu, daß man freilich Reichtümer besitzen müsse, insofern sie zum Leben notwendig sind, behauptet aber, der Mensch müsse sein Glück auf die Tugend gründen und dürfe sich um die Güter der Welt nur insofern bekümmern, als sie ihm zur Befriedigung seiner Bedürfnisse dienlich seien und ihn in den Stand setzen, Wohlthaten an andere zu spenden. Saad lebt auch diesem Grundsatz getreu und ist sehr glücklich und zufrieden mit seinen Verhältnissen. Obgleich Saadi unendlich reicher ist als er, so ist ihre Freundschaft doch dessenungeachtet sehr aufrichtig, und der Reichere bildete sich nicht ein, er verdiene einen Vorzug vor dem Ärmeren. Sie haben nie einen Streit unter sich gehabt, außer über diesen einzigen Punkt; in allen übrigen Stücken waren sie von jeher ein Herz und eine Seele.

Eines Tages, als sie sich, wie ich von ihnen selbst erfuhr, über einen ähnlichen Gegenstand besprachen, behauptete Saadi, die Armen seien bloß deswegen arm, weil sie in der Armut geboren worden, oder im







entgegengesetzten Falle ihre ererbten Reichthümer entweder durch Verschwendung oder durch einen jener unvorhergesehenen unglücklichen Zufälle, die nicht so gar selten sind, verloren haben. 'Meine Meinung', fuhr er fort, 'geht dahin, daß diese Armen nur deswegen arm sind, weil sie nie eine Geldsumme zusammenbringen können, die groß genug wäre, bei verständiger Anlegung in einem Geschäfte sie aus ihrem Elend zu ziehen; auch glaube ich, wenn sie es je so weit brächten und einen angemessenen Gebrauch von dieser Summe machten, so könnten sie mit der Zeit nicht nur wohlhabend, sondern sogar sehr reich werden.'

Saad war mit diesem Sage Saadis nicht einverstanden. 'Das Mittel, das du vorschlägst', sagte er, 'einen Armen reich zu machen, scheint mir durchaus nicht so zuverlässig wie du glaubst. Im Gegentheil ist es höchst zweifelhaft, und ich könnte meine Ansicht gegenüber der deinen mit mehreren guten Gründen unterstützen, die uns aber zu weit führen würden. Jedenfalls ist es ebenso wahrscheinlich, daß ein Armer durch jedes andere Mittel reich werden kann, als gerade durch eine Summe Geldes. Man macht oft durch Zufall ein weit größeres und überraschenderes Glück als mit einer solchen Geldsumme, die du zur Bedingung machst, wenn man auch noch so sparsam und haushälterisch damit umgeht, um sie in einem gutgeführten Geschäft zu vervielfältigen.'

'Saad', antwortete Saadi, 'ich sehe wohl, daß ich nichts ausrichte, wenn ich auch noch so beharrlich meine Meinung gegen die deinige verteidige. Um dich aber zu überführen, will ich selbst einen Versuch machen und zum Beispiel eine Summe, die ich für hinlänglich halte, einem jener Handwerker schenken, die, von Haus aus arm, von ihrem täglichen Verdienste leben und in derselben Dürftigkeit sterben, wie sie geboren wurden. Wenn es mir damit nicht gelingt, so wollen wir sehen, ob vielleicht du mit deiner Art glücklicher bist.'

Einige Tage nach diesem Wortwechsel traf es sich, daß die beiden Freunde auf einem Spaziergange in das Stadtviertel kamen, wo ich mein Handwerk als Seiler betrieb, das ich von meinem Vater erlernt hatte, und dieser wiederum von dem seinigen und so weiter hinauf. Meine Kleidung und mein ganzer Aufzug ließ sie leicht schließen, daß ich sehr arm sein mußte.

Saad, der sich an Saadis Versprechen erinnerte, sagte zu ihm: 'Wenn du nicht etwa vergessen hast, wozu du dich gegen mich anheischig machtest, so hast du hier einen Mann, den ich schon lange Zeit sein Seilerhandwerk treiben sehe, und immer in derselben Dürftigkeit. Er ist ein würdiger Gegenstand deiner Freigebigkeit und zu einem Versuche der Art, wie du neulich sagtest, vollkommen geeignet.' 'Ich habe es so wenig vergessen', antwortete Saadi, 'daß ich seitdem immer so viel Geld bei mir trage, als zu einem solchen Versuche nötig ist; ich wartete nur auf Gelegenheit, wo du zugegen wärest und Augenzeuge sein könntest. Wir wollen ihn anreden und zu erfahren suchen, ob er wirklich bedürftig ist.'

Die beiden Freunde kamen auf mich zu, und da ich sah, daß sie mit mir sprechen wollten, so hielt ich mit meiner Arbeit inne. Sie begrüßten mich beide mit dem gewöhnlichen Gruße: 'Friede sei mit dir!' und Saadi ergriff hierauf das Wort, um mich zu fragen, wie ich heiße.

Ich erwiderte ihren Gruß und antwortete auf Saadis Frage: 'Herr, mein Name ist Hassan, und wegen meines Handwerkes bin ich allgemein unter dem Namen Hassan Alhabbal bekannt.'

'Hassan', sagte hierauf Saadi, 'da es kein Handwerk gibt, das seinen Mann nicht ernährte, so zweifle ich nicht, daß dir das deinige so viel einträgt, um bequem davon leben zu können; ja ich muß mich wundern, daß du es schon so lange treibst, ohne etwas erspart und einen

bedeutenden Vorrat von Hanf aufgekauft zu haben; du könntest dann noch weit mehr Arbeit fertigen, sowohl durch eigenen Fleiß, als auch durch angenommene Gesellen, und dir so nach und nach dein Leben etwas bequemer machen.'

„Herr“, antwortete ich ihm, „du würdest dich nicht mehr wundern, daß ich nichts erspart und den von dir bezeichneten Weg nicht eingeschlagen habe, um reich zu werden, wenn du wüßtest, daß ich mit all meiner Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend kaum so viel verdienen kann, um für mich und meine Familie Brot und einiges Gemüse zu kaufen. Ich habe eine Frau und fünf Kinder, von denen noch keins alt genug ist, um mir unter die Arme greifen zu können. Ich muß sie nähren und kleiden, und wenn eine Haushaltung auch noch so klein ist, so gibt es doch immer tausenderlei Bedürfnisse, die man nicht wohl entbehren kann. Der Hanf ist zwar nicht teuer, aber man muß Geld haben, um einzukaufen, und das ist immer das erste, was ich von dem Erlös meiner Arbeit beiseite lege; sonst wäre es mir nicht möglich, die Kosten meiner Haushaltung zu bestreiten.'

„Du kannst nun leicht urtheilen, Herr“, fuhr ich fort, „daß es mir unmöglich wäre, etwas zu ersparen, um mich und meine Familie auf einen größeren und bequemeren Fuß einzurichten. Es ist für uns genug, daß wir mit dem wenigen, was Gott uns gibt, zufrieden sind, und das andere, was uns fehlt, weder kennen noch begehren. Ja, wir finden nicht einmal, daß uns etwas fehlt, wenn wir nur unser tägliches Auskommen haben und niemand darum ansprechen müssen.'

Als ich auf diese Art Saadi meine Verhältnisse auseinandergesetzt hatte, sprach er zu mir: „Hassan, ich wundere mich jetzt nicht mehr und begreife recht wohl, warum du dich mit deiner gegenwärtigen Lage begnügen mußt. Wenn ich dir aber einen Beutel mit zweihundert Goldstücken schenkte, würdest du nicht einen guten Gebrauch da-

von machen, und glaubst du nicht, daß du mit dieser Summe bald ebenso reich werden könntest als die angesehensten Männer deines Handwerks?’

‚Herr‘, antwortete ich, ‚du scheinst mir ein so rechtschaffener Mann zu sein, daß ich überzeugt bin, du willst keinen Scherz mit mir treiben und bietest mir dies Geschenk in allem Ernst an. Ich wage daher, ohne daß ich mir zu viel einbilde, zu behaupten, daß schon eine weit kleinere Summe hinreichen würde, um mich nicht nur ebenso reich zu machen wie die Vornehmsten meiner Handwerksgenossen, sondern ich wollte sogar in kurzer Zeit für mich allein reicher werden als alle miteinander, die in dieser großen und wohlbevölkerten Stadt Bagdad wohnen.‘

Der großmütige Saadi bewies mir sogleich, daß er in vollem Ernst gesprochen hatte. Er zog den Beutel aus seiner Tasche und überreichte ihn mir mit den Worten: ‚Da, nimm diesen Beutel, du wirst zweihundert Goldstücke darin finden. Ich bitte zu Gott, daß er seinen Segen dazu gebe und dir die Gnade verleihen möge, sie so gut anzuwenden, wie ich es wünsche. Auch darfst du überzeugt sein, daß mein Freund Saad hier und ich uns sehr freuen werden, wenn wir einmal hören, daß sie dazu beigetragen haben, dich glücklicher zu machen als du jetzt bist.‘

Als ich nun, o Beherrscher der Gläubigen, den Beutel empfangen und in meinen Busen gesteckt hatte, so war ich so entzückt und von Dank durchdrungen, daß die Sprache mir versagte und ich meine Erkenntlichkeit gegen meinen Wohltäter durch kein anderes Zeichen ausdrücken konnte, als daß ich die Hand nach dem Saume seines Kleides ausstreckte, um es zu küssen. Allein er entfernte sich schnell und ging mit seinem Freunde weiter.

Als ich mich nun wieder zu meiner Arbeit zurückbegab, war mein

erster Gedanke der, wo ich wohl den Beutel mit Sicherheit aufbewahren könne. Ich hatte in meinem armseligen kleinen Häuschen weder einen Kasten noch einen Schrank, der verschlossen werden konnte, auch wußte ich sonst keinen Ort, wo ich sicher war, daß mein Schatz nicht entdeckt würde, wenn ich ihn dahin versteckte.

In dieser Verlegenheit wollte ich es machen wie die andern armen Leute meines Standes, die das bißchen Geld, das sie haben, in die Falten ihres Turbans stecken, verließ daher meine Arbeit und ging nach Hause unter dem Vorwand, etwas an meinem Turban zurechtzumachen. Ich traf meine Maßregeln so gut, daß ich, ohne daß meine Frau und Kinder es merkten, zehn Goldstücke aus dem Beutel zog, die ich für die dringendsten Ausgaben beiseite legte; das übrige aber hüllte ich in die Falten der Leinwand, womit ich meine Kopfbedeckung umwickelte.

Die erste Ausgabe, die ich noch denselben Tag machte, war für einen bedeutenden Vorrat Hanf; dann aber ging ich, da schon seit langer Zeit kein Fleisch mehr auf meinem Tische gesehen worden war, zu einem Fleischer und kaufte mir einiges zum Abendessen.

Als ich so mit dem Fleische in der Hand nach Hause gehen wollte, schoß auf einmal ein ausgehungertes Hühnergeier, ohne daß ich mich seiner erwehren konnte, auf mich herab und hätte es mir sicher aus der Hand gerissen, wenn ich es nicht sehr festgehalten hätte. Aber, ach!, es wäre besser gewesen, ich hätte es ihn nehmen lassen, so hätte ich doch meinen Geldbeutel nicht eingebüßt. Jemehr er nämlich Widerstand fand, um so hartnäckiger bemühte er sich, mir das Fleisch zu entreißen. Er zog mich herüber und hinüber, während er selbst in der Luft schwebte, ohne seine Beute fahren zu lassen. Unglücklicherweise aber fiel mir während der Anstrengungen des Kampfes mein Turban zu Boden.

Sogleich ließ der Hühnergeier seine Beute fahren, stürzte auf meinen Turban los und flog mit ihm davon, noch ehe ich Zeit hatte, ihn von der Erde anzuraffen. Ich stieß ein so gellendes Geschrei aus, daß die ganze Nachbarschaft darüber erschrak und Männer, Weiber und Kinder herbeikamen und ebenfalls schrien, um den Hühnergeier dadurch zu bewegen, seinen Raub fallen zu lassen.

Es gelingt bisweilen durch ein recht lärmendes Geschrei, dieser Art von Raubsögeln ihre Beute wieder abzujaßen. Mein Hühnergeier aber ließ sich nicht irremachen, sondern flog mit meinem Turban so weit davon, daß wir ihn aus dem Gesicht verloren, ehe er ihn fallen ließ. Es wäre auch ganz vergeblich gewesen, wenn ich mir die Mühe hätte nehmen wollen, ihm nachzulaufen.

So kehrte ich denn sehr betrübt über den Verlust meines Turbans und meines Geldes nach Hause zurück. Ich mußte mir nun einen andern kaufen, wodurch die Summe von zehn Goldstücken, die ich aus dem Bentel genommen, abermals geschmälert wurde. Den Einkauf des Hanfes hatte ich bereits davon bestritten, und was mir noch übrig blieb, reichte nicht hin, um die schönen Hoffnungen, die ich gefaßt, zu verwirklichen.

Was mich am meisten peinigte, war der Gedanke, mein Wohltäter werde vielleicht, wenn er mein Unglück erfahre, es ganz unglaublich finden und für eine leere Entschuldigung ansehen, und dann werde er sich darüber ärgern, daß sein Geschenk in so schlechte Hände gerather sei.

So lange die wenigen Goldstücke, die mir übrig geblieben, noch nicht ganz ausgegeben waren, ließ ich es mir mit meiner kleinen Familie davon wohl sein. Bald aber geriet ich wieder in dieselbe Lage, und es war mir ebenso unmöglich, mich aus meinem Elend hervorzarbeiten, wie vorher; gleichwohl murrte ich nicht darüber. ‚Gott‘, sprach ich



bei mir selbst, ,hat mich prüfen wollen, indem er mir zu einer Zeit, wo ich es am wenigsten erwartete, Geld zufließen ließ; er hat es mir ebenso schnell wieder entzogen, weil es ihm so gefallen hat und er schalten kann wie er will; sein Name sei gepriesen, wie ich ihn stets für alles Gute gepriesen habe, das er mir in seiner Gnade verliehen hat. Ich unterwerfe mich seinem göttlichen Willen.'

Dies war meine Stimmung; meine Frau dagegen, der ich nicht umhin gekonnt hatte, meinen Verlust und die Veranlassung desselben zu erzählen, war ganz untröstlich darüber. In meiner Bestürzung war mir auch gegen meine Nachbarn die Äußerung entschlüpft, daß ich mit meinem Turban zugleich einen Beutel mit hundertundneunzig Goldstücken verloren habe. Da ihnen indes meine Armut bekannt war und sie nicht begreifen konnten, wie ich mir durch meine Arbeit eine so große Summe Geldes hätte verdienen können, so lachten sie bloß darüber, und die Kinder spotteten meiner.

Es waren etwa sechs Monate seit meinem Unglück mit dem Hühnergeier vergangen, als die beiden Freunde nicht weit von dem Stadtviertel, wo ich wohnte, vorübergingen. Die Nähe machte, daß Saad sich meiner erinnerte. Er sagte zu Saadi: ,Wir sind hier nicht weit von der Straße, wo Hassan Alhabbal wohnt; laß uns einmal hingehen und sehen, ob die zweihundert Goldstücke, die du ihm geschenkt, ihm vielleicht den Weg zu einer besseren Lage gebahnt haben, als die war, in der er sich damals befand.' — ,Recht gern', antwortete Saadi; ,ich habe schon vor einigen Tagen an ihn gedacht und freute mich zum Voraus über das Vergnügen, das ich haben würde, wenn ich dich zum Zeugen des Erfolges meines Versuches und der Wahrheit meines Satzes machen könnte. Du wirst sehen, daß eine große Veränderung mit ihm vorgegangen ist; ja ich glaube, wir werden ihn kaum wiedererkennen.' Während Saadi so sprach, hatten die beiden

Freunde bereits in meine Straße eingelenkt. Saad, der mich schon von fern und zuerst bemerkte, sagte zu seinem Freunde: „Es scheint mir, du hast etwas zu voreilig triumphiert. Ich sehe Hassan Alhabbal, kann aber an seiner Person nicht die mindeste Veränderung entdecken: er ist noch so schlecht gekleidet wie damals, als wir mit ihm sprachen, und der ganze Unterschied besteht darin, daß sein Turban etwas sauberer aussieht. Überzeuge dich selbst, ob es wahr ist oder nicht.“

Saadi, der mich ebenfalls bemerkt hatte, sah, als er näher kam, recht gut, daß Saad recht hatte, und wußte nicht, was er von der geringen Veränderung denken sollte, die er an mir wahrnahm. Er war darüber so erstaunt, daß er kein Wort zu mir sprach; Saad aber begrüßte mich mit dem gewöhnlichen Gruße und sagte dann: „Nun, Hassan, wir dürfen wohl nicht erst fragen, wie es seit unserem letzten Zusammentreffen mit deinen Angelegenheiten steht; ohne Zweifel haben sie einen besseren Gang genommen und die zweihundert Goldstücke haben dir auf die Beine geholfen?“

„Eidle Herren“, antwortete ich, „ich muß euch zu meinem großen Leidwesen gestehen, daß eure Wünsche und Hoffnungen, wie auch die meinigen, nicht den Erfolg hatten, den ihr davon erwarten durftet, und den ich selbst mir versprach. Ihr werdet das seltsame Abenteuer, das mir zugestoßen ist, kaum glauben wollen; gleichwohl versichere ich euch, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, daß ich euch die blanke Wahrheit berichten will.“

Ich erzählte ihnen nun mein Abenteuer mit all den Umständen, die ich soeben meinem Herrn und König mitzuteilen die Ehre hatte.

Saadi verwarf meine Erzählung ganz und gar. „Hassan“, sagte er, „du willst dich über mich lustig machen und mich zum besten haben; was du da sagst, ist ja ganz unglaublich: die Hühnergeier machen nicht

auf Turbane Jagd, sie begehren nur das, was ihren Heißhunger befriedigen kann. Du hast indessen getan, wie alle Leute deines Geschlechters zu tun pflegen. Sobald sie einen außerordentlichen Gewinn machen oder ihnen ein unerwartetes Glück zuteil wird, so hängen sie ihr Geschäft an den Nagel, gehen den ganzen Tag ihren Vergnügungen nach, schmausen und leben herrlich und in Freuden, solange das Geld währt, und wenn dann alles verzehrt ist, so befinden sie sich wieder in derselben Not und Dürftigkeit wie zuvor. Du bleibst darum in deinem Glende stecken, weil du es verdienst und dich der Wohltat, die man dir erweist, unwürdig machst.'

„Herr“, antwortete ich, „ich muß mir diese und noch viel bittere Vorwürfe von dir gefallen lassen; ich ertrage sie mit um so größerer Geduld, als ich überzeugt bin, daß ich sie nicht verdient habe. Die Sache ist übrigens in dem ganzen Stadtviertel so ruchbar, daß jedermann sie dir bezeugen wird. Erkundige dich selbst, so wirst du finden, daß ich dich nicht belüge. Ich muß gestehen, auch ich habe noch nie sagen hören, daß Hühnergeier Turbane entführen, allein mir ist es begegnet, und so geschehen tagtäglich tausend Sachen, die früher nie vorgekommen sind.'

Gaad ergriff meine Partei und erzählte seinem Freunde Saadi so viel andere gleich merkwürdige Geschichten von Hühnergeiern, daß dieser zuletzt seinen Beutel aus dem Busen zog und mir zweihundert neue Goldstücke in die Hand zählte, die ich in Ermangelung eines Beutels ebenfalls in meinen Busen steckte.

Als Saadi mir diese Summe hingeählt hatte, sagte er: „Hassan, ich will dir noch diese zweihundert Goldstücke schenken, aber verwahre sie ja an einem sicheren Orte, damit du nicht wieder so unglücklich bist, sie zu verlieren, und denke darauf, dir durch sie diejenigen Vorteile zu verschaffen, die du eigentlich schon aus den ersten hättest ziehen

sollen.' Ich versicherte ihm, daß ich ihm für diese zweite Gnade um so innigeren Dank wissen würde, als ich sie nach dem oben gedachten Vorfall nicht verdiente, und daß ich alles anbieten würde, um seinen guten Rat mir zu Nutzen zu machen. Ich wollte noch mehr sprechen, allein er ließ mir keine Zeit dazu, sondern ging schnell mit seinem Freunde weiter.

Als sie weg waren, ließ ich meine Arbeit liegen und kehrte nach Hause zurück, wo ich aber weder Frau noch Kinder antraf. Ich legte nur zehn Goldstücke von den zweihundert beiseite und hüllte die übrigen in ein Stück Leinwand, das ich zuknüpft. Die Hauptsache war jetzt, dasselbe an einem sicheren Orte zu verbergen. Nach reiflicher Überlegung fiel mir endlich ein, es in ein irdenes, mit Kleien angefülltes Gefäß, das in einem Winkel stand, zu legen, da ich nicht glauben konnte, daß meine Frau oder Kinder es hier suchen würden. Meine Frau kam bald darauf nach Hause, und da ich nur noch sehr wenig Hanf mehr vorrätig hatte, so sagte ich zu ihr, ich wolle ausgehen und welchen kaufen, erwähnte aber der beiden Fremde mit keinem Worte. Ich ging also fort; aber während ich diesen Einkauf machte, kam ein Mann, welcher Waschton, wie ihn Frauen beim Baden brauchen, zu verkaufen hatte, durch die Straße gegangen und rief seine Ware aus.

Meine Frau, die von diesem Tone nichts mehr hatte, rief dem Mann, und da sie nicht bei Gelde war, fragte sie ihn, ob er ihr wohl etwas von seinem Ton gegen Kleie ablassen wolle. Der Verkäufer verlangte die Kleie zu sehen; meine Frau zeigte ihm das Gefäß und sie wurden handelseinig. Sie empfing den Waschton, und der Mann ging mit dem Kleiengefäß fort.

Bald darauf kam ich mit so viel Hanf, als ich nur tragen konnte, zurück, und mit mir fünf Lastträger, ebenfalls mit dieser Ware be-

laden, womit ich nun meinen hölzernen Verschlag anfüllte, den ich in meinem Hause angebracht hatte. Ich bezahlte die Lastträger für ihre Mühe, und als sie fort waren, wollte ich mir einige Augenblicke Ruhe gönnen, um mich von meiner Müdigkeit zu erholen. Sodann warf ich meine Blicke nach der Stelle hin, wo ich das Kleiengefäß gelassen hatte und sah es jetzt nicht mehr.

Beherrscher der Gläubigen, ich kann dir den Schrecken nicht schildern, der sich in diesem Augenblicke meiner Sinne bemächtigte. Hastig fragte ich meine Frau, wo es denn hingekommen sei, und sie erzählte mir den Handel, den sie gemacht und wobei sie viel gewonnen zu haben glaubte.

„Unglückliche!“ rief ich, „ach, du weißt nicht, in welches Unglück du mich, dich selbst und deine Kinder durch diesen Handel gestürzt hast, der uns rettungslos zu Grunde richtet! Du glaubtest bloß Kleie zu verkaufen und hast mit dieser Kleie deinen Waschtonhändler um hundertundneunzig Goldstücke reicher gemacht, womit Saadi, der heute in Begleitung seines Freundes wieder zu mir kam, mich zum zweiten Male beschenkt hatte.“

Es fehlte wenig, so wäre meine Frau in Verzweiflung geraten, als sie erfuhr, welch großen Fehler sie in der Unwissenheit begangen hatte. Sie brach in laute Wehklagen aus, zerschlug sich die Brust, zerraupte sich die Haare, zerriß ihr Kleid und rief: „Ach, wie unglücklich bin ich! Verdienne ich nach diesem schrecklichen Mißgriff noch zu leben! Wo soll ich diesen Waschtonhändler auffuchen? Ich kenne ihn ja nicht, er ist bloß dies einzige Mal durch unsere Straße gekommen und vielleicht werde ich ihn nie wieder sehen. Ach lieber Mann“, fuhr sie fort, „du hast sehr unrecht gehandelt; warum mußtest du auch bei einer Sache von solcher Wichtigkeit so zurückhaltend gegen mich sein! Dies alles wäre nicht geschehen, wenn du mir dein Geheimnis mitgeteilt hät-

test. — Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich dir alles wieder sagen wollte, was der Schmerz ihr damals in den Mund legte; du weißt ja selbst, wie redselig die Frauen in ihren Trübsalen sind.

„Liebe Frau“, sagte ich zu ihr, „mäßige dich; bedenkst du denn nicht, daß du durch dein Weinen und Schreien die ganze Nachbarschaft herbeilocken wirst, und diese brauchen nicht um unser Mißgeschick zu wissen. Statt Anteil daran zu nehmen oder uns zu trösten, würden sie sich nur über unsere Einsalt lustig machen.“

Das beste also ist, wir sagen keinem Menschen von diesem Verlust und schicken uns geduldig drein, so daß niemand etwas davon merkt, denn wir müssen uns dem Willen Gottes unterwerfen. Ja, laß uns ihn preisen, daß er von den zweihundert Goldstücken, die er uns gegeben, nur hundertundneunzig zurückgenommen und uns in seiner Güte noch zehn gelassen hat, die uns immerhin einige Unterstützung gewähren werden.“

So triftig auch meine Gründe waren, so ward es mir doch sehr schwer, ihnen bei meiner Frau Eingang zu verschaffen. Doch die Zeit, welche die größten und scheinbar unerträglichsten Leiden mildert, tröstete endlich auch sie.

„Wir leben freilich arm“, sagte ich zu ihr, „jedoch was haben denn die Reichen, das wir nicht auch hätten? Atmen wir nicht dieselbe Luft? Genießen wir nicht desselben Sonnenlichtes und derselben Sonnenwärme? Einige Bequemlichkeiten, die sie vor uns voraus haben, könnten uns ihr Glück beneidenswert erscheinen lassen, allein sie müssen ja auch sterben wie wir. Genan genommen ist der Vorzug, den sie vor uns haben, so unbedeutend, daß wir ihn gar nicht in Betracht ziehen sollten, wenn wir nur immer die Furcht Gottes vor Augen und im Herzen haben.“

Endlich wurden wir wieder ruhig, und ich ging wieder so munter an



mein Geschäft, daß niemand sich hätte einfallen lassen, welch bedeutendes Unglück ich in so kurzer Zeit zweimal hintereinander gehabt hatte.

Das einzige, was ich nicht verschmerzen konnte und was mich oft und viel beschäftigte, war, wenn ich mich fragte, wie ich wohl vor Saadi bestehen würde, wenn er käme, um über seine zweihundert Goldstücke und die Verbesserung meiner Lage infolge seiner Freigebigkeit Rechenschaft zu fordern, und ich dann vor Beschämung zu Boden sinken müßte, obgleich ich das zweite Mal mein Unglück so wenig verschuldet hatte als das erste.

Es dauerte diesmal länger, bis die beiden Freunde wieder kamen, um sich über meine Lage zu erkundigen. Saad hatte oft mit Saadi darüber gesprochen, aber dieser hatte es immer hinausgezogen. 'Je länger wir warten', sagte er, 'um so reicher werden wir Hassan treffen und um so größer wird mein Vergnügen sein.'

Saad hatte nicht dieselbe Ansicht von der Wirkung, die das Geschenk seines Freundes gemacht haben würde. 'Glaubst du denn wirklich', sagte er, 'Hassan werde dein Geschenk besser angewendet haben als das erste Mal? Ich rate dir, schmeichle dir nicht mit solchen Hoffnungen, denn dein Verdruß müßte dann nur noch um so empfindlicher sein, wenn du das Gegentheil fändest.' — 'Doch', erwiderte Saadi, 'es kommt ja nicht alle Tage vor, daß ein Hühnergeier einen Turban mit in die Luft nimmt. Hassan ist von diesem Unglück plötzlich überfallen worden, er wird sich jetzt wohl vorsehen haben, daß es nicht wieder so ergangen ist.'

'Ich zweifle nicht daran', entgegnete Saad, 'allein ebenso gut kann jeder andere Zufall eingetreten sein, an welchen wir beide nicht denken konnten. Ich wiederhole es dir, mäßige deine Freude und mache dich ebenso gut auf Hassans Unglück gefaßt als auf sein Glück. Um dir

aufrichtig meine Meinung zu sagen, die ich von jeher gehabt habe, die dir aber nie gefallen will, eine Ahnung sagt mir, daß es dir nicht gelungen ist, und daß ich glücklicher sein werde mit meinem Berweise, daß ein Armer auf jedem anderen Wege eher reich werden kann als durch Geld.'

Als Saad eines Tages wiederum bei Saadi war und sie sich lange miteinander gestritten hatten, sagte letzterer: 'Genug, ich will mir heute noch Aufschluß darüber verschaffen, wie es mit der Sache steht. Es ist jetzt gerade Zeit zum Spaziergehen; laß uns sie nicht veräuzmen, sondern uns erkundigen, wer von beiden die Wette gewonnen hat.'

Die Freunde gingen aus, und ich sah sie schon von weitem kommen. Ich war so bestürzt darüber, daß ich in Versuchung geriet, meine Arbeit liegen zu lassen und mich vor ihnen zu verbergen. Indes blieb ich dennoch bei meinem Geschäft und stellte mich, als ob ich sie nicht sähe; ich schlug meine Augen nicht eher zu ihnen auf, als bis sie mir so nahe waren, daß sie mich grüßten, und ich anständigerweise den Gruß nicht unerwidert lassen konnte. Dann aber schlug ich meine Augen sogleich wieder nieder, und indem ich ihnen meinen letzten Unfall ausführlich erzählte, machte ich ihnen begreiflich, warum sie mich immer noch in derselben Armut fänden wie das erste Mal, da sie mich gesehen hatten.

Als ich mit meiner Erzählung zu Ende war, fügte ich hinzu: 'Ihr werdet mir vielleicht einwenden, ich hätte die hundertundneunzig Goldstücke anderswo verwahren sollen als in einem Kleingefäß, das noch an demselben Tage aus meinem Hause geschafft wurde. Allein dieses Gefäß war schon seit einer Reihe von Jahren immer auf derselben Stelle gestanden, es hatte seinen bestimmten Zweck, und sooft auch meine Frau, wenn es voll war, die Kleie verkauft hatte, so war doch





das Gefäß immer stehen geblieben. Wie hätte ich mir einfallen lassen können, daß gerade an diesem Tage während meiner Abwesenheit ein Waschtonhändler am Hause vorbeigehen, meine Frau ohne Geld sein und diesen Tauschhandel mit ihm abschließen mußte? Ihr könntet mir vielleicht entgegnen, ich hätte meiner Frau etwas davon sagen sollen; doch glaube ich nicht, daß so verständige Männer, wofür ich euch halte, mir diesen Rat gegeben hätten. Was aber den Punkt betrifft, daß ich sie nicht anderswo versteckt habe, so bürgt mir niemand dafür, daß sie dann sicherer gewesen wären.'

„Herr“, fuhr ich dann gegen Saadi allein fort, „es hat Gott nicht gefallen, daß ich durch deine Freigebigkeit reich werden sollte; es ist dies eines seiner undurchdringlichen Geheimnisse, die wir nicht erforschen können. Er will mich nun einmal arm und nicht reich. Deshalb werde ich aber doch nie anshören, dieselbe Dankbarkeit gegen dich zu empfinden, wie wenn deine Freigebigkeit den gewünschten Zweck vollkommen erreicht hätte.“

Ich schwieg, und Saadi nahm hierauf das Wort und sprach: „Hassan, wenn ich auch glauben wollte, daß alles das, was du da sagst, so wahr ist, als du uns gern überreden möchtest, und daß du es nicht bloß als Deckmantel brauchst, um deine Liederlichkeit oder schlechte Wirtschaft zu beschönigen, was auch wohl sein könnte, so würde ich mich dennoch hüten, irgendeinen Schritt weiter zu tun und hartnäckig in Versuchen fortzufahren, die mich am Ende zugrunde richten müßten. Es ist mir nicht leid um die vierhundert Goldstücke, deren ich mich beraubt habe, weil ich einen Versuch machen wollte, dich aus deiner Armut zu ziehen. Ich habe dies Gott zu Liebe getan, ohne von dir einen anderen Dank zu erwarten, als bloß das Vergnügen, dir etwas Gutes erwiesen zu haben.“ Hierauf wandte er sich an seinen Freund und fuhr fort: „Saad, du kannst aus dem, was ich soeben

gesprachen habe, abnehmen, daß ich das Spiel noch nicht ganz verloren gebe. Gleichwohl steht es dir frei, mit deiner Behauptung, die du schon sooft gegen mich ausgesprochen hast, auch einen Versuch zu machen. Zeige mir, daß es außer dem Gelde noch andere Mittel und Wege gibt, um das Glück eines armen Mannes zu machen in dem Sinne, wie wir beide es meinen, und suche dir keinen andern dazu aus, als Hassan. Was du ihm auch immer geben magst, ich kann mich nicht überzeugen, daß er dadurch reicher werden könnte, als er durch die vierhundert Goldstücke hätte werden können.'

Gaad hielt ein Stück Blei in der Hand und zeigte es Gaadi. 'Du hast gesehen', sagte er jetzt zu diesem, 'wie ich dies Stück Blei zu meinen Füßen auftraffte; ich will es Hassan schenken, und du wirst sehen, was es ihm einbringen wird.'

Gaadi lachte laut auf und verspottete Gaad. 'Ein Stück Blei!' rief er aus, 'nun, was kann dies Hassan mehr eintragen als einen Heller, und was für Sprünge kann er mit einem Heller machen?' Gaad überreichte mir indes das Stück Blei und sagte: 'Nimm es immerhin und laß Gaadi lachen; du wirst uns dereinst von dem Glück, das es dir ins Haus gebracht, viel zu erzählen haben.'

Ich glaubte, Gaad könne dies nicht im Ernste meinen und wolle nur seinen Scherz mit mir treiben. Gleichwohl nahm ich das Stück Blei mit Dank an, und um ihm seinen Willen zu tun, steckte ich es ziemlich nachlässig in meine Weste. Darauf verließen mich die beiden Freunde, um ihren Spaziergang fortzusetzen, und ich ging wieder an meine Arbeit.

Abends, als ich mich auskleidete, um schlafen zu gehen, und eben meinen Gürtel ablegte, fiel das Stück Blei, das Gaad mir gegeben, und an das ich seither nicht mehr gedacht hatte, auf den Boden; ich hob es auf und legte es an den nächsten besten Ort.



In derselben Nacht geschah es, daß einer meiner Nachbarn, ein Fischer, bei Zurechtmachung seiner Netze bemerkte, daß es ihm an einem Stück Blei fehle. Er hatte keins mehr im Hause, auch waren die Läden alle verschlossen und er konnte es also nicht kaufen. Gleichwohl mußte er, wenn er und die Seinigen am folgenden Tag etwas essen wollten, zwei Stunden vor Tagesanbruch auf den Fischfang ausgehen. Er klagte seiner Frau diese Not und schickte sie aus, um in der Nachbarschaft etwas Blei aufzutreiben.

Die Frau gehorchte ihrem Manne, ging von Thür zu Thür auf beiden Seiten der Straße, fand aber nirgends, was sie suchte. Mit dieser Antwort kam sie zu ihrem Manne zurück, der ihr mehrere von den Nachbarn mit Namen aufführte und fragte, ob sie auch bei diesen allen angeklopft habe. Sie antwortete: ‚Ja.‘ — ‚Auch bei Hassan Alhabbal?‘ fragte er weiter; ‚ich wette, bei diesem bist du nicht gewesen.‘

‚Es ist wahr‘, erwiderte die Frau, ‚es war mir zu weit an sein Haus, und wenn ich mich auch die Mühe nicht hätte verdrießen lassen, glaubst du denn, daß ich bei ihm etwas gefunden hätte? Zu ihm muß man nur gehen, wenn man selbst alles vollauf hat und nichts begehrt: ich weiß das aus Erfahrung.‘

‚Gleichviel‘, sagte der Fischer, ‚du bist bloß zu faul dazu, und ich verlange, daß du jetzt hingehst. Du bist schon hundertmal bei ihm gewesen, ohne zu finden, was du suchtest; vielleicht findest du gerade heute das Blei, dessen ich bedarf: noch einmal, ich verlange, daß du hingehst.‘

Die Frau des Fischers ging murrend und brummend fort und klopfte an meine Thüre. Ich schlief bereits, wachte aber sogleich auf und fragte, was es gebe. ‚Hassan Alhabbal‘, sagte die Frau mit lauter Stimme, ‚mein Mann sollte ein Stück Blei haben, nun seine Netze

zurecht zu machen. Wenn du vielleicht welches hast, so läßt er dich darum bitten.'

Das Stück Blei, das Saad mir gegeben hatte, war mir noch so frisch im Gedächtnis, zumal da es mir beim Auskleiden auf den Boden gefallen war, daß ich es nicht vergessen haben konnte. Ich antwortete also meiner Nachbarin, ich hätte welches, sie solle mir einen Augenblick warten, meine Frau werde es ihr bringen.

Meine Frau, die bei dem Lärmen ebenfalls aufgewacht war, stand auf und tappte im Finstern an den Ort, den ich ihr bezeichnete; als sie nun dort das Blei gefunden hatte, öffnete sie die Thür ein wenig und gab es der Nachbarin hinaus.

Die Frau des Fischers war ganz entzückt, daß sie nicht vergebens hatte kommen müssen, und sagte zu meiner Frau: 'Liebe Nachbarin, du tust meinem Mann und mir einen so großen Gefallen, daß ich dir alle Fische verspreche, die mein Mann beim ersten Wurf fängt, und ich bin überzeugt, daß er dies gern tun wird.'

Der Fischer war voll Freude, wider sein Erwarten das nötige Blei noch gefunden zu haben, und billigte mit Vergnügen das Versprechen seiner Frau. 'Ich danke dir', sagte er zu ihr, 'daß du hierin meinen Willen so gut getroffen hast.' Sodann setzte er seine Netze vollends instand und ging wie gewöhnlich zwei Stunden vor Tag auf den Fischfang aus. Beim ersten Wurf zog er bloß einen einzigen Fisch heraus, der aber mehr als eine Elle lang und verhältnismäßig dick war. Auch seine anderen Würfe fielen sämtlich glücklich aus, doch kam unter allen Fischen, die er fing, kein einziger dem ersten auch nur von ferne gleich.

Als er nun genug gefischt hatte und wieder nach Hause kam, so war sein erstes, daß er an mich dachte, und ich machte große Augen, als ich bei meiner Arbeit ihn mit dem Fische vor mich treten sah. 'Nach-

bar', sagte er zu mir, 'meine Frau hat dir heute nacht zum Dank für deine Gefälligkeit die Fische versprochen, die ich beim ersten Wurf gefangen würde, und ich habe ihr Versprechen gutgeheißen. Gott hat mir bloß diesen einzigen für dich beschert, und ich bitte dich, ihn freundlich anzunehmen; hätte er mein Netz ganz mit Fischen angefüllt, so wären sie ebenfalls alle dein gewesen. Nimm daher mit diesem hier und meinem guten Willen vorlieb.'

'Nachbar', antwortete ich, 'das Stück Blei, das ich dir geschickt habe, ist so wenig wert, daß du durchaus keinen so hohen Preis darauf setzen solltest. Nachbarsleute müssen einander in ihren kleinen Bedürfnissen aushelfen, und ich habe für dich bloß getan, was ich in einem ähnlichen Falle von dir hätte erwarten können. Ich würde deswegen dein Geschenk ausschlagen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß du mir es von Herzen gern bietest, und daß du es für eine Beleidigung hieltest, wenn ich es nicht annähme. Ich nehme es also an, da du es so haben willst, und sage dir dafür meinen besten Dank.'

Damit hatte unsere gegenseitige Höflichkeit ein Ende, und ich trug den Fisch zu meiner Frau. 'Da hast du einen Fisch', sagte ich zu ihr; 'unser Nachbar, der Fischer, hat ihn mir soeben gebracht zum Dank für das Stück Blei, um das er uns in der letzten Nacht bitten ließ. Ich denke, dies ist alles, was wir von dem Geschenke hoffen dürfen, welches mir Saad gestern gemacht hat, und von dem er behauptete, es werde mir Glück bringen.' Zugleich erzählte ich ihr, daß die beiden Freunde wiedergekommen seien und was zwischen uns vorgefallen war. Meine Frau war in Verlegenheit, als sie diesen großen und dicken Fisch sah. 'Was sollen wir damit anfangen?' sagte sie; 'unser Bratrost ist nur für kleine Fische eingerichtet, und wenn wir ihn mit einer kurzen Brühe kochen wollen, so haben wir keinen Topf, der groß genug wäre.' — 'Das sind deine Sachen', sagte ich, 'du kannst ihn kochen

oder braten, ich bin mit allem zufrieden.' Mit diesen Worten ging ich zu meiner Arbeit zurück.

Als meine Frau den Fisch geschlachtet hatte, fand sie in seinen Eingeweiden einen großen Diamanten, den sie rein abspülte und für bloßes Glas hielt. Sie hatte zwar schon von Diamanten sprechen hören und vielleicht schon welche gesehen oder in der Hand gehabt, war aber zu wenig Kennerin, um sie gehörig unterscheiden zu können. Sie gab ihn also unserem jüngsten Kind, auf daß es mit seinen Schwesterchen und Brüderchen damit spielen sollte, und die Kinder nahmen ihn alle nacheinander in die Hand und freuten sich über seine Schönheit, seinen Glanz und sein Gefunkel.

Abends, als die Lampe angezündet war, bemerkten unsere Kinder, die noch immer mit dem Diamanten spielten und ihn einander in die Hände gaben, daß er einen Schein von sich gab, wenn meine Frau, die mit Zubereitung des Abendessens beschäftigt war, zufällig an der Lampe vorbeikam und Schatten machte, und dies bewog denn die Kinder, ihn einander aus den Händen zu reißen, um Versuche damit zu machen. Dabei weinten die Kleinen, wenn die größeren ihnen den Stein nicht lange genug lassen wollten, und diese mußten ihn dann zurückgeben, nur um sie zu beschwichtigen.

Da Kinder wegen jeder Kleinigkeit lustig werden oder Streit anfangen, und dies alle Tage vorkommt, so fragte weder meine Frau noch ich um die Ursache des Höllenlärms und Geschreis, das sie miteinander verführten. Endlich wurden sie ruhig, als die größeren sich an den Tisch gesetzt hatten, um mit uns zu Nacht zu speisen, und meine Frau den Kleineren jedem seinen Theil gegeben hatte.

Nach dem Abendessen spielten die Kinder wieder miteinander, und bald war der Lärm noch größer als vorher. Jetzt wollte ich wissen, warum sie miteinander stritten, rief also dem Ältesten und fragte, was

der Lärm zu bedeuten habe. ‚Lieber Vater‘, antwortete das Kind, ‚wir haben hier ein Stück Glas, das einen Schein von sich gibt, wenn wir der Lampe den Rücken kehren und es so ansehen.‘ Ich ließ es mir bringen und machte selbst den Versuch.

Die Sache schien mir seltsam, und ich fragte meine Frau, was denn das für ein Stück Glas sei? ‚Ich weiß nicht‘, sagte sie, ‚ich habe es im Bauch des Fisches gefunden, als ich ihn zubereitete.‘

Ich dachte ebenso wenig daran, daß es etwas anderes als Glas sein könnte, doch wollte ich noch mehr Versuche damit machen und sagte daher zu meiner Frau, sie sollte die Lampe einmal in den Kamin stellen. Sie tat es, und nun sah ich, daß die vermeintliche Glasscherbe einen so hellen Schein verbreitete, daß wir die Lampe nicht mehr vonnöten hatten, um zu Bett zu gehen. Ich ließ sie daher auslöschen und legte das Glas auf den Rand des Kamins, damit es uns leuchte. ‚Dies ist‘, sagte ich, ‚schon der zweite Vorteil, den wir von dem Stück Blei haben, das Saadis Freund mir gab; wir brauchen jetzt kein Öl mehr zu kaufen.‘

Als meine Kinder sahen, daß ich die Lampe hatte auslöschen lassen und das Glas ihre Stelle vertrat, so erhoben sie aus Freude und Bewunderung solches Geschrei, daß man es weithin in der Nachbarschaft hörte. Wir beide, meine Frau und ich, vermehrten den Lärm noch, indem wir ihnen zuschrien, sie sollten schweigen; allein wir konnten ihrer nicht Meister werden, bis sie im Bette lagen und einschliefen, nachdem sie sich zuvor noch lange Zeit, nach ihrer Weise, über den wunderbaren Schein des Glases unterhalten hatten.

Meine Frau und ich gingen nun zu Bett, und am anderen Morgen in der Frühe begab ich mich wieder, ohne weiter an das Stück Glas zu denken, an meine Arbeit. Niemand wird sich darüber verwundern, daß dies einem Mann wie mir begegnet ist, der in seinem Leben bloß

Glas, aber niemals Diamanten gesehen, oder wenn er je dergleichen sah, sich nie um ihren Wert bekümmert hatte.

Hier muß ich dir bemerken, Beherrscher der Gläubigen, daß zwischen meinem Haus und dem meines nächsten Nachbarn sich bloß eine sehr dünne Bretterwand befand. Dieses Haus aber gehörte einem sehr reichen Juden, der seines Zeichens Juwelier war, und das Zimmer, wo er und seine Frau schliefen, stieß an die Scheidewand. Sie waren schon zu Bette gewesen und eingeschlafen, als meine Kinder so abscheulich zu lärmern anfangen; der Lärm hatte sie aufgeweckt, und sie hatten lange nicht mehr einschlafen können.

Am Morgen kam dann die Frau des Juden, um sich sowohl in ihrem eigenen als in ihres Mannes Namen bei meiner Frau zu beschweren, daß sie in ihrem ersten Schläfe gestört worden seien. „Meine liebe Rachel“, — so hieß nämlich die Jüdin — gab meine Frau zur Antwort, „es tut mir sehr leid, daß dies vorgefallen ist, und ich bitte dich um Entschuldigung. Du weißt selbst, wie die Kinder sind, sie können über eine Kleinigkeit lachen und weinen. Komm herein, so will ich dir das Ding zeigen, das deine Klage veranlaßt hat.“

Die Jüdin trat herein, und meine Frau nahm den Diamanten — denn es war wirklich einer, und zwar ein sehr ausgezeichnete — vom Kamme herab, zeigte ihr denselben und sagte: „Da sieh, dieses Stück Glas ist an dem ganzen Lärm schuld, den du gestern abend gehört hast.“ Indes nun die Jüdin, die sich auf alle Arten von Edelsteinen wohl verstand, den Diamanten mit Bewunderung besichtigte, erzählte ihr meine Frau, wie sie ihn im Bauche des Fisches gefunden und wie alles zugegangen sei.

Als meine Frau ausgesprochen hatte, gab ihr die Jüdin den Diamanten zurück und sagte zu ihr: „Misha“, — sie wußte nämlich ihren Namen — „ich halte es ebenfalls für Glas; da es aber weit schöner ist



als gewöhnliches Glas, und ich schon ein ganz ähnliches Stück Glas zu Hause habe, womit ich mich bisweilen schmücke und wozu es schön passen würde, so möchte ich es dir gern abkaufen.'

Als meine Kinder vom Verkauf ihres Spielwerkes reden hörten, so unterbrachen sie das Gespräch mit lautem Geschrei und baten ihre Mutter, es ihnen zu lassen, so daß sie es ihnen versprechen mußte, nur um sie wieder zu beruhigen.

Die Jüdin mußte nun nach Hause zurückgehen und bat meine Frau, die sie bis an die Haustüre geleitete, beim Abschiede noch ganz leise, wenn sie das Stück Glas verkaufen wolle, so möchte sie es ja niemand zeigen, bevor sie ihr davon Nachricht gegeben hätte.

Der Jude war schon in aller Frühe nach dem Juwelierplatz in seinen Laden gegangen. Seine Frau eilte ihm nach und meldete ihm die Entdeckung, die sie gemacht hatte: sie beschrieb ausführlich die Größe, das ungefähre Gewicht, die Schönheit und den Glanz des Diamanten, besonders aber seine ausgezeichnete Eigenschaft, bei Nacht zu leuchten, wie ihr meine Frau in ihrer arglosen und treuherzigen Geschwägigkeit erzählt hatte.

Der Jude schickte seine Frau sogleich zurück mit dem Auftrage, mit der meinigen zu unterhandeln und ihr anfangs wenig zu bieten, aber je nachdem sie Schwierigkeiten finde, immer höher zu gehen und endlich den Handel um jeden Preis abzuschließen.

Die Jüdin kam also, nahm meine Frau beiseite, ohne abzuwarten, bis sie sich selbst zum Verkauf des Diamanten entschlossen hätte, und fragte sie, ob sie nicht zwanzig Goldstücke für dieses Stück Glas nehmen wollte, denn es sei doch nichts anderes. Meine Frau fand die Summe bedeutend, wollte aber weder ja noch nein antworten, sondern sagte der Jüdin bloß, sie könne sich nicht darauf einlassen, bevor sie mit mir gesprochen hätte.

Mittlerweile wurde es Zeit zum Mittagessen, und ich wollte eben in meine Wohnung eintreten, als sie noch an der Türe miteinander sprachen. Meine Frau rief mich und fragte, ob ich es erlaube, wenn sie das im Bauch des Fisches gefundene Glas für zwanzig Goldstücke verkaufen wolle, die unsere Nachbarin, die Jüdin, darauf geboten habe.

Ich gab nicht sogleich eine entscheidende Antwort, denn ich erinnerte mich jetzt der zuversichtlichen Art, wie Saad, als er mir das Stück Blei gab, behauptet hatte, es müsse mein Glück machen. Die Jüdin aber glaubte, ich antwortete deswegen nicht, weil ich ihr Gebot verschmähte, und sagte daher schnell: ‚Nachbar, ich gebe dir fünfzig. Bist du damit zufrieden?‘

Als ich sah, daß die Jüdin so geschwind von zwanzig Goldstücken auf fünfzig stieg, so wurde ich immer zäher und sagte, das sei noch lange nicht der Preis, zu dem ich es zu verkaufen gedanke. ‚Nachbar‘, erwiderte sie, ‚ich gebe hundert Goldstücke; dies ist gewiß sehr viel, und ich weiß nicht einmal, ob mein Mann es gutheissen wird.‘ Auf diese neue Steigerung sagte ich, ich verlange hunderttausend Goldstücke, obwohl ich recht gut wisse, daß der Diamant weit mehr wert sei. Indes wollte ich mich als guter Nachbar, ihr und ihrem Manne zu Gefallen, mit dieser Summe begnügen, weiter herab aber würde ich nicht gehen, und wenn sie mit diesem Preis nicht zufrieden sei, so würden andere Juweliere gewiß noch mehr dafür geben.

Die Jüdin bot mir zu wiederholten Malen fünfzigtausend Goldstücke, die ich aber nicht annahm, denn die gierige Art, womit sie den Handel abschließen wollte, bestärkte mich in meinem Entschluß, bei hunderttausend zu beharren. ‚Mehr‘, sagte sie, ‚kann ich ohne Einwilligung meines Mannes nicht bieten; er wird aber auf den Abend nach Hause kommen, und ich bitte dich nur um die Gefälligkeit, daß

du so lange Geduld hast, bis er mit dir sprechen und den Diamanten sehen kann.' Ich versprach ihr dies.

Als der Jude am Abend nach Hause kam, sagte ihm seine Frau, sie habe weder mit mir noch mit meiner Frau etwas ausgerichtet, obgleich sie mir fünfzigtausend Goldstücke geboten, und dann habe sie nur um die Gefälligkeit bitten können, auf ihn zu warten.

Der Jude nahm die Zeit wahr, wo ich von meiner Arbeit nach Hause zurückkam. 'Nachbar Hassan', rief er mir zu, 'sei doch so gut und zeige mir den Diamanten, den deine Frau der meinigen gezeigt hat.' Ich hieß ihn ins Haus treten und zeigte ihm denselben.

Da es bereits dunkel war und die Lampe noch nicht brannte, so erkannte er sogleich aus dem Schein, den der Diamant von sich strahlte, und aus seinem herrlichen Glanz auf meiner Hand, die wie im Feuer zu liegen schien, daß seine Frau ihm einen getreuen Bericht abgestattet hatte. Er nahm ihn in die Hand, besichtigte ihn lange Zeit und konnte keine Worte für seine Verwunderung finden. 'Lieber Nachbar', sagte er endlich, 'meine Frau hat dir, wie sie sagt, fünfzigtausend Goldstücke dafür geboten; damit du nun ganz zufrieden bist, so biete ich noch zwanzigtausend dazu.'

'Nachbar', antwortete ich, 'deine Frau hätte dir auch sagen sollen, daß ich hunderttausend dafür verlangt habe; entweder gibst du mir so viel, oder der Diamant bleibt mein; ich gehe um keinen Heller herab.' Er marktete noch lange in der Hoffnung, ich würde ihm etwas nachlassen, allein es gelang ihm nicht, und aus Furcht, ich möchte den Diamanten auch anderen Juwelieren zeigen, wie ich jedenfalls getan hätte, schloß er den Handel endlich um den verlangten Preis ab. Er sagte, er habe zwar die hunderttausend Goldstücke nicht bar dazuliegen, werde mir aber morgen um dieselbe Stunde und noch früher die ganze Summe übermachen, und damit der Kauf ganz fest stände,

brachte er mir am nämlichen Abend zwei Beutel von je tausend Goldstücken.

Ich weiß nicht, ob der Jude das Geld von seinen Freunden entlehnte oder mit anderen Juwelieren zusammenstand, kurz und gut, am andern Tage zählte er mir auf die bestimmte Stunde hunderttausend Goldstücke blank auf den Tisch, und ich übergab ihm den Diamanten. Als ich nun durch diesen Handel über alle Erwartung reich geworden war, dankte ich Gott für seine Güte und Milde, und gern hätte ich mich zu Saads Füßen geworfen, um ihm meine Erkenntlichkeit zu beweisen, wenn ich nur seine Wohnung gewußt hätte. Ebenso erging es mir mit Saadi, den ich als die erste Ursache meines Glückes verehren mußte, obschon sein guter Plan ihm nicht gelungen war.

Ich dachte nun darauf, wozu ich wohl diese bedeutende Summe am besten verwenden könne. Meine Frau, welcher vor der gewöhnlichen Eitelkeit ihres Geschlechts bereits der Kopf schwindelte, machte mir sogleich den Vorschlag, kostbare Kleider für sie und die Kinder, dann auch ein Haus zu kaufen und es reich auszuschnücken. „Liebe Frau“, erwiderte ich ihr, „mit solchen Ausgaben müssen wir nicht anfangen. Überlaß die Sache mir; was du da verlangst, wird nicht ansbleiben. Obgleich das Geld nur dazu da ist, um ausgegeben zu werden, so müssen wir es doch so einrichten, daß wir ein Kapital anlegen, wovon wir bloß die Zinsen verbrauchen wollen, ohne den Grundstock anzugreifen. Dies ist mein Plan, und gleich morgen will ich das Kapital anlegen.“

Den folgenden Tag wandte ich ganz dazu an, zu einer Menge meiner Handwerksgenossen zu gehen, die in so schlechten Umständen waren, wie ich bisher; ich schoß ihnen Geld vor und verpflichtete sie, jeden nach seiner Geschicklichkeit und Fähigkeit, allerlei Arten von Seilerarbeiten für mich zu besorgen. Zugleich versprach ich ihnen, sie nicht

lange warten zu lassen, sondern pünktlich und gut zu bezahlen, sowie sie mir die Arbeiten brächten. Den nächstfolgenden Tag verpflichtete ich auch noch die übrigen Seiler, die in diesen Umständen waren, für mich zu arbeiten, und seitdem stehen alle Leute von diesem Handwerk in ganz Bagdad für mich in Arbeit, sind aber auch sehr wohl zufrieden mit der Pünktlichkeit, womit ich mein Versprechen gegen sie erfülle.

Da diese Masse von Handwerksleuten eine verhältnismäßige Menge von Arbeiten fertigmachen muß, so mietete ich mir an verschiedenen Orten Lagerhäuser und stellte in jedem einen Geschäftsführer auf, der die angefertigte Arbeit in Empfang nehmen und den Verkauf im ganzen wie im einzelnen besorgen mußte: eine Einrichtung, die mir bald bedeutenden Gewinn und eine ansehnliche Einnahme verschaffte. In der Folge kaufte ich, um meine vielen zerstreuten Warenlager auf einem einzigen Punkte zu vereinigen, ein großes Haus, das zwar sehr vielen Raum hatte, aber baufällig war, ließ es niederreißen und an seine Stelle dasjenige erbauen, das du, Herr König, gestern gesehen hast. So stattlich es auch erscheint, so besteht es doch nur aus den notwendigen Warenböden und aus den Wohnzimmern, so viel ich für mich und meine Familie brauche.

Es war schon einige Zeit, daß ich mein altes Hänschen verlassen und mein neues großes bezogen hatte, als Saadi und Saad, die bisher nicht mehr an mich gedacht, sich auch einmal meiner erinnerten. Sie verabredeten einen Spaziergang, und als sie durch die Straße kamen, wo sie mich sonst immer gesehen hatten, verwunderten sie sich höchlich, da sie mich nicht mehr wie gewöhnlich an meinem kleinen Seilergestell arbeitend antrafen. Sie fragten, was aus mir geworden und ob ich tot oder noch am Leben sei? Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie vernahmen, daß der, nach welchem sie fragten, ein vornehmer

Kaufmann geworden sei und nicht mehr schlechtthin Hassan, sondern Gogia Hassan Alhabbal, das heißt: Kaufmann Hassan der Seiler, heiße und sich in der und der Straße ein Haus habe erbauen lassen, das aussehe wie ein Palast.

Die beiden Freunde suchten mich in der ihnen bezeichneten Straße auf, und da Saadi sich nicht denken konnte, daß das Stück Blei, das Saad mir gegeben, die Ursache so großen Glückes für mich geworden sein sollte, so sagte er unterwegs zu Saad: ‚Ich freue mich außerordentlich, daß ich Hassan Alhabbals Glück gegründet habe; nur gefällt es mir nicht, daß er mich zweimal belogen hat, um mir vierhundert Goldstücke statt zweihundert abzulocken: denn dem Stück Blei, das du ihm schenkest, kann ich doch sein Glück nicht zuschreiben, auch wird sich niemand sonst dies einfallen lassen.‘

‚Das mag deine Meinung sein‘, antwortete Saad: ‚die meinige ist es nicht; auch sehe ich keinen Grund, warum du gegen Gogia Hassan so ungerecht sein willst, ihn für einen Lügner zu halten. Erlaube mir, zu glauben, daß er uns die Wahrheit berichtet und mit nichts hinterm Berge gehalten hat, und daß das Stück Blei, das ich ihm gab, die einzige Ursache seines Glückes ist. Doch Gogia Hassan wird uns bald selbst Aufschluß darüber erteilen.‘

Unter solchen Gesprächen kamen die Freunde in die Straße, wo mein Haus liegt. Sie fragten nach demselben, und man zeigte es ihnen. Als sie die Vorderseite betrachteten, konnten sie kaum glauben, daß es mir gehören sollte. Gleichwohl klopfen sie an die Lüre, und mein Pförtner öffnete ihnen.

Saadi, der eine Unhöflichkeit zu begehen fürchtete, wenn er das Haus, das er suchte, mit dem irgendeines bedeutenden Mannes verwechselte, sagte zu dem Pförtner: ‚Man hat uns gesagt, dieses Haus gehöre dem Gogia Hassan Alhabbal; sprich, ob wir uns irren oder







nicht.' — ,Nein, Herr, du irrst dich nicht', antwortete der Thürsteher, indem er die Pforte noch weiter öffnete, ,du bist im rechten Hause; tritt nur herein, er befindet sich eben im Saal, und einer von seinen Sklaven wird dich anmelden.'

Die beiden Freunde ließen sich bei mir anmelden, und ich erkannte sie auf den ersten Blick. Ich stand sogleich auf, lief ihnen entgegen und wollte den Saum ihres Kleides fassen, um ihn zu küssen. Sie ließen es nicht zu, und ich mußte mir wider meinen Willen gefallen lassen, daß sie mich umarmten. Ich lud sie ein, auf eine mit Teppichen belegte Erhöhung zu treten, und bot ihnen da ein Sofa an, das die Aussicht nach dem Garten hatte. Hier bat ich sie, sich zu setzen; allein sie verlangten, ich sollte den Ehrenplatz einnehmen. ,Edle Herren', sagte ich zu ihnen, ,ich habe nicht vergessen, daß ich der arme Hassan Alhabbal bin, und wenn ich auch ein ganz anderer wäre, als ich bin, und nicht die Verpflichtungen gegen euch hätte, die ich wirklich habe, so weiß ich doch, was euch gebührt. Ich bitte euch also, beschämt mich nicht länger.' Sie nahmen jetzt den ihnen gebührenden Platz ein, und ich setzte mich ihnen gegenüber.

Nun ergriff Saadi das Wort und sagte gegen mich gewendet: ,Gogia Hassan, ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich mich freue, dich in der Lage zu sehen, die ich dir damals wünschte, als ich dir zweimal hintereinander und ohne Vorwürfe zweihundert Goldstücke schenkte, und ich bin überzeugt, daß diese vierhundert Goldstücke die wunderbare Veränderung deiner Lage bewirkt haben, die ich mit so vielem Vergnügen wahrnahm. Nur eins kann ich nicht begreifen: nämlich aus welchem Grund du mir zweimal die Wahrheit verhehltest und Verluste vorspiegeltest, deren Veranlassung mir heute noch so unglaublich erscheint, wie damals. Nicht wahr, das letztemal, als wir dich sahen, hattest du mit den vierhundert Goldstücken deine Angelegenheiten noch

so wenig verbessert, daß du dich schämtest, es uns zu gestehen? Ich will dies wenigstens zum voraus annehmen und erwarte, daß du meine Meinung bestätigen wirst.'

Saad hörte diese Rede Saadis mit großer Ungeduld, ich will nicht sagen mit Unwillen an, was er auch durch seine gesenkten Blicke und durch sein Kopfschütteln zu erkennen gab. Gleichwohl ließ er ihn aussprechen, ohne den Mund zu öffnen. Als er aber zu Ende war, sagte er: 'Verzeihe, Saadi, wenn ich vor Gogia Hassan das Wort ergreife, um dir zu sagen, daß ich mich über dein Vorurteil gegen seine Aufrichtigkeit, so wie darüber sehr wundern muß, wie du auf deinem Unglauben an seine früheren Versicherungen beharren magst. Ich habe es dir schon einmal gesagt und wiederhole es jetzt, daß ich gleich im Anfang seiner schmucklosen Erzählung von dem doppelten Mißgeschick, das er hatte, Glauben schenkte, und du magst sagen was du willst, ich bin dennoch überzeugt, daß die Sache sich wirklich so verhält. Lassen wir indes ihn selbst sprechen, er wird uns am besten darüber Auskunft geben können, wer von uns beiden ihn richtig beurteilt hat und wer nicht.'

Nachdem die beiden Freunde so gesprochen, ergriff ich das Wort und sagte zu beiden gewendet: 'Edle Herren, ich würde mich in betreff des von euch verlangten Aufschlusses zu ewigem Stillschweigen verdammen, wenn ich nicht zum voraus überzeugt wäre, daß euer Streit wegen meiner nicht imstande ist, das Freundschaftsband, das eure Herzen verknüpft, zu zersprengen. Ich werde mich also, da ihr es verlangt, erklären, zuvor aber beteuere ich, daß es mit derselben Aufrichtigkeit geschehen wird, womit ich euch früher erzählte, was mir begegnet war.' Ich erzählte ihnen hierauf die ganze Geschichte Punkt für Punkt, wie ich sie meinem Herrn König erzählt habe, und vergaß keinen einzigen Umstand.

Meine Beteuerungen machten indes nicht so viel Eindruck auf Saadi, daß er von seinem Vorurteil zurückgekommen wäre. Als ich zu Ende war, sagte er zu mir: 'Gogia Hassan, das Abenteuer mit dem Fisch und dem in seinem Bauche gefundenen Diamant scheint mir eben so unglaublich, als die Entführung deines Turbans durch einen Hühnergeier und der Umtausch des Kleingefüßes gegen Waschton; dem mag übrigens sein wie ihm wolle, ich habe mich jetzt jedenfalls überzeugt, daß du nicht mehr arm bist, sondern reich, was ich gleich anfangs zu bewerkstelligen beabsichtigte, und ich freue mich von ganzem Herzen darüber.'

Da es schon spät war, so stand er auf und wollte sich verabschieden; Saad mit ihm. Ich stand ebenfalls auf, hielt sie zurück und sagte zu ihnen: 'Edle Herren, erlaubt, daß ich euch um eine Gnade bitte, die ihr mir nicht abschlagen dürft. Erzeiget mir die Ehre, eine einfache Abendmahlzeit und ein Nachtlager bei mir anzunehmen, damit ich euch morgen früh zu Wasser nach einem kleinen Landhause führen kann, das ich mir gekauft habe, um daselbst von Zeit zu Zeit frische Luft zu genießen; ich werde euch noch am selben Tage mit meinen Pferden zu Lande wieder zurückführen.'

'Wenn Saad keine Geschäfte hat, die ihn anders wohin rufen', sagte Saadi, 'so nehme ich es von Herzen gern an.' — 'Ich habe nie Geschäfte', antwortete Saad, 'sobald es sich darum handelt, deine Gesellschaft zu genießen; wir müssen aber', setzte er hinzu, 'beide nach Hans schicken und sagen lassen, daß man uns nicht erwarten soll.' Ich ließ ihnen einen Sklaven kommen, und während sie ihm ihren Auftrag erteilten, benutzte ich die Zeit, um Befehle zur Zubereitung des Mahles zu geben.

Inzwischen zeigte ich meinen Wohltätern mein Haus, und sie fanden es für mein Geschäft sehr zweckmäßig angelegt. Ich nenne sie beide



ohne Unterschied meine Wohltäter, weil ohne Saadi Saad mir das Stück Blei nicht gegeben und ohne Saad Saadi sich schwerlich an mich gewendet haben würde, um mir die vierhundert Goldstücke zu schenken, von denen ich den Anfang meines Glücks herschreibe. Sodann führte ich sie in den Saal zurück, wo sie über die Einzelheiten meines Geschäftes allerlei Fragen an mich richteten, die ich zu ihrer Zufriedenheit beantwortete.

Endlich meldete man mir, das Abendessen sei aufgetragen. Da die Tafel in einem anderen Saale gedeckt war, so lud ich sie ein, sich dahin zu bemühen. Sie wunderten sich höchlich über die glänzende Beleuchtung und die Niedlichkeit des Saales und auch das Getränke, sowie die Speisen fanden sie ganz nach ihrem Geschmack. Während der Mahlzeit unterhielt ich sie mit einem Konzert, und als abgetragen war, ließ ich einen Trupp Tänzer und Tänzerinnen ihre Künste zeigen und sorgte für alle möglichen Ergötzlichkeiten, nur um ihnen zu zeigen, wie sehr ich von Dank gegen sie durchdrungen sei.

Am anderen Morgen hatte ich mit Saadi und Saad verabredet, sehr frühe aufzubrechen, um die Morgenfrische zu genießen, und wir begaben uns daher noch vor Sonnenaufgang an das Ufer des Flusses; dort trafen wir ein bequemes und mit Teppichen belegtes Fahrzeug, stiegen hinein und kamen mit Hilfe sechs tüchtiger Ruderer und der günstigen Strömung des Flusses nach etwa anderthalbstündiger Fahrt bei meinem Landhaus an.

Als wir ausstiegen, blieben beide Freunde stehen, nicht sowohl um das schöne Äußere des Hauses zu betrachten, als um seine vortreffliche Lage und die herrlichen Aussichten zu bewundern. Dann zeigte ich ihnen die inneren Zimmer, deren Einrichtung sie sehr freundlich und anmutig fanden.

Dann gingen wir in den Garten, wo ihnen nichts besser gefiel, als



ein Wald von Zitronen- und Pomeranzenbäumen aller Art, deren Blüten und Früchte die Luft durchdufteten; sie waren in regelmäßige Baumgänge gepflanzt und durch ein immer fließendes Bächlein von lebendigem Wasser aus dem Strome bewässert. Der Schatten, die Kühle während der größten Sonnenglut, das sanfte Gemurmel des Wassers und der melodische Waldgesang unzähliger Vögel machten einen solchen Eindruck auf sie, daß sie fast bei jedem Schritt stehenblieben, bald um mir ihren Dank dafür auszudrücken, daß ich sie an einen so anmutigen Ort geführt, bald um mir zu einem solchen Besitztume Glück zu wünschen und andere Artigkeiten zu sagen.

Ich führte sie bis ans Ende dieses Waldes, der sehr lang und sehr breit ist, und machte sie daselbst auf ein Gehölz von großen Bäumen aufmerksam, womit mein Garten aufhört. Hier führte ich sie in ein nach allen Seiten hin offenes, von einer Gruppe von Palmbäumen überschattetes Zimmer und lud sie ein, hineinzutreten und auf einem mit Teppichen und Polstern versehenen Sofa auszuruhen.

Zwei meiner Söhne, die ich der guten Luft wegen vor einiger Zeit mit ihrem Lehrer hierher geschickt hatte, waren tiefer in das Gehölz eingedrungen, um Vogelnester zu suchen. Endlich bemerkten sie eins zwischen den Zweigen eines großen Baumes. Sie versuchten anfangs hinaufzuklettern, da es ihnen aber sowohl an Kraft als an Geschicklichkeit gebrach, so zeigten sie es einem Sklaven, den ich ihnen mitgegeben, und der sie nicht verlassen durfte, und befahlen ihm, die Vögel auszunehmen.

Der Sklave stieg auf den Baum, gelangte bis an das Nest und sah zu seiner großen Verwunderung, daß es in einem Turban angebracht war. Er nahm nun das Nest, wie es war, stieg vom Baume herab und zeigte den Turban meinen Kindern. Da er indes nicht zweifelte,

daß ich dies vielleicht selbst gern sehen würde, so machte er sie darauf aufmerksam und gab es dem Ältesten, um es mir zu bringen.

Ich sah ihn schon von weitem mit großer Freude herbeikommen, wie Kinder, wenn sie ein Nest gefunden, sie gewöhnlich haben. Er überreichte es mir und sagte: ‚Sieh, lieber Vater, da ist ein Nest in einem Turban.‘

Gaadi und Gaad waren über diese neue Erscheinung nicht minder überrascht als ich; noch größer aber ward mein Erstaunen, als ich den Turban für denjenigen wieder erkannte, den der Hühnergeier mir entführt hatte. Nachdem ich ihn voll Verwunderung genau besichtigt und nach allen Seiten gedreht hatte, fragte ich die beiden Freunde: ‚Edle Herren, habt ihr wohl ein so gutes Gedächtnis, um euch zu erinnern, daß dies der Turban ist, den ich an dem Tage trug, da ihr mir zum ersten Male die Ehre erwieset, mich anzureden?‘

‚Ich glaube nicht‘, antwortete Gaad, ‚daß Gaadi besser darauf geachtet haben wird als ich; aber weder er noch ich können daran zweifeln, wenn sich die hundert und neunzig Goldstücke dario finden.‘

‚Herr‘, versetzte ich, ‚zweifle nicht, es ist derselbe Turban: ich erkenne ihn ganz gut und bemerke auch an seiner Schwere, daß es kein anderer sein kann; du wirst es selbst einsehen, wenn du dir die Mühe nimmst, ihn in die Hand zu nehmen.‘ Mit diesen Worten überreichte ich ihm den Turban, zuvor aber nahm ich die Vögel heraus und gab sie meinen Kindern. Er nahm ihn in die Hände und überreichte ihn dann Gaadi, damit dieser sich ebenfalls von seiner Schwere überzeugen sollte.

‚Ich will gern glauben, daß es dein Turban ist‘, sagte Gaadi zu mir, ‚doch wäre meine Überzeugung noch stärker, wenn ich die hundert- undneunzig Goldstücke dario sehen würde.‘

Als ich nun den Turban wieder in die Hand genommen hatte, sagte ich





zu ihm: ‚Ich bitte dich, Herr, bevor ich ihn anrühre, überzeuge dich vorerst, daß er sich nicht erst seit heute auf dem Baume befindet, und bedenke, daß der Zustand, worin du ihn siehst, so wie dieses hübsche und bequeme Nest, woran keine Menschenhand gearbeitet hat, deutliche Beweise sind, daß er sich seit jenem Tage, wo der Hühnergeier mir ihn entführte, hier befindet; ohne Zweifel hat ihn der Vogel auf diesen Baum gelegt oder fallen lassen, dessen Äste ihn nicht auf den Boden kommen ließen. Ihr werdet mir diese Bemerkung zu gut halten, denn es liegt mir gar zuviel daran, euch jeden Verdacht gegen meine Ehrlichkeit zu benehmen.‘

Gaad unterstützte mich hierin. ‚Gaadi‘, sagte er, ‚dies geht dich an, nicht mich, denn ich war von jeher überzeugt, daß Gogia Hassan uns nicht täuschen will.‘

Während Gaad so sprach, nahm ich das Tuch weg, das mehrfach um die innere Mütze des Turbans gewickelt war, und zog den Beutel heraus. Gaadi erkannte ihn sogleich für denselben, den er mir gegeben hatte. Ich schüttete ihn vor ihren Augen auf den Teppich aus und sagte zu ihnen: ‚Seht, ihr Herren, das sind die Goldstücke; zählt sie selbst und überzeugt euch, ob die Zahl richtig ist.‘ Gaadi zählte sie zehn für zehn, brachte wirklich hundertundneunzig heraus, und da er nun eine so offenkundige Wahrheit nicht mehr leugnen konnte, nahm er das Wort und sprach zu mir: ‚Gogia Hassan, ich gebe zu, daß du von diesen hundertundneunzig Goldstücken nicht hast reich werden können; allein die anderen hundertundneunzig, die du in ein Kleingefäß versteckt haben willst, haben dir sicherlich aufgeholfen.‘ — ‚Herr‘, antwortete ich, ‚ich habe dir in Beziehung auf die letzte Summe so gut die Wahrheit gesagt wie bei der ersten. Du wirst doch nicht glauben, daß ich schmähsch genug handeln könnte, dich zu belügen.‘



‚Gogia Hassan‘, sagte Saad zu mir, ‚laß Saadi bei seinem Glauben. Ich will ihm herzlich gern die Überzeugung lassen, daß du ihm vermöge der letzten Summe die Hälfte deiner Wohlhabenheit verdankst; allein, er muß dann auch zugeben, daß ich vermöge des Stück Bleis, das ich dir gab, wegen der anderen Hälfte ein Verdienst ansprechen kann, und er darf die Auffindung des kostbaren Diamanten im Bauche des Fisches nicht mehr in Zweifel ziehen.‘

‚Saad‘, antwortete Saadi, ‚ich bin mit allem zufrieden, wenn du mir nur meinen Glauben unangefochten lässest, daß man Schätze Geldes nur durch Geld aufhäufen kann.‘

‚Nein‘, antwortete Saad; ‚wenn der Zufall wollte, daß ich einen Diamant im Wert von fünfzigtausend Goldstücken fände, und auch wirklich die Summe dafür erhielt, hätte ich dann diese Summe durch Geld erworben?‘

Dabei hatte der Streit sein Bewenden. Wir standen auf und gingen in das Haus zurück, wo das Mittagmahl aufgetragen war, und setzten uns zu Tische. Nach dem Essen ließ ich meine Gäste allein, damit sie während der größten Hitze nach Belieben Ruhe und Kühlung suchen konnten; ich selbst aber ging zu meinem Schloßverwalter und meinem Gärtner, um ihnen die nötigen Befehle zu geben. Dann kam ich wieder zu ihnen und wir unterhielten uns von allen möglichen gleichgültigen Sachen, bis die größte Hitze vorüber war. Hierauf fährten wir in den Garten zurück und blieben beinahe bis zum Sonnenuntergang in der Kühlung. Endlich stiegen die beiden Freunde und ich, in Begleitung eines Sklaven, zu Pferde und langten ungefähr um die zweite Stunde der Nacht bei schönem Mondschein in Bagdad an.

Ich weiß nicht, durch welche Nachlässigkeit meiner Leute es geschehen war, daß es in meinem Harnse an Gerste für die Pferde fehlte. Die



Getreidespeicher aber waren verschlossen und auch zu weit entfernt, als daß man so spät von dorthier hätte etwas bekommen können.

Einer meiner Sklaven suchte in der Nachbarschaft umher und fand in einem Laden ein Gefäß mit Kleie. Er kaufte die Kleie und brachte sie samt dem Gefäß, hatte aber versprechen müssen, am anderen Tage das Gefäß zurückzubringen. Der Sklave schüttete die Kleie in die Krippe aus, und als er sie auseinanderbreitete, um jedem der Pferde seinen Anteil zukommen zu lassen, fühlte er unter den Händen ein znsammengebundenes Tuch, das schwer war. Er brachte es mir uneröffnet, ganz wie er es gefunden hatte, und setzte hinzu, dies sei vielleicht das Tuch, wovon er mich so oft habe sprechen hören, wenn ich meinen Freunden meine Geschichte erzählte.

Voll Freude sagte ich zu meinen Wohltätern: ‚Edle Herren, Gott will nicht, daß ihr von mir scheidet, ohne von der Wahrheit der Geschichte, die ich euch immer erzählt habe, vollkommen überzeugt zu sein. Hier‘, fuhr ich gegen Saadi fort, ‚hier sind die hundertundneunzig anderen Goldstücke, die ich von dir empfangen habe, ich erkenne sie an dem Tuche.‘ Ich band sofort das Leintuch auf und zählte die Summe vor ihren Augen. Auch ließ ich mir das Gefäß bringen; ich erkannte es und schickte es meiner Frau mit der Frage, ob sie es kenne? verbot aber, von dem ganzen Vorfall ihr etwas zu sagen. Sie erkannte es sogleich und ließ mir sagen, es sei dasselbe Gefäß, das sie mit Kleie angefüllt gegen Washton ausgetauscht habe.

Nun gab sich der ungläubige Saadi endlich überwunden und sagte zu Saad: ‚Du hast gesiegt, ich erkenne jetzt mit dir an, daß das Geld nicht immer ein sicheres Mittel ist, um noch mehr Geld aufzuhäufen und reich zu werden.‘

Als Saadi ausgesprochen hatte, sagte ich zu ihm: ‚Herr, ich kann es nicht wagen, dir die dreihundertundachtzig Goldstücke wieder anzu-

bieten, die der Himmel in seiner Gnade heute wieder zum Vorschein gebracht hat, um deine schlechte Meinung von meiner Wahrheitsliebe zu berichtigen. Ich bin überzeugt, daß du sie mir nicht in der Absicht geschenkt hast, sie dereinst zurückzubekommen. Ich für meinen Theil bin zufrieden mit dem, was der Himmel mir von anderer Seite her beschert hat, und mache ebenfalls keinen Anspruch auf das Geld. Ich hoffe aber, daß du es genehmigen wirst, wenn ich es morgen unter die Armen verteile, damit Gott es dereinst dir und mir vergelten möge.'

Die beiden Freunde brachten diese Nacht noch in meinem Hause zu: am anderen Morgen aber umarmten sie mich und kehrten jeder in seine Wohnung zurück; sie waren sehr vergnügt über die Art, wie ich sie empfangen und wie sie mich in dem Glück, das ich nächst Gott ihnen verdankte, handeln sahen. Ich habe nicht ermangelt, beide in ihren Wohnungen aufzusuchen, um ihnen noch besonders zu danken. Seitdem schätze ich es mir zur großen Ehre, daß sie mir die Erlaubnis gegeben haben, Freundschaft mit ihnen zu halten und sie häufig zu sehen und zu sprechen."

Der Kalif Harun Arraschid hörte die Geschichte Gogia Hassans mit großer Aufmerksamkeit an, und erst als der Erzähler schwieg, merkte er, daß sie zu Ende war. „Gogia Hassan“, sprach er darauf zu ihm, „ich habe seit langer Zeit nichts gehört, was mir so viel Vergnügen gemacht hätte, als die wunderbaren Wege, auf denen es dem Himmel gefallen hat, dich auf dieser Welt glücklich zu machen. Du mußt ihm durch guten Gebrauch seiner Wohlthaten fortwährend deine Dankbarkeit bezeigen. Es freut mich, dir'sagen zu können, daß der Diamant, der dein Glück gemacht hat, sich in meiner Schatzkammer befindet, und es ist mir lieb zu wissen, wie er dahin gekommen ist. Da indessen in Saads Herzen vielleicht noch ein Zweifel über die aus-

gezeichnete Vorzüglichkeit dieses Diamanten obwalten könnte, den ich für das Kostbarste und Bewundernswürdigste aller meiner Besitztümer halte, so wünsche ich, daß du ihn nebst Saadi herbringst; mein Schatzmeister soll ihm dann den Diamanten zeigen, damit er sich, wenn er von seinem Unglauben noch nicht ganz geheilt ist, hier überzeuge, daß das Geld nicht immer ein sicheres Mittel ist, wodurch sich ein armer Mann in kurzer Zeit und ohne viele Mühe Reichtümer erwerben könne. Ich wünsche auch, daß du die Geschichte meinem Schatzmeister erzählest, auf daß er sie zu Papier bringen lasse und neben dem Diamant in meinem Schatze aufbewahre.“

Nach diesen Worten gab der Kalif durch Kopfnicken Cogia Hassan und Baba Abdallah zu verstehen, daß er mit ihnen zufrieden sei; sie verabschiedeten sich daher, indem sie sich vor seinem Throne niederwarfen, und gingen dann nach Hause.









Ali Baba dagegen heiratete eine Frau, die eben so arm war als er selbst, wohnte sehr ärmlich und hatte keinen anderen Erwerb, um sich und den Seinigen den Lebensunterhalt zu verschaffen, als daß er in einem nahen Walde Holz fällte, das er dann auf drei Eseln, seinem einzigen Besitztum, in die Stadt brachte und verkaufte.

Eines Tages, als Ali Baba wieder im Walde war und eben Holz genug gefällt hatte, um seine Esel damit zu beladen, sah er auf einmal in der Ferne eine gewaltige Staubwolke aufsteigen, die sich in gerader Richtung dem Orte näherte, wo er war. Er blickte sehr aufmerksam nach ihr hin und erkannte bald, daß es eine zahlreiche Reiter-schar war, die raschen Schrittes herankam.

Obgleich man in der Gegend nichts von Räubern wußte, so kam Ali Baba doch auf den Gedanken, diese Reiter könnten dergleichen sein, und beschloß daher, seine Esel ihrem Schicksale zu überlassen und nur seine eigene Person zu retten. Er stieg also auf einen Baum, dessen Äste zwar nicht hoch, aber außerordentlich dicht belaubt waren, und nahm darauf mit um so größerer Zuversicht seinen Posten ein, als er von da aus alles sehen konnte, was unten vorging, ohne selbst gesehen zu werden. Der Baum stand am Fuße eines von allen Seiten vereinzeltten Felsen, der viel höher als der Baum und so steil war, daß man auf keine Weise hinaufsteigen konnte.

Die Reiter, sämtlich große und stattliche Leute, und sowohl mit Waffen als Pferden sehr gut versehen, stiegen an dem Felsen ab, und Ali Baba, der ihrer vierzig zählte, konnte nach ihren Gesichtern und ihrem ganzen Aufzuge nicht mehr zweifeln, daß es Räuber seien. Er täuschte sich auch nicht: es waren wirklich Räuber, die aber die Umgegend nicht im mindesten beunruhigten, sondern ihr Geschäft in weiter Ferne trieben und hier bloß ihren Sammelplatz hatten. Er wurde in seiner Meinung bestärkt, als er sie weiter beobachtete.

Jeder von den Reitern zäumte sein Pferd ab, band es an, warf ihm einen Sack voll Gerste, den er hinter sich gehabt hatte, über den Kopf, und packte dann sein Felleisen ab. Die meisten derselben schienen Ali Baba so schwer, daß er schloß, sie müßten voll Gold und Silber sein.

Der stattlichste der Räuber, den Ali Baba für ihren Hauptmann hielt, näherte sich ebenfalls mit seinem Felleisen auf der Schulter dem Felsen, der dicht an dem großen Baume war, wohin Ali Baba sich geflüchtet hatte, und nachdem er sich durch einige Sträucher den Weg gebahnt, sprach er die Worte: „Gesam, öffne dich!“ so laut und deutlich, daß Ali Baba sie hörte. Kaum hatte der Räuberhauptmann diese Worte ausgesprochen, so öffnete sich eine Türe, durch die er alle seine Leute vor sich her eintreten ließ; er selbst ging zuletzt hinein, und die Türe schloß sich wieder.

Die Räuber blieben lange in dem Felsen, und Ali Baba mußte geduldig auf dem Baume bleiben und warten; denn er fürchtete, es möchten einzelne oder auch alle zusammen in dem Augenblick, wo er seinen Posten verlassen und fliehen wollte, herauskommen. Gleichwohl geriet er in Versuchung, herabzusteigen, sich zweier Pferde zu bemächtigen, auf das eine zu sitzen, das andere am Zügel nebenher zu führen, und so, indem er seine drei Esel vor sich hertrieb, in die Stadt zu reiten; doch war dieses Unternehmen zu gewagt, und er beschloß daher, den sicheren Teil zu ergreifen.

Endlich öffnete sich die Türe wieder, die vierzig Räuber traten heraus und der Hauptmann, der zuletzt hineingegangen war, war jetzt der erste, der herauskam und die übrigen alle an sich vorbeiziehen ließ. Ali Baba hörte, daß auf seine Worte: „Gesam, schließe dich!“ die Türe sich wieder schloß. Jeder kehrte zu seinem Pferde zurück, zäumte es, band sein Felleisen hinter den Sattel und schwang sich wieder

hinauf. Als der Hauptmann endlich sah, daß sie alle zum Ritte gerüstet waren, so stellte er sich an ihre Spitze und schlang wieder denselben Weg ein, auf dem sie gekommen waren.

Ali Baba stieg nicht sogleich vom Baume herab. „Sie könnten“, sprach er bei sich selbst, „etwas vergessen haben, das sie wieder umzukehren nötigte, und dann würden sie mich ertappen.“ Er verfolgte sie mit den Augen, bis er sie aus dem Gesichte verloren hatte, und stieg zur größeren Sicherheit erst lange nachher herab. Da er die Worte, kraft deren der Räuberhauptmann die Türe geöffnet und wieder geschlossen, wohl in seinem Gedächtnisse behalten hatte, so wandelte ihn die Lust an, einen Versuch zu machen, ob sie vielleicht dieselbe Wirkung haben würden, wenn er sie ausspräche. Er drängte sich daher durch das Gesträuch, fand die Türe, stellte sich vor sie hin, sprach die Worte: „Gesam, öffne dich!“ und siehe da, im Augenblick sprang die Türe angelweit auf.

Ali Baba hatte einen dunkeln und finstern Ort erwartet, aber wie groß war sein Erstaunen, als er das Innere des Felsens sehr hell, weit und geräumig und von Menschenhänden zu einem hohen Gewölbe ausgehöhlt sah, das von oben herab durch eine künstlich angebrachte Öffnung sein Licht empfing. Er erblickte hier große Mundvorräte, Ballen von köstlichen Kaufmannswaren, Seidestoffen und Brokat, besonders auch wertvolle Teppiche haufenweise aufgetürmt; was ihn aber am meisten anzog, war eine Masse geprägtes Gold und Silber, das teils in Haufen aufgeschüttet, teils in ledernen Säcken oder Beuteln immer einer über dem andern dalag. Bei diesem Anblick kam es ihm vor, als ob diese Felsenhöhle nicht erst seit einer Reihe von Jahren, sondern schon seit Jahrhunderten fortwährend Räubern zum Zufluchtsort gedient haben müsse.

Ali Baba besann sich nicht lange, was er hier tun sollte; er trat in

die Höhle und sobald er darin war, schloß sich die Türe wieder: doch beunruhigte ihn das nicht, denn er wußte ja das Geheimnis, sie zu öffnen. Mit dem Silbergelde gab er sich nicht lange ab, sondern machte sich nur an das gemünzte Gold und besonders an das, das in den Säcken war. Von diesem nahm er zu wiederholten Malen so viel, als er tragen und seinen drei Eseln, die sich indes zerstreut hatten, aufladen konnte. Als er sie wieder an den Felsen zusammengetrieben hatte, bepackte er sie mit den Säcken, und um diese zu verbergen, legte er Holz oben drauf, so daß niemand etwas davon merken konnte. Als er fertig war, stellte er sich vor die Türe, und kaum hatte er die Worte: „Gesam, schließe dich!“ ausgesprochen, so schloß sie sich auch wieder; sie hatte sich nämlich jedesmal, wenn er hineingegangen war, von selbst geschlossen und war jedesmal, wenn er herauskam, offen geblieben.

Ali Baba nahm nun seinen Weg nach der Stadt zurück, und als er vor seinem Hause anlangte, trieb er seine Esel in einen kleinen Hof, dessen Türe er sorgfältig hinter sich schloß. Hierauf lud er das wenige Holz, das seinen Schatz bedeckte, ab, trug die Säcke in sein Haus und legte sie vor seiner Frau, die auf einem Sofa saß, auf den Tisch.

Seine Frau nahm die Säcke in die Hand, und als sie merkte, daß sie voll Geld waren, meinte sie, ihr Mann habe sie gestohlen. Wie er nun alle hereingebracht hatte, konnte sie nicht umhin, zu ihm zu sagen: „Ali Baba, solltest du so gottverlassen sein, um...“ Ali Baba unterbrach sie mit den Worten: „Sei ruhig, liebes Weib, und mach' dir keine Sorgen darob, ich bin kein Dieb, denn ich habe dies alles nur Dieben genommen. Du wirst deine schlechte Meinung von mir bald aufgeben, wenn ich dir mein Glück erzählt habe.“ Er schüttelte die Säcke aus, die einen großen Haufen Goldes ausmachten,

so daß seine Frau ganz geblendet wurde; hierauf erzählte er ihr die Geschichte vom Anfang bis zum Ende und empfahl ihr dann vor allen Dingen, die Sache geheim zu halten.

Als die Frau sich von ihrem Erstaunen und Schrecken wieder erholt hatte, freute sie sich mit ihrem Manne über das Glück, das ihnen widerfahren, und wollte den ganzen Goldhaufen, der vor ihr lag, Stück für Stück zählen. „Liebe Frau“, sagte Ali Baba zu ihr, „du bist nicht gescheit. Was fällt dir da ein? Du würdest nie mit dem Zählen fertig werden. Ich will eine Grube machen und es dahinein vergraben; wir haben keine Zeit zu verlieren.“ — „Es wäre doch gut“, antwortete die Frau, „wenn wir wenigstens ungefähr wüßten, wieviel es sind. Ich will in der Nachbarschaft ein kleines Maß borgen und es damit messen, während du die Grube machst.“ — „Liebe Frau“, sagte Ali Baba darauf, „dies würde uns zu nichts nützen und ich rate dir, laß davon ab. Du kannst übrigens tun, was du willst, aber vergiß nur nicht, die Sache verschwiegen zu halten.“

Um ihr Gelüste zu befriedigen, ging Ali Babas Frau fort und zu ihrem Schwager Cassim, der nicht weit von ihr wohnte. Cassim war nicht zu Hause, und sie wandte sich daher an seine Frau mit der Bitte, ihr doch auf einige Augenblicke ein Maß zu leihen. Die Schwägerin fragte sie, ob sie ein großes oder ein kleines wolle, und Ali Babas Frau bat sich ein kleines aus. „Recht gern“, antwortete die Schwägerin, „warte nur ein wenig, ich will es dir sogleich bringen.“

Die Schwägerin holte das Maß; da sie aber Ali Babas Armut kannte, so war sie neugierig zu erfahren, was für Getreide seine Frau damit messen wolle, und kam daher auf den Gedanken, unten an das Maß unvermerkt etwas Teig zu kleben. Darauf kam sie zurück, überreichte Ali Babas Frau das Maß und entschuldigte

sich wegen ihres Ausbleibens, indem sie es lange habe suchen müssen.

Als Ali Babas Frau nach Hause zurückkam, stellte sie das Maß auf den Goldhaufen, füllte es an und leerte es in einiger Entfernung davon auf dem Sofa. Als sie nun alles gemessen hatte, war sie sehr zufrieden mit der ansehnlichen Zahl der Maße und teilte es ihrem Manne mit, der soeben die Grube vollendet hatte.

Während Ali Baba das Geld vergrub, trug seine Frau, um ihrer Schwägerin ihre Pünktlichkeit und Ordnungsliebe zu zeigen, das Maß zurück, hatte aber nicht bemerkt, daß ein Goldstück unten noch daranflehte. „Liebe Schwägerin“, sagte sie zu ihr, als sie es zurückgab, „du siehst, daß ich dein Maß nicht zu lange behalten habe; ich bin dir sehr verbunden dafür; hier hast du es wieder.“

Kaum hatte Ali Babas Frau ihr den Rücken gekehrt, als Cassims Frau das Maß von unten besah, und man kann ihr Erstaunen denken, als sie das am Boden flebende Goldstück fand. Alsbald fuhr der Satan des Neides in ihr Herz. „Wie!“ sagte sie, „Ali Baba hat das Gold maßweise, woher mag es wohl der Glende genommen haben?“ Cassim, ihr Mann, war, wie gesagt, nicht zu Hause, sondern in seiner Bude, von wo er erst auf den Abend zurück erwartet wurde. Die Zeit bis zu seiner Heimkehr dünkte ihr eine Ewigkeit, denn sie brannte vor Ungeduld, ihm die große Nachricht mitzuteilen, die für ihn ebenso überraschend sein mußte, wie für sie.

Als Cassim nach Hause kam, sagte seine Frau zu ihm: „Du glaubst ein reicher Mann zu sein, Cassim; allein du täuschest dich: Ali Baba ist tausendmal reicher als du; er kann sein Gold nicht zählen, sondern muß es messen.“ Cassim verlangte eine Erklärung dieses Rätsels, und sie erzählte ihm, wie schlau sie auf die Entdeckung gekommen sei; zugleich zeigte sie ihm das Goldstück, das unten am Boden fleben



geblieben war; es war so alt, daß der Name des Fürsten, der es hatte prägen lassen, ihnen unbekannt war.

Statt sich über das Glück des bisher so armen Bruders herzlich zu freuen, empfand Cassim eine Eifersucht, die ihm keine Ruhe mehr ließ. Er konnte beinahe die ganze Nacht darüber nicht schlafen, und am andern Morgen ging er noch vor Sonnenaufgang zu ihm. Da er seit seiner Verheirathung mit der reichen Witwe ihn nicht mehr als seinen Bruder ansah und diesen Namen ganz vergessen hatte, so redete er ihn auch jetzt also an: „Ali Baba, du bist sehr zurückhaltend in deinen Angelegenheiten. Du spielst den Armen, den Nothleidenden, den Bettler, und missest das Gold in Maßen.“

„Lieber Bruder“, antwortete Ali Baba, „ich weiß nicht, was du da sagen willst; erkläre dich deutlicher.“ — „Verstelle dich nur nicht so“, antwortete Cassim, und indem er ihm das Gold zeigte, das seine Frau ihm gegeben hatte, fügte er hinzu: „Wieviel hast du solche Goldstücke? Meine Frau hat dieses hier unten an dem Maße gefunden, das die deine gestern von ihr borgte.“

Aus dieser Rede erkannte Ali Baba, daß infolge des Eigensinns seiner Frau Cassim und dessen Weib bereits die Sache wußten, deren Geheimhaltung ihm so wichtig war. Allein der Fehler war einmal gemacht, und man konnte ihm nicht abhelfen. Ohne sich seinen Verdruß im mindesten anmerken zu lassen, gestand er daher seinem Bruder die ganze Sache und erzählte ihm, durch welchen Zufall und an welchem Ort er den Schlupfwinkel der Räuber entdeckt hatte; zugleich erbot er sich, den Schatz mit ihm zu teilen, wenn er nur das Geheimnis bewahren wolle.

„Ja, das verlange ich ohnehin“, versetzte Cassim mit stolzem Tone; „aber“, fügte er hinzu, „ich will auch noch ganz genau wissen, wo der Schatz ist, an welchen näheren Merkmalen ich ihn erkennen und wie

ich wohl selbst hineinkommen kann, wenn es mich gelüstet; sonst zeige ich dich bei dem Gerichte an. Weigerst du dich indes, so hast du nicht nur nichts mehr zu hoffen, sondern wirst auch das noch verlieren, was du schon hast; ich aber werde für diese Angabe meinen Anteil erhalten."

Mehr aus Gutmütigkeit als durch die unverschämten Drohungen seines rohen Bruders eingeschüchtert, gab Ali Baba ihm vollständige Auskunft über alles, was er wünschte, und teilte ihm auch die Worte mit, die er sprechen mußte, um in die Höhle hinein und wieder heraus zu gelangen.

Mehr verlangte Cassim nicht zu wissen. Er verließ seinen Bruder mit dem festen Vorsatz ihm zuvorzukommen und in der Hoffnung, sich des Schazes allein zu bemächtigen. Am andern Morgen brach er schon vor Tagesanbruch mit zehn Maultieren auf, die er mit großen Kisten beladen hatte; diese wollte er alle anfüllen und nahm sich vor, bei einer zweiten Fahrt nach dem Schaze noch weit mehr solche Kisten mitzunehmen, im Falle er noch so viele Ladungen darin vorfände, daß dies nötig wäre. Er schlug den Weg ein, den Ali Baba ihm bezeichnet hatte, gelangte an den Felsen und erkannte die Merkmale, sowie den Baum, auf dem Ali Baba sich versteckt hatte. Er suchte die Türe, fand sie und sprach die Worte: „Gesam, öffne dich!“ Die Türe ging auf, er trat hinein und sogleich schloß sie sich wieder. Bei Besichtigung der Höhle geriet er in große Verwunderung, da er darin weit mehr Reichtümer antraf, als er nach Ali Babas Erzählung vermutet hatte, und sein Erstaunen wurde immer größer, je mehr er alles einzeln betrachtete. Als ein geiziger Mann, dem die Reichtümer über alles gingen, hätte er gerne den ganzen Tag lang seine Augen an dem Anblick so vielen Goldes geweidet, wenn es ihm nicht eingefallen wäre, daß er eigentlich dazu gekommen

sei, um das Geld zu holen und seine Manlesel damit zu beladen. Er nahm daher eine Anzahl von Säcken, soviel er tragen konnte, ging damit auf die Türe zu, und da er an alles andere mehr dachte, als an das, was jetzt für ihn am wichtigsten war, so geschah es, daß er sich des notwendigen Wortes nicht mehr erinnerte und statt Gesam sagte: „Gerste, öffne dich!“ Aber wie groß war seine Bestürzung, als er sah, daß die Türe sich nicht öffnete, sondern verschlossen blieb. Nun nannte er noch mehrere andere Namen von Getreidearten, aber nur den rechten nicht, und die Türe blieb immer verschlossen.

Auf diesen Zufall hatte sich Cassim nicht gefaßt gemacht. Schrecken und Angst bemächtigten sich seiner, als er sich nun in so großer Gefahr erblickte, und je mehr er sich anstrebte, um das Wort Gesam in sein Gedächtnis zurückzurufen, um so verwirrter wurde er und bald war dies Wort für ihn, als ob er es nie hätte nennen hören. Verzweiflungsvoll warf er jetzt die Säcke, womit er sich beladen hatte, zu Boden, ging mit großen Schritten in der Höhle auf und nieder, und alle die Reichtümer, von denen er sich umgeben sah, hatten jetzt keinen Reiz mehr für ihn. Voll Todesangst wartete er, wann die Räuber zurückkehren würden.

Die Räuber kehrten gegen Mittag zu ihrer Höhle zurück, und als sie in die Nähe kamen und die mit Kisten beladenen Manlesel Cassims erblickten, so wurden sie über diese neue Erscheinung unruhig, sprengten mit verhängtem Zügel heran und jagten die zehn Manlesel, die Cassim anzubinden vergessen hatte, und die ruhig weideten, auseinander, so daß sie sich da- und dorthin im Walde zerstreuten und ihnen bald aus dem Gesichte verschwanden.

Die Räuber nahmen sich nicht die Mühe, den Manleseln nachzureiten: es war ihnen weit wichtiger, ihren Besitzer aufzufinden. Während nun einige um den Felsen herum die Runde machten, um

ihn zu suchen, stieg der Hauptmann nebst den übrigen ab, ging mit blankem Säbel gerade auf die Türe zu, sprach die Worte, und die Thür öffnete sich.

Cassim, der mitten in der Höhle das Stampfen von Pferden hörte, zweifelte jetzt nicht mehr, daß die Räuberschar angekommen und er selbst verloren sei. Gleichwohl beschloß er, einen Versuch zu machen, um aus ihren Händen zu entinnen und sich zu retten; daher stellte er sich dicht vor die Türe, um hinauszustürzen, sobald sie sich öffnen würde. Kaum hörte er das Wort Gesam, das seinem Gedächtnis entfallen war, aussprechen, und sah die Türe aufgehen, so stürmte er so ungestüm hinaus, daß er den Hauptmann zu Boden warf. Allein den andern Räubern vermochte er nicht zu entgehen; diese hielten ebenfalls den blanken Säbel in der Hand und nahmen ihm auf der Stelle das Leben. Jetzt war die erste Sorge der Räuber, in die Grotte hineinzugehen. Sie fanden nahe bei der Türe die Säcke, die Cassim bis dahin gebracht hatte, um seine Maulesel damit zu bepacken, und legten dieselben wieder auf den vorigen Platz, bemerkten aber nicht, daß diejenigen, die Ali Baba fortgeschafft hatte, fehlten. Indem sie sich nun über diese Begebenheit gemeinschaftlich berieten, begriffen sie wohl, wie Cassim nicht habe aus der Grotte heranskommen können, allein wie er hineingekommen sei, das konnten sie nicht verstehen. Sie kamen auf den Gedanken, er sei vielleicht von oben herabgestiegen; allein die Öffnung, durch welche das Licht hereinfiel, war so hoch, und der Gipfel des Felsens so unzugänglich, daß sie einstimmig erklärten, dieses Rätsel können sie nicht auflösen. Daß er durch die Türe hereingekommen sei, konnten sie nicht annehmen, denn dazu mußte er doch das Geheimnis wissen, sie zu öffnen, und in dessen Besitz, glaubten sie, sei niemand außer ihnen selbst. Sie konnten nämlich nicht wissen, daß Ali Baba sie belauscht und es gehört hatte.

Wie nun auch die Sache gekommen sein mochte, es handelte sich jetzt darum, ihre gemeinschaftlichen Reichtümer in Sicherheit zu bringen, und so kamen sie denn dahin überein, den Leichnam Cassims in vier Teile zu teilen und innerhalb der Grotte nicht weit von der Türe zwei zur Rechten und zwei zur Linken aufzuhängen, zum abschreckenden Beispiel für jeden, der die Frechheit haben würde, etwas Ähnliches zu wagen; sie selbst aber beschloßen, erst nach Verlauf einiger Zeit, wenn der Leichengernuch sich verloren haben würde, in ihre Höhle zurückzukehren. Gesagt, getan; da sie nichts weiter zurückhielt, so verließen sie ihren Zufluchtsort, nachdem sie ihn wohl verschlossen, stiegen wieder zu Pferde und durchstreiften die Ebene in der Richtung hin, wo die Straßen am meisten von den Karawanen besucht waren, um wie gewöhnlich Jagd darauf zu machen und sie auszuplündern.

Indes war Cassims Frau in großer Unruhe, als die finstere Nacht anbrach und ihr Mann immer noch nicht zurückkam. Voll Bekümmernis ging sie zu Ali Baba und sagte zu ihm: „Lieber Schwager, du weißt, daß dein Bruder Cassim in den Wald gegangen ist und zu welchem Zweck. Er ist immer noch nicht zurückgekommen und doch ist es bereits tiefe Nacht; ich fürchte, es möchte ihm irgendein Unglück zugestoßen sein.“

Ali Baba hatte nach der oben angeführten Unterredung mit seinem Bruder seine Reise vermutet und war deshalb an diesem Tage nicht selbst in den Wald gegangen, um ihm keinen Anlaß zu Argwohn zu geben. Ohne ihr irgendeinen Vorwurf zu machen, der sie oder ihren Mann, wenn er noch am Leben gewesen wäre, hätte beleidigen können, sagte er zu ihr, sie solle sich deswegen noch nicht bekümmern, denn ohne Zweifel habe Cassim es für zweckmäßig gefunden, erst später in die Stadt zurückzukehren.

Cassims Frau glaubte dies um so leichter, da sie bedachte, wie sehr ihrem Manne daran liegen mußte, die Sache geheim zu halten. Sie kehrte also nach Hause zurück und wartete geduldig bis um Mitternacht. Nun aber verdoppelte sich ihre Bekümmernis und ihr Herzeleid um so mehr, da sie ihrem geängstigten Herzen nicht durch Schreien und Weinen Luft schaffen konnte, weil sie wohl einsah, daß die wahre Ursache davon vor der Nachbarschaft ein Geheimnis bleiben mußte. Jetzt, da ihr Fehler nicht wieder gutzumachen war, bereute sie ihre närrische Neugierde und ihr sträfliches Begehren, die häuslichen Angelegenheiten ihres Schwagers und ihrer Schwägerin durchschauen zu wollen. Sie weinte die ganze Nacht durch und bei Tagesanbruch eilte sie wieder zu ihm, indem sie mehr durch Tränen als durch Worte zu verstehen gab, warum sie komme.

Ali Baba wartete nicht, bis seine Schwägerin ihn bat, er möchte sich die Mühe nehmen und nachsehen, was aus Cassim geworden sei. Er machte sich auf der Stelle mit seinen drei Eseln auf und ging in den Wald, nachdem er ihr zuvor empfohlen hatte, ihre Betrübniß zu mäßigen. Als er sich dem Felsen näherte, ohne auf dem ganzen Wege weder seinen Bruder noch die Maulesel angetroffen zu haben, verwunderte er sich sehr über das Blut, das er am Eingange der Höhle bemerkte, und dies erschien ihm als eine üble Vorbedeutung. Er trat vor die Lüre, sprach die Worte, sie öffnete sich, und das erste, was ihm in die Augen fiel, war der Leichnam seines gevierteilten Bruders. Bei diesem traurigen Anblick besann er sich nicht lange, was er tun sollte, sondern beschloß alsbald, seinem Bruder die letzte Ehre zu erweisen, denn er gedachte nicht mehr, wie wenig brüderliche Liebe dieser stets für ihn gehegt hatte. Er fand in der Höhle allerlei Zeug, um darein die vier Teile seines Bruders in verschiedene Ballen zu packen, womit er einen seiner Esel belud; oben darüber legte er Holz, damit



niemand es merken möchte. Die beiden anderen Esel bepackte er ohne weiteren Aufschub mit vollen Goldsäcken, über die er, wie das erstemal, Holz legte, und nachdem er dies vollendet und der Türe befohlen hatte, sich wieder zu schließen, zog er nach der Stadt zurück. Er war jedoch vorsichtig genug, am Ausgange des Waldes so lange zu warten, daß er erst mit Anbruch der Nacht dieselbe erreichte. Zu Hause angekommen, trieb er nur die zwei mit Gold beladenen Esel in den Hof, überließ seiner Frau das Geschäft sie abzuladen, und nachdem er ihr mit wenigen Worten das Schicksal Cassims mitgeteilt hatte, führte er den dritten Esel zu seiner Schwägerin.

Ali Baba klopfte an die Türe, und sie wurde ihm von einer gewissen Morgiane geöffnet. Diese Morgiane war eine geschickte, kluge und erfinderische Sklavin, welche die größten Schwierigkeiten zu überwinden wußte, und Ali Baba kannte sie als solche. Als er daher in den Hof getreten war, und dem Esel das Holz nebst den beiden Päckchen abgenommen hatte, zog er Morgiane beiseite und sagte zu ihr: „Morgiane, das erste, was ich von dir verlange, ist unverbrüchliche Verschwiegenheit: du wirst bald sehen, wieviel deiner Gebieterin und mir daran liegen muß. Diese zwei Päckchen enthalten den Leichnam deines Herrn; wir müssen jetzt darauf denken, ihn so zu beerdigen, als ob er eines natürlichen Todes gestorben wäre. Führe mich zu deiner Gebieterin und achte auf das, was ich ihr sagen werde.“

Morgiane meldete es ihrer Gebieterin, und Ali Baba, der ihr auf dem Fuße folgte, trat ins Zimmer. „Nun, mein Schwager!“ rief ihm die Schwägerin mit großer Ungeduld entgegen, „was für Nachricht bringst du mir von meinem Manne? Dein Gesicht verkündet nichts Tröstliches.“

„Schwägerin“, antwortete Ali Baba, „ich kann dir nichts sagen, bevor du mir gelobst, daß du mich vom Anfang bis zum Ende anhören

willst, ohne den Mund zu öffnen. Nach dem Vorfall, den ich dir zu erzählen habe, ist es für dein eigenes Wohl und deine Ruhe gleich wichtig, wie für mich, daß die Sache verschwiegen bleibt."

"Ach!" rief die Schwägerin halblaut aus, "diese Einleitung läßt mich erkennen, daß mein Mann nicht mehr am Leben ist; zugleich aber sehe ich ein, wie notwendig die Verschwiegenheit ist, die du von mir forderst. Ich muß mir freilich viel Gewalt antun, aber sprich nur, ich höre dich."

Ali Baba erzählte hierauf seiner Schwägerin den ganzen Erfolg seiner Reise bis zu seiner Heimkehr mit Cassims Leichnam. "Schwägerin", fügte er hinzu, "du hast nun freilich große Ursache, betrübt zu sein, um so mehr, je weniger du es erwarten konntest. Dieses Unglück läßt sich nicht mehr ändern; wenn aber irgend etwas imstande ist, dich zu trösten, so erbiete ich mich, die wenigen Güter, die mir Gott beschert, mit den deinigen zu vereinigen und dich zu heiraten; zugleich gebe ich dir die Versicherung, daß meine Frau nicht eifersüchtig sein und ihr euch gewiß recht gut miteinander vertragen werdet. Gefällt dir mein Vorschlag, so müssen wir vor allem darauf denken, die Sache so einzuleiten, daß jedermann glaubt, mein Bruder sei eines natürlichen Todes gestorben, und hierin denke ich, kannst du dich ganz auf Morgiane verlassen; auch ich werde meinerseits alles beitragen, was in meiner Macht steht."

Was konnte Cassims Witwe besseres tun, als Ali Babas Vorschlag annehmen? Neben dem Vermögen, das ihr durch den Tod ihres ersten Mannes zufiel, bekam sie einen zweiten Mann, der reicher war als sie selbst und infolge der Entdeckung des Schatzes noch reicher werden konnte. Sie lehnte also den Antrag nicht ab, sondern betrachtete ihn im Gegentheil als einen sehr triftigen Grund, sich zu trösten. Indem sie daher ihre Tränen trocknete, die bereits reichlich zu fließen





begonnen hatten, und jenes durchdringende Klagegeschrei, das Frauen bei dem Verluste ihrer Männer zu erheben pflegen, unterließ, bewies sie Ali Baba genugsam, daß sie sein Anerbieten annahm.

In dieser Stimmung verließ Ali Baba die Witwe Cassims, und nachdem er Morgianen anempfohlen, ihre Rolle gut zu spielen, kehrte er mit seinem Esel nach Hause zurück.

Morgiane tat, was man von ihr erwartete; sie ging in demselben Augenblicke, wie Ali Baba, aus dem Hause und zu einem Apotheker, der in der Nähe wohnte. Sie klopfte an seinen Laden, und als man ihr geöffnet, verlangte sie eine gewisse Art von Arzneitafelchen, die in den gefährlichsten Krankheiten von sehr großem Nutzen sind. Der Apotheker gab ihr einige für das Geld, das sie auf den Tisch gelegt hatte, und fragte, wer denn im Hause ihres Herrn krank sei? „Ach!“ erwiderte sie mit einem tiefen Seufzer, „Cassim, mein guter Herr, ist es selbst. Man kann aus seiner Krankheit nicht klug werden, er spricht nichts und kann nichts essen.“ Mit diesen Worten nahm sie die Arzneitafelchen fort, von denen Cassim wahrhaftig keinen Gebrauch mehr machen konnte.

Am anderen Morgen kam Morgiane wieder zu demselben Apotheker und verlangte mit Tränen in den Augen einen Saft, den man Kranken nur in der äußersten Gefahr einzugeben pflegt; wenn dieser Saft sie nicht gesund machte, so gab man alle Hoffnung auf ihre Genesung auf. „Ach!“ sagte sie mit großer Betrübniß, als sie ihn aus den Händen des Apothekers empfang, „ich fürchte sehr, dies Mittel wird ebensovienig anschlagen, wie die Arzneitafelchen. Ach, was war er für ein guter Herr, und jetzt soll ich ihn verlieren!“

Da man nun auch von der anderen Seite Ali Baba und seine Frau den ganzen Tag mit betrübtem Gesichte nach Cassims Hanse hin und her gehen sah, so wunderte sich niemand über das Jammergeschrei,



das Cassims Frau und besonders Morgiane am Abend erhoben, um Cassims Tod zu verkünden.

Am anderen Morgen ging Morgiane, die auf dem Marktplatz einen alten ehrlichen Schuhflieger kannte, der seine Bude immer zuerst und lange vor den anderen öffnete, in aller Frühe aus, um ihn aufzusuchen. Sie begrüßte ihn mit dem gewöhnlichen Gruß und drückte ihm sogleich ein Goldstück in die Hand.

Der Schuhflieger, der in der ganzen Stadt unter dem Namen Baba Mustapha bekannt und ein sehr lustiger Kamerad voll heiterer Einfälle war, besah das Stück genau, weil es noch nicht recht Tag war, und als er sich überzeugt, daß er Gold bekommen, sagte er: „Ein schönes Handgeld! Was steht zu Befehl? Ich bin bereit, alles zu tun.“

„Baba Mustapha“, sagte Morgiane zu ihm, „nimm all dein Handwerkszeug, das zum Flicken nötig ist, und komm schnell mit mir; du mußt dir aber, wenn wir an dem und dem Orte angekommen sind, die Augen verbinden lassen.“

Bei diesen Worten machte Baba Mustapha Schwierigkeiten. „Nein, nein“, antwortete er, „du verlangst gewiß etwas von mir, was gegen mein Gewissen oder gegen meine Ehre ist.“ — „Gott behüte“, erwiderte Morgiane, indem sie ihm ein zweites Goldstück in die Hand drückte, „ich fordere nichts von dir, was du nicht in allen Ehren tun könntest. Komm nur und mache dir keine unnötige Angst.“

Baba Mustapha folgte und Morgiane führte ihn, nachdem sie ihm an der bezeichneten Stelle ein Tuch vor die Augen gebunden, in das Haus ihres verstorbenen Herrn und nahm ihm das Tuch erst in dem Zimmer ab, wohin sie den Leichnam gebracht und seine vier Teile gehörig zusammengesetzt hatte. „Baba Mustapha“, sagte sie jetzt zu ihm, „ich habe dich hierher gebracht, damit du diese vier Stücke da



zusammennähen sollst. Verliere keine Zeit, und wenn du fertig bist, bekommst du noch ein Goldstück."

Als Baba Mustapha fertig war, verband ihm Morgiane in demselben Zimmer wieder die Augen, und nachdem sie ihm das versprochene dritte Goldstück eingehändigt und Verschwiegenheit empfohlen, führte sie ihn an den Ort zurück, wo sie ihm auf dem Herweg die Augen verbunden hatte. Hier nahm sie ihm das Tuch wieder ab und ließ ihn nach Hause gehen; sie verfolgte ihn mit den Blicken so weit sie konnte, damit er keine Lust bekommen sollte, zurückzukehren und sie selbst zu beobachten.

Morgiane hatte heißes Wasser bereiten lassen, um Cassims Leichnam zu waschen, und Ali Baba, der zugleich mit ihr ins Haus zurückgekehrt war, wusch ihn, beräucherte ihn mit Weihrauch und hüllte ihn mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten und Gebräuchen ins Leichentuch. Bald brachte auch der Schreiner den Sarg, den Ali Baba bei ihm bestellt hatte.

Damit nun der Schreiner nichts merken möchte, nahm Morgiane den Sarg an der Türe in Empfang, und nachdem sie ihn bezahlt und weggeschickt hatte, half sie Ali Baba die Leiche hineinlegen. Sobald dieser den Deckel daraufgenagelt hatte, ging sie nach der Moschee und meldete, daß alles zu der Beerdigung bereit sei. Die Leute der Moschee, deren Geschäft es ist, die Leichen zu waschen, boten ihre Dienste an, um ihre Verrichtung zu erfüllen, allein sie sagte ihnen, dies sei schon geschehen.

Kaum war Morgiane wieder zu Hause, als der Imam nebst den übrigen Dienern der Moschee ankam. Vier von Cassims Nachbarn nahmen den Sarg auf die Schultern und trugen ihn hinter dem Imam, der fortwährend Gebete sprach, her auf den Begräbnisplatz. Morgiane, als die Sklavin des Verstorbenen, folgte unter Tränen und mit

entblößtem Haupte, indem sie ein lautes Klagegeschrei erhob, sich heftig die Brust zerschlug und die Haare ausraufte. Hinter ihr ging Ali Baba, begleitet von den Nachbarn, die von Zeit zu Zeit und nach der Reihe die anderen Nachbarn, welche den Sarg trugen, ablösten, bis man allmählich den Begräbnisplatz erreicht hatte.

Was nun Cassims Frau betrifft, so blieb diese zu Hause, um ihrer Betrübniß nachzuhängen und ein lautes Klagegeschrei zu erheben, mit ihren Nachbarinnen, die der bestehenden Sitte zufolge während der Begräbnisfeierlichkeit zu ihr gekommen waren, um ihre Wehklagen mit denen der Witwe zu vereinigen, und das ganze Stadtviertel weit und breit mit Trauer erfüllten.

Auf diese Art blieb Cassims unglückseliger Tod ein Geheimniß zwischen Ali Baba, dessen Frau, Cassims Witwe und Morgiane, und diese vier Personen bewahrten es so behutsam, daß kein Mensch in der Stadt nur im mindesten etwas argwöhnte, geschweige denn erfuhr.

Drei oder vier Tage nach Cassims Beerdigung schaffte Ali Baba die wenigen Gerätschaften, die er besaß, sammt dem aus der Schatzhöhle der Räuber geholten Gelde, letzteres aber bloß bei Nacht, in das Haus der Witwe seines Bruders, um fortan da zu wohnen. Dadurch brachte er zugleich seine Verheirathung mit seiner Schwägerin zur öffentlichen Kunde, und da Heirathen dieser Art bei den Persern durchaus nichts Ungewöhnliches sind, so wunderte sich auch niemand darüber.

Was Cassims Laden betrifft, so hatte Ali Baba einen Sohn, der seit einiger Zeit seine Lehrjahre bei einem bedeutenden Kaufmann vollendet und von ihm immer gute Zeugnisse erhalten hatte. Diesem übergab er ihn mit dem Versprechen, wenn er fortfuhr, sich gut aufzuführen, so werde er ihn mit der Zeit seinem Stande gemäß vorthailhaft verheirathen.

Wir wollen indes Ali Baba sein neues Glück genießen lassen und uns wieder ein wenig nach den vierzig Räubern umsehen. Sie kehrten nach der bestimmten Frist in ihren Schlupfwinkel im Walde zurück und erstannten über die Maßen, als sie Cassims Leichnam nicht mehr vorfanden; noch höher aber stieg ihre Verwunderung, da sie an ihren Goldsäcken eine bedeutende Verminderung bemerkten. „Wir sind verraten und verloren“, sprach der Hauptmann, „wenn wir uns nicht jezt in acht nehmen und sogleich die nötigen Gegenmaßregeln ergreifen; sonst würden wir allmählich alle unsere Reichtümer einbüßen, die unsere Vorfahren und wir selbst mit so vieler Mühe und Beschwerde erworben haben. Aus dem Schaden, der uns angerichtet worden ist, geht soviel hervor, daß der Dieb, den wir ertappten, das Geheimnis wußte, die Türe zu öffnen, und wir zum guten Glück gerade in dem Augenblicke dazu kamen, als er wieder hinausgehen wollte. Er war jedoch nicht allein, sondern ein anderer muß ebenfalls darum wissen. Was bedürfen wir weiter Zeugnis, als daß seine Leiche fortgeschafft worden ist und unser Schatz bedeutend abgenommen hat! Da es nun nicht scheint, daß mehr als zwei Personen um das Geheimnis wissen, so müssen wir, nachdem wir den ersten umgebracht, auch den zweiten aus dem Wege räumen. Was sagt ihr dazu, brave Leute, seid ihr nicht auch meiner Meinung?“

Der Vorschlag des Räuberhauptmanns leuchtete der ganzen Bande vollkommen ein; sie billigten ihn alle und vereinigten sich dahin, daß man vor der Hand jede andere Unternehmung beiseite setzen und die vereinigten Kräfte bloß dieser allein widmen solle; ja man solle nicht eher davon abgehen, bis der Zweck erreicht sei.

„Eben das“, fuhr der Hauptmann fort, „habe ich von euerem Mut und eurer Tapferkeit erwartet; vor allem aber muß ein kühner, gewandter und unternehmender Mann aus eurer Mitte ohne Waffen,

in der Tracht eines fremden Reisenden, in die Stadt gehen und seine ganze Geschicklichkeit aufbieten, um zu erkunden, ob man da nicht von dem auffallenden Tode dessen spricht, den wir, wie er verdiente, umgebracht haben, wer er war und in welchem Hause er wohnte. Dies ist für jetzt das Wichtigste, damit wir nichts tun, was wir jemals zu bereuen Ursache hätten, und uns nicht in einem Lande verraten, wo wir so lange unbekannt waren, und es so wichtig für uns ist, auch fernerhin unbekannt zu bleiben. Um indes denjenigen, der sich zu dieser Gegend erbiehen wird, anzufeuern, und damit er uns nicht einen falschen Bericht hinterbringe, der unser aller Verderben nach sich ziehen könnte, so frage ich euch, ob ihr es nicht für angemessen haltet, daß er sich in diesem Falle der Todesstrafe unterwerfe?"

Ohne erst die Abstimmung der anderen abzuwarten, sagte einer der Räuber: „Ich unterwerfe mich der Bedingung und mache mir eine Ehre daraus, bei diesem Geschäfte mein Leben in die Schanze zu schlagen. Gelingt es mir nicht, so werdet ihr euch wenigstens erinnern, daß es mir weder an gutem Willen, noch an Mut gefehlt hat, um das Wohl der Gesellschaft zu befördern.“

Der Räuber erhielt große Lobsprüche vom Hauptmann und seinen Kameraden und verkleidete sich dann so vollständig, daß niemand ihn für das halten konnte, was er wirklich war. Er ging nachts ab und traf seine Maßregeln so, daß er gerade um die Zeit, wo der Tag zu grauen anfang, in die Stadt kam. Auf dem Marktplatz angelangt, sah er nur einen einzigen Laden offen, nämlich den des Baba Mustapha.

Baba Mustapha saß mit dem Pfriemen in der Hand auf seinem Stuhle und wollte eben sein Geschäft beginnen. Der Räuber trat auf ihn zu, wünschte ihm guten Morgen, und da er sein hohes Alter bemerkte, sagte er zu ihm: „Guter Mann, du fängst sehr frühe an

zu arbeiten; du kannst bei deinen Jahren unmöglich jetzt schon gut sehen. Auch wenn es noch heller wäre, so zweifle ich doch, daß deine Augen noch scharf genug sind zum Glicken."

"Wer du auch sein magst", antwortete Baba Mustapha, "so scheintst du mich nicht zu kennen. Ich bin zwar allerdings schon sehr alt, habe aber dennoch treffliche Augen, und zum Beweis dafür will ich dir nur sagen, daß ich vor noch nicht langer Zeit einen Toten an einem Orte zusammengeflickt habe, wo es nicht viel heller war, als es jetzt hier ist."

Der Räuber war hocherfreut, sogleich einen Mann angetroffen zu haben, der ihm, wie er hoffte, von selbst und ungefragt über das Aus-  
kunft geben würde, weswegen er hierher gekommen war. "Einen Toten?" fragte er ganz verwundert, und um ihn zum Sprechen zu bringen, fügte er hinzu: "Warum denn einen Toten zusammennähen? Du wolltest offenbar sagen, das Leichentuch, worin er eingehüllt war!"

"Nein, nein", antwortete Baba Mustapha, "ich weiß recht gut, was ich sagen will. Du möchtest mich gerne zum Sprechen bringen, allein ich werde dir nichts mehr davon erzählen."

Der Räuber bedurfte keiner weiteren Erklärungen, um überzeugt zu sein, daß er gefunden habe, was zu suchen er gekommen war. Er zog ein Goldstück aus der Tasche, drückte es Baba Mustapha in die Hand und sagte zu ihm: "Ich habe durchaus nicht die Absicht, in dein Geheimnis eindringen zu wollen, obwohl ich dir versichern kann, daß ich es nicht weiter verbreiten würde, wenn du mir es anvertrauest. Das einzige, um was ich dich bitte, ist, daß du so gefällig sein mögest, mir das Haus zu beschreiben oder zu zeigen, wo du den Leichnam zusammenge-  
näht hast."

"Wenn ich dies auch gerne tun wollte", antwortete Baba Musta-

pha, indem er Miene machte, ihm das Gold zurückzugeben, „so versichere ich dir doch, daß es mir unmöglich wäre, und du kannst mir dies auf mein Wort glauben. Man hat mich nämlich an einen gewissen Ort geführt, wo mir die Augen verbunden wurden, und von da nach dem Hanse, von wo aus man mich nach Vollendung meines Geschäfts auf dieselbe Weise an denselben Ort zurückführte. Du siehst also ein, daß ich dir unmöglich deinen Wunsch gewähren kann.“

„So wirfst du dich doch“, fragte der Räuber weiter, „wenigstens einigermaßen noch des Wegs erinnern, den man dich mit verbundenen Augen geführt hat? Ich bitte dich, komme jetzt mit mir, ich will dir an derselben Stelle die Augen verbinden und dann wollen wir miteinander dieselbe Straße und dieselben Kreuz- und Querwege gehen, die du dich damals gegangen zu sein Erinnerst. Da aber jeder Arbeiter seines Lohnes wert ist, so gebe ich dir hiermit ein zweites Goldstück. Komm und tu' mir diesen Gefallen.“

Die beiden Goldstücke lockten Baba Mustapha. Er betrachtete sie eine Zeitlang in seiner Hand, ohne ein Wort zu sprechen, und ging mit sich zu Räte, was er tun solle. Endlich zog er seinen Geldbeutel, steckte sie hinein und sagte dann zum Räuber: „Ich kann zwar nicht versichern, daß ich mich des Wegs, den man mich damals führte, genau erinnere; da du es aber so haben willst, so komm, ich will mein Möglichstes tun, um mich darauf zu besinnen.“

Baba Mustapha machte sich nun zur großen Freude des Räubers auf, und ohne seinen Laden zu verschließen, worin er nichts Bedeutendes zu verlieren hatte, führte er ihn an den Ort, wo Morgiane ihm die Augen verbunden hatte. Als sie dort angekommen waren, sagte Baba Mustapha: „Hier hat man mich verbunden und ich sah gerade nach derselben Seite wie jetzt.“ Der Räuber, der schon sein Schnupftuch in Bereitschaft hatte, verband ihm nun gleichfalls die



Augen und ging neben ihm her, indem er ihn theils führte, theils sich von ihm führen ließ, bis er stehen blieb.

„Weiter“, sagte Mustapha, „bin ich, so viel ich weiß, nicht gekommen“, und er befand sich wirklich vor Cassims Hause, wo jetzt Ali Baba wohnte. Der Räuber machte, bevor er ihm das Tuch von den Augen nahm, schnell mit einem Stück Kreide ein Zeichen vor die Türe, und als er es ihm abgebunden hatte, fragte er ihn, ob er wisse, wem das Haus gehöre? Baba Mustapha antwortete, er wohne nicht in diesem Stadtviertel und könne ihm auch nichts weiteres davon sagen.

Als der Räuber sah, daß er von Baba Mustapha nichts mehr erfahren konnte, dankte er ihm für seine Bemühung und ließ ihn nach seinem Laden zurückgehen; er selbst aber ging wieder in den Wald, in der festen Überzeugung, dort eine gute Aufnahme zu finden.

Bald nachdem der Räuber und Baba Mustapha sich getrennt hatten, ging Morgiane eines Geschäftes wegen aus dem Hause Ali Babas, und als sie zurückkam, bemerkte sie das Zeichen, das der Räuber an die Türe gemacht hatte. Sie blieb stehen und betrachtete es aufmerksam. „Was mag wohl dieses Zeichen bedeuten?“ sagte sie bei sich selbst; „sollte jemand Böses gegen meinen Herrn im Schilde führen, oder ist es bloß zum Scherze gemacht worden? Dem sei übrigens wie ihm wolle, es kann nichts schaden, wenn man sich für jeden Fall sicherstellt.“ Sie nahm sofort ebenfalls Kreide, und da die zwei oder drei vorhergehenden und dahinterfolgenden Türen fast ganz ebenso aussahen, wie ihre Haustüre, so bezeichnete sie dieselben an der nämlichen Stelle und ging sodann in das Haus zurück, ohne weder ihrem Herrn noch dessen Frau etwas davon zu sagen.

Der Räuber setzte indes seinen Weg nach dem Walde fort und kam sehr bald zur übrigen Gesellschaft zurück. Er stattete sogleich Bericht

vom Erfolg seiner Reise ab und pries über die Maßen sein Glück, daß er gleich anfangs einen Mann gefunden, der ihm das, was ihn in die Stadt geführt, erzählt habe, denn er hätte es sonst von niemand erfahren können. Alle bezeugten große Freude darüber, der Hauptmann aber nahm das Wort, und nachdem er seinen Eifer gelobt, sprach er folgendermaßen zu der ganzen Gesellschaft: „Kameraden, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren; laßt uns wohl bewaffnet, aber ohne daß man es uns ansieht, aufbrechen und, um keinen Verdacht zu erregen, einzeln, einer nach dem andern, in die Stadt gehen; dort kommt von verschiedenen Seiten her auf dem Marktplatz zusammen, während ich mit unserem Kameraden, der uns eben diese gute Nachricht gebracht hat, das Haus auskundschaften werde, um darnach die zweckmäßigsten Maßregeln treffen zu können.“

Die Rede des Räuberhauptmanns wurde mit großem Beifall aufgenommen, und sie waren bald reisefertig. Sie zogen nun paarweise von dannen, und da sie immer in angemessener Entfernung voneinander gingen, so gelangten sie ohne Verdacht zu erregen in die Stadt. Der Hauptmann und der Räuber, der morgens hier gewesen war, trafen zuletzt daselbst ein. Dieser führte den Hauptmann in die Straße, wo er Ali Babas Haus bezeichnet hatte, und als er an die erste, von Morgiane bezeichnete Haustüre kam, machte er ihn darauf aufmerksam und sagte, das sei die rechte. Als sie aber, um sich nicht verdächtig zu machen, weiter gingen, bemerkte der Hauptmann, daß die nächstfolgende Thür ebenfalls daselbe Zeichen und an derselben Stelle hatte; er zeigte es daher seinem Führer und fragte ihn, ob es dies Haus sei oder das vorige. Der Räuber kam in Verlegenheit und wußte nichts zu antworten, besonders als er und der Hauptmann sahen, daß die vier oder fünf folgenden Thüren ebenfalls daselbe Zeichen hatten. Er versicherte dem Hauptmann mit einem Schwur, daß er bloß eine ein-

zige bezeichnet habe, und setzte dann hinzu: „Es ist mir unbegreiflich, wer die übrigen so ähnlich bezeichnet haben mag, aber ich muß in dieser Verwirrung gestehen, daß ich dasjenige, das ich selbst bezeichnet habe, nicht mehr herausfinden kann.“

Als nun der Hauptmann seinen Plan vereitelt sah, begab er sich nach dem Marktplatz und ließ seinen Leuten durch den ersten besten, der ihm begegnete, sagen, sie hätten sich diesmal eine vergebliche Mühe gemacht und es bleibe nichts anderes übrig, als den Rückweg nach ihrem gemeinschaftlichen Zufluchtsorte anzutreten. Er selbst ging voran, und sie folgten ihm alle in derselben Ordnung, wie sie gekommen waren.

Nachdem die Bande sich im Walde wieder versammelt hatte, erklärte ihr der Hauptmann, warum er sie habe wieder umkehren lassen. Sogleich wurde der Führer einstimmig des Todes schuldig erklärt, auch gestand er selbst zu, daß er es verdient habe, weil er bessere Vorsichtsmaßregeln hätte ergreifen sollen, und ohne Zittern bot er demjenigen den Hals hin, der den Auftrag erhielt, ihm den Kopf abzuschlagen.

Da es für das Wohl der Bande sehr wichtig war, den Schaden, den man ihr zugefügt, nicht umgerächt zu lassen, so trat ein anderer Räuber auf, versprach, es solle ihm besser gelingen als seinem Vorgänger, und bat sich die Übertragung dieses Geschäfts als eine Gunst aus. Es wurde ihm genehmigt; er ging nach der Stadt, bestach Baba Mustapha, wie sein Vorgänger getan, und Baba Mustapha führte ihn mit verbundenen Augen vor Ali Babas Haus. Der Räuber bezeichnete dasselbe an einer weniger bemerkbaren Stelle mit Röteln, in der Hoffnung, er werde es auf diese Art gewiß von den weißbezeichneten unterscheiden können.

Aber bald darauf ging Morgiane aus dem Hause, wie am vorigen

Tag, und als sie zurückkam, entging das rote Zeichen ihren scharfblickenden Augen nicht. Sie dachte sich dabei das nämliche, wie bei dem weißen Zeichen, und machte sogleich an die Türen der Nachbarmhäuser, und zwar an die nämliche Stelle, dasselbe Zeichen mit Rötel.

Inzwischen kehrte der Räuber zu seiner Bande in den Wald zurück, erzählte, welche Maßregel er genommen, und sagte, es wäre ihm jetzt unmöglich, das bezeichnete Haus mit den anderen zu verwechseln. Der Hauptmann und seine Leute glaubten mit ihm, die Sache müsse jetzt gelingen. Sie begaben sich daher in derselben Ordnung und mit derselben Vorsicht wie Tags zuvor, auch ganz ebenso bewaffnet, nach der Stadt, um den Plan auszuführen, den sie ersonnen hatten. Der Hauptmann und der Räuber gingen sogleich in die Straße Ali Babas, fanden aber dieselbe Schwierigkeit wie das erstemal. Der Hauptmann ward darüber erzürnt, und der Räuber geriet in dieselbe Bestürzung, wie derjenige, der vor ihm diesen Auftrag gehabt hatte.

So sah sich denn der Hauptmann genötigt, eben so unbefriedigt wie das erstemal noch an demselben Tage mit seinen Leuten den Rückzug anzutreten. Der Räuber, der an dem Mißlingen des Planes schuld war, erlitt gleicherweise die Strafe, der er sich freiwillig unterworfen hatte.

Da nun der Hauptmann seine Bande um zwei wackere Leute vermindert sah, fürchtete er, sie möchte noch mehr abnehmen, wenn er sich bei Erforschung von Ali Babas Haus auch fernerhin auf andere verlassen wollte. Ihr Beispiel zeigte ihm, daß sie mehr zu kühnen Waffentaten geeignet waren, als zu solchen Unternehmungen, wo man Flug und listig zu Werke gehen mußte. Er übernahm die Sache selbst und ging nach der Stadt, wo ihm Baba Mustapha denselben Dienst leistete, wie den beiden Abgesandten seiner Bande; er machte jedoch kein

Merkzeichen an Ali Babas Haus, sondern ging mehrere Male vorüber und betrachtete es so genau, daß er es durchaus nicht mehr verfehlen konnte.

Nachdem er sich von allem, was er wünschte, unterrichtet hatte, ging der Ränberhauptmann, wohlzufrieden mit seiner Reise, nach dem Walde zurück, und als er in die Felsenhöhle kam, wo die ganze Bande ihn erwartete, sagte er zu ihnen: „Kameraden, jetzt kann uns nichts mehr hindern, volle Rache für die Bosheit zu nehmen, die an uns verübt worden ist. Ich kenne das Haus des Schurken, den sie treffen soll, ganz genau und habe unterwegs auf Mittel gedacht, die Sache so schlau anzugreifen, daß niemand weder von unserer Höhle, noch von unserem Schatze etwas ahnen soll; denn dies ist der Hauptzweck, den wir bei unserem Unternehmen vor Augen haben müssen, sonst würde es uns ins Verderben stürzen. Hört also, was ich ausgedacht habe, um diesen Zweck zu erreichen. Wenn ich euch meinen Plan auseinandergesetzt habe und einer von euch ein besseres Mittel weiß, so mag er es uns dann mittheilen.“ Sofort erklärte er ihnen, wie er die Sache anzugreifen gedachte, und als ihm alle ihren Beifall zu erkennen gaben, befahl er ihnen, sich in die umliegenden Dörfer und Flecken und auch in die Stadt zu zerstreuen, und neunzehn Maulesel zu kaufen, nebst achtunddreißig großen ledernen Ölschläuchen, den einen voll, die anderen aber leer.

Binnen zwei bis drei Tagen hatten die Räuber alles beisammen. Da die leeren Schläuche an der Mündung für seinen Zweck etwas zu eng waren, so ließ der Hauptmann sie ein wenig erweitern, und nachdem er in jeden Schlauch einen seiner Leute mit den nötigen Waffen hatte hineinkriechen lassen, wobei jedoch eine aufgetrennte Ritze offen blieb, damit sie frei Athem schöpfen konnten, so verschloß er die Schläuche so, daß man glauben mußte, es sei Öl darin; um aber die

Täuschung zu vollenden, befeuchtete er sie von außen mit Öl, das er aus dem vollen Schlauche nahm.

Nachdem er diese Anordnung getroffen und die siebenunddreißig Räuber, jeden in einem Schlauche steckend, nebst dem mit Öl angefüllten Schlauche auf die Manttiere geladen hatte, nahm der Hauptmann um die festgesetzte Stunde mit denselben seinen Weg nach der Stadt und kam in der Abenddämmerung, etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang, vor derselben an. Er ging zum Tore hinein und gerades Weges auf Ali Babas Haus zu, in der Absicht, bei ihm anzuklopfen und von der Gefälligkeit des Hausherrn für sich und seine Manttiere ein Nachtlager zu erbitten. Er brauchte nicht anzuklopfen, denn Ali Baba saß vor der Türe, um nach dem Abendessen frische Luft zu schöpfen. Er ließ daher seine Maulejel haltmachen, wandte sich an Ali Baba und sagte zu ihm: „Herr, ich bringe das Öl, das du hier siehst, aus weiter Ferne her, um es morgen auf dem Markte zu verkaufen, aber da es schon so spät ist, so weiß ich nicht, wo ich ein Unterkommen finden soll. Wenn es dir nicht zu lästig wäre, so würde ich dich um die Gefälligkeit bitten, mich für diese Nacht in deinem Hause aufzunehmen; ich würde dir großen Dank dafür wissen.“

Obgleich Ali Baba den Mann, der jetzt mit ihm sprach, bereits im Walde gesehen und auch reden gehört hatte, so konnte er ihn doch in seinem Alhändlersaufzuge unmöglich als den Hauptmann jener vierzig Räuber wiedererkennen. „Sei mir willkommen“, sagte er zu ihm, „und tritt herein!“ Mit diesen Worten machte er ihm Platz, daß er samt seinen Manttieren hineingehen konnte.

Ali Baba rief nun seinen Sklaven und befahl ihm, sobald die Manttiere abgepackt sein würden, sie nicht bloß in den Stall zu führen, sondern ihnen auch Gerste und Heu zu bringen. Auch nahm er sich die Mühe, in die Küche zu gehen und Morgianen zu befehlen, sie







solle für den neuangekommenen Gast schnell ein gutes Abendbrot bereiten und in einem Zimmer ein Bett für ihn aufschlagen.

Ali Baba tat noch mehr, um seinem Gaste viele Ehre zu bezeigen. Als er nämlich sah, daß der Räuberhauptmann seine Maulesel abgepackt hatte, und diese, wie er befohlen, in den Stall gebracht worden waren, so nahm er den Fremden, der die Nacht unter freiem Himmel zubringen wollte, bei der Hand und führte ihn in den Saal, wo er seine Besuche zu empfangen pflegte, mit der Erklärung, er werde es nicht zugeben, daß er im Hofe übernachtete. Der Räuberhauptmann verbat sich diese Ehre, indem er sagte, er wolle ihm durchaus nicht zur Last fallen; der wahre Grund aber war, damit er seinen Plan um so ungestörter ausführen könnte. Indes bat ihn Ali Baba so höflich und so dringend, daß er ihm nicht länger widerstehen konnte.

Ali Baba leistete demjenigen, der ihm nach dem Leben trachtete, nicht bloß so lange Gesellschaft, bis Morgiane das Abendbrot anstrug, sondern unterhielt sich mit ihm auch noch fortwährend über allerlei Dinge, von denen er glaubte, sie könnten ihm Vergnügen machen, und verließ ihn nicht eher, als bis er sein Mahl vollendet hatte. „Ich lasse dich jetzt allein“, sagte er dann zu ihm; „wenn du irgend etwas wünschst, so darfst du es nur sagen: alles, was in meinem Hause ist, steht zu deinen Diensten.“

Der Räuberhauptmann stand zugleich mit Ali Baba auf und begleitete ihn bis an die Türe. Während nun Ali Baba in die Küche ging, um mit Morgiane zu sprechen, begab er sich in den Hof unter dem Vorwand, er wolle im Stall nachsehen, ob es seinen Maulthieren an nichts fehle.

Nachdem Ali Baba Morgianen von neuem empfohlen hatte, für seinen Gast aufs beste zu sorgen und ihm nichts abgehen zu lassen,

fügte er hinzu: „Morgiane, ich will dir jetzt nur noch sagen, daß ich morgen vor Tag ins Bad gehe; mache meine Badetücher zurecht und gib sie Abdallah — so hieß nämlich der Sklave, — sodann besorge mir eine gute Fleischbrühe, bis ich nach Hause komme.“ Nachdem er ihr diese Befehle gegeben hatte, ging er zu Bette.

Indes gab der Räuberhauptmann, als er aus dem Stalle herauskam, seinen Leuten Befehl, was sie tun sollten. Vom ersten Schlanche an bis zum letzten sagte er zu jedem: „Wenn ich von meinem Schlafgemach kleine Steinchen herabwerfe, so schneide mit dem Messer, das du bei dir hast, den Schlauch von oben bis unten auf und krieche aus der Öffnung heraus; ich werde dann bald bei euch sein.“ Das Messer, von dem er sprach, war für diesen Zweck eigens gespißt und geschliffen.

Nachdem dies geschehen war, kehrte er zurück, und sobald er sich an der Rüchenthüre zeigte, nahm Morgiane ein Licht, führte ihn nach dem für ihn eingerichteten Zimmer und ließ ihn dort allein, nachdem sie ihn zuvor gefragt hatte, ob er nichts weiter zu wünschen habe. Um keinen Argwohn zu erregen, löschte er bald darauf das Licht aus und legte sich ganz angekleidet nieder, damit er gleich nach dem ersten Schläfe wieder aufstehen könnte.

Morgiane vergaß Ali Babas Befehl nicht. Sie legte seine Badetücher zurecht, übergab sie an Abdallah, der noch nicht schlafen gegangen war, und stellte den Topf zur Fleischbrühe ans Feuer. Während sie nun den Topf abschöpfte, löschte plötzlich die Lampe aus. Im ganzen Hause war kein Öl mehr und zufällig auch keine Lichter vorrätig. Was sollte sie nun anfangen? Um ihren Topf abzuschöpfen, mußte sie notwendiger hell sehen. Sie entdeckte ihre Verlegenheit Abdallah, der ihr zur Antwort gab: „Da gibt es freilich keinen andern Rat, als daß du dir ans einem der Schläuche unten im Hofe etwas Öl holst!“

Morgiane dankte Abdallah für diesen Rat, und während er neben Ali Babas Zimmer sich niederlegte, um ihn dann ins Bad zu begleiten, nahm sie den Ökruß und ging in den Hof. Als sie sich dem ersten besten Schlauch näherte, fragte der Räuber, der darin steckte, ganz leise: „Ist es Zeit?“

Obwohl nun der Räuber leise gesprochen hatte, so wurde Morgiane doch über diese Stimme um so mehr stutzig, weil der Räuberhauptmann, nachdem er seine Maulesel abgeladen, nicht bloß diesen Schlauch, sondern auch alle übrigen geöffnet hatte, um seinen Leuten frische Luft zu verschaffen. Diese hatten ohnehin eine sehr üble Lage darin, obschon sie Atem holen konnten.

Jede andere Sklavin, als Morgiane, obwohl sie freilich nicht wenig überrascht war, statt des gesuchten Öls einen Mann in dem Schlauche zu finden, hätte darüber wahrscheinlich Lärmen gemacht und vielleicht großes Unglück angerichtet. Morgiane aber war weit verständiger als ihresgleichen. Sie begriff sogleich, wie wichtig es war, die Sache geheim zu halten, in welcher dringender Gefahr Ali Baba nebst seiner Familie und sie selbst schwebte, und daß sie jetzt notwendig so schnell als möglich und ohne allen Lärm ihre Maßregeln ergreifen mußte. Gott der Herr hatte sie mit Verstand gesegnet, so daß sie die Mittel dazu bald erkannte. Sie faßte sich im Augenblicke wieder, und ohne im mindesten Schrecken zu verraten, antwortete sie, als ob sie der Räuberhauptmann wäre: „Noch nicht, aber bald.“ Darauf näherte sie sich dem folgenden Schlauch, wo sie dieselbe Frage hörte und so fort bis zum letzten kam, der voll Öl war; sie gab auf jede Frage immer dieselbe Antwort.

Morgiane erkannte daraus, daß ihr Herr Ali Baba nicht, wie er glaubte, einen Ölhändler, sondern siebenunddreißig Räuber nebst ihrem Hauptmann, dem verkleideten Kaufmann, in seinem Hause

beherbergte. Sie füllte daher in aller Eile ihren Krug mit Öl, das sie aus dem letzten Schlauche nahm, kehrte sodann in die Küche zurück, und nachdem sie Öl in die Lampe gegossen und sie wieder angezündet hatte, nahm sie einen großen Kessel, ging wieder in den Hof und füllte ihn mit Öl aus dem Schlauche. Sodann ging sie wieder in die Küche und setzte ihn über ein gewaltiges Feuer, in das sie immer neues Holz zuschob, denn je eher das Öl ins Sieden kam, desto eher konnte sie auch den Plan ausführen, den sie zum gemeinsamen Wohl des Hauses entworfen hatte und der keinen Aufschub zuließ. Als endlich das Öl kochte, nahm sie den Kessel und goß in jeden Schland vom ersten bis zum letzten so viel siedendes Öl, als hinreichend war, um die Räuber zu ersticken und zu töten.

Nachdem Morgiane diese That, die ihrem Mut alle Ehre machte, ebenso geräuschlos ausgeführt als ausgedacht hatte, kehrte sie mit dem leeren Kessel in die Küche zurück und verschloß sie. Sodann löschte sie das große Feuer, das sie angezündet hatte, aus und ließ bloß so viel übrig, als nötig war, um die Fleischbrühe für Ali Baba vollends zu kochen. Zuletzt blies sie auch die Lampe aus und verhielt sich ganz still, denn sie hatte beschlossen, nicht eher zu Bette zu gehen, als bis sie durch ein Küchenfenster, das nach dem Hofe hinaus sah, soweit die Dunkelheit der Nacht es gestatte, alles beobachtet hätte, was etwa vorging. Morgiane hatte noch keine Viertelstunde gewartet, als der Räuberhauptmann erwachte. Er stand auf, öffnete das Fenster, sah hinaus und da er nirgends mehr Licht wahrte, sondern überall im Hause die tiefste Ruhe und Stille herrschen sah, so gab er das verabredete Zeichen, indem er kleine Steine hinabwarf. Mehrere davon fielen, wie er sich durch den Schall überzeugen konnte, auf die ledernen Schläuche. Er horchte begierig, hörte und merkte aber nichts, woraus er hätte schließen können, daß seine Leute



sich in Bewegung setzten. Dies beunruhigte ihn und er warf zum zweiten und dritten Male kleine Steinchen hinab. Sie fielen auf die Schläuche, aber keiner von den Räubern gab das geringste Lebenszeichen von sich. Da er dies nicht begreifen konnte, ging er in der höchsten Bestürzung und so leise als möglich in den Hof hinab und näherte sich dem ersten Schlauch; als er aber den darin befindlichen Räuber fragen wollte, ob er schlafe, so stieg ihm ein Geruch von heißem Öl und von etwas Verbranntem aus dem Schlauch entgegen und er erkannte daraus, daß sein Plan gegen Ali Baba, ihn zu ermorden, auszuplündern und das seiner Gesellschaft geraubte Gold wieder mitzunehmen, gänzlich fehlgeschlagen war. Er ging nun zum folgenden Schlauch und so fort bis zum letzten und fand, daß alle seine Leute auf dieselbe Weise umgekommen waren. Die Abnahme des Öls in dem vollen Ölschlauche zeigte ihm, welcher Mittel und Wege man sich bedient hatte, um seinen Plan zu vereiteln. Jetzt, da er alle seine Hoffnungen zertrümmert sah, brach er, Verzweiflung im Herzen, durch die Türe, die aus dem Hofe in Ali Babas Garten führte, und flüchtete sich, indem er über eine Gartenmauer nach der andern sprang.

Als Morgiane kein Geräusch mehr hörte und nach gerauem Warten den Räuberhauptmann nicht zurückkommen sah, so zweifelte sie nicht mehr daran, daß er durch den Garten geflohen sei; denn durch die Haustüre konnte er nicht zu entrinnen hoffen, da sie doppelt geschlossen war. Hoherfreut, daß es ihr so gut gelungen war, das ganze Haus zu retten, ging sie endlich zu Bette und schlief ein.

Ali Baba indes stand vor Tage auf und ging, von seinem Sklaven begleitet, ins Bad. Er hatte nicht die geringste Ahnung von der gräßlichen Begebenheit, die sich, während er schlief, in seinem Hause zugetragen hatte, denn Morgiane hatte nicht für nötig gefunden, ihn

aufzuwecken, weil sie im Augenblicke der Gefahr keine Zeit zu verlieren hatte und nachher ihn nicht in seiner Ruhe stören wollte.

Als Ali Baba aus dem Bade in sein Zimmer zurückkam und die Sonne schon hell am Himmel glänzte, wunderte er sich sehr, die Ölschläuche noch am alten Platze stehen zu sehen, und es war ihm unbegreiflich, daß der Kaufmann mit seinen Eseln nicht auf den Markt gegangen sein sollte. Er fragte deshalb Morgiane, die ihm die Türe öffnete und alles so stehen und liegen gelassen hatte, damit er es selbst sehen möchte, und sie ihm recht deutlich machen könnte, was sie zu seiner Rettung getan habe.

„Mein guter Herr“, antwortete ihm Morgiane, „Gott und der heilige Prophet erhalte dich und dein Haus! Du wirfst dich von dem, was du zu wissen verlangst, besser überzeugen, wenn deine eigenen Augen sehen werden, was ich ihnen zeigen will. Nimm dir einmal die Mühe, mit mir zu kommen.“

Ali Baba folgte seiner Magd; diese verschloß die Türe, führte ihn zum ersten Schlauch und sagte dann: „Blicke einmal in diesen Schlauch hinein, du wirst noch nie solches Öl gesehen haben.“

Ali Baba blickte hinein, und als er in dem Schlauche einen Mann sah, erschrak er über die Maßen, schrie laut auf und sprang zurück, wie wenn er auf eine Schlange getreten wäre. „Fürchte nichts“, sagte Morgiane zu ihm, „der Mann, den du da siehst, wird dir nichts Böses tun. Er hat das Maß seiner Missetaten erfüllt, aber jetzt kann er niemand mehr Schaden zufügen, denn er ist tot.“

„Morgiane!“ rief Ali Baba, „beim Barte des Propheten! Sage mir, was soll das heißen?“

„Ich will es dir erklären“, sagte Morgiane, „aber mäßige die Ausbrüche deiner Verwunderung und reize nicht die Neugierde der Nachbarn, auf daß sie nicht eine Sache erfahren, welche geheimzuhalten

von großer Wichtigkeit für dich ist. Sieh jedoch zuvor die übrigen Schläuche."

Ali Baba sah in die andern Schläuche nach der Reihe hinein, vom ersten bis zum letzten, worin Öl war, das sichtbar abgenommen hatte. Als er nun alle gesehen hatte, blieb er wie angewurzelt stehen, indem er seine Augen bald auf die Schläuche, bald auf Morgiane heftete, und so groß war sein Erstaunen, daß er lange kein Wort sprechen konnte. Endlich erholte er sich wieder und fragte dann: "Aber was ist denn aus dem Kaufmann geworden?"

"Der Kaufmann", antwortete Morgiane, "ist so wenig ein Kaufmann, als ich eine Kaufmannsfrau bin. Ich will dir sagen, was er ist und wohin er sich geflüchtet hat. Doch wirst du diese Geschichte viel bequemer auf deinem Zimmer anhören, denn deine Gesundheit erfordert, daß du jetzt, nachdem du aus dem Bade gekommen, etwas Fleischbrühe genießest."

Während Ali Baba sich auf sein Zimmer begab, holte Morgiane die Fleischbrühe aus der Küche und überbrachte sie ihm; Ali Baba sagte aber, ehe er sie zu sich nahm: "Fange immerhin an, meine Ungeduld zu befriedigen, und erzähle mir diese seltsame Geschichte mit allen einzelnen Umständen."

Morgiane erfüllte den Willen ihres Herrn und erzählte ihm alles.

Am Schluß ihrer Erzählung sagte sie: "Dies ist nun die Geschichte, nach der du gefragt hast, und ich bin überzeugt, daß sie mit einer Bemerkung zusammenhängt, die ich vor einigen Tagen gemacht habe, aber dir nicht mitteilen zu müssen glaubte. Als ich nämlich einmal sehr früh morgens von meinem Gang in die Stadt zurückkam, bemerkte ich, daß die Haustür weiß bezeichnet war, und den Tag darauf bemerkte ich ein rotes Zeichen. Da ich nun aber nicht wußte, zu welchem Zweck dies geschehen war, so bezeichnete ich jedesmal zwei

bis drei Nachbarhäuser sowohl vor als hinter uns in der Reihe ebenso und an derselben Stelle. Wenn du nun dies mit der Geschichte der letzten Nacht zusammenhältst, so wirst du finden, daß alles von den Räubern im Walde angezettelt worden ist, deren Bande sich indes, ich weiß nicht warum, um zwei Köpfe verringert hat. Wie dem aber auch sein mag, es sind im höchsten Falle nur noch drei am Leben. Dies alles beweist, daß sie dir den Untergang geschworen haben, und daß du sehr auf deiner Hut sein mußt, solange man weiß, daß noch einer davon am Leben ist. Ich für meine Person werde nichts unterlassen, um meiner Pflicht gemäß für deine Erhaltung zu sorgen.“ Als Morgiane ausgesprochen hatte, erkannte Ali Baba wohl, welcher wichtigen Dienst sie ihm geleistet, und sprach voll Dankbarkeit also zu ihr: „Ich will nicht sterben, bevor ich dich nach Verdienst belohnt habe. Dir habe ich mein Leben zu verdanken und um dir gleich jetzt einen Beweis von Erkenntlichkeit zu geben, schenke ich dir von Stund an die Freiheit, behalte mir aber vor, noch weiter an dich zu denken. Auch ich bin überzeugt, daß die vierzig Räuber mir diese Falle gelegt haben. Gott, der Allmächtige und Allbarmherzige, hat mich durch deine Hand befreit; ich hoffe, daß er mich auch ferner vor ihrer Bosheit beschützen, daß er sie vollends ganz von meinem Haupte abwenden und die Welt von den Verfolgungen dieser verfluchten Otternbrut befreien wird. Doch müssen wir jetzt vor allem die Leichen von diesen Answürflingen des Menschengeschlechts beerdigen, aber in aller Stille, so daß niemand etwas von ihrem Schicksal ahnen kann; das will ich mit Abdallah jetzt besorgen.“

Ali Babas Garten war sehr lang und hinten von hohen Bäumen begrenzt. Ohne zu säumen, ging er mit seinem Sklaven unter diese Bäume, um eine lange und breite Grube zu machen, wie für die Leichname, welche hineingelegt werden sollten, notwendig war. Der

Boden war leicht aufzulockern und sie brauchten nicht viel Zeit zu diesem Geschäfte. Sie zogen nun die Leichname aus den Lederschläuchen heraus, legten die Waffen, womit die Räuber sich versehen hatten, beiseite, schleppten dann die Leichname an das Ende des Gartens, brachten sie der Reihe nach in die Grube hinein, schütteten die aufgegrabene Erde über sie hin und zerstreuten dann die übrige Erde in die Runde umher, so daß der Boden wieder so eben wurde, wie zuvor. Die Hirschlänche und die Waffen ließ Ali Baba sorgfältig verstecken, die Maulesel aber, die er zu nichts brauchen konnte, schickte er zu verschiedenen Malen auf den Markt und ließ sie durch seinen Knecht verkaufen.

Während nun Ali Baba alle diese Maßregeln ergriff, um die Art, wie er in so kurzer Zeit so reich geworden, der Runde der Leute zu entziehen, war der Hauptmann der vierzig Räuber mit bitterem Herzeleid in den Wald zurückgekehrt. Dieser unglückliche und seinen Hoffnungen so ganz zuwiderlaufende Ausgang der Sache kränkte ihn dermaßen und machte ihn so bestürzt, daß er unterwegs keinen Entschluß fassen konnte, was er gegen Ali Baba nunmehr unternehmen sollte, sondern, ohne zu wissen wie, in die Höhle zurückkam.

Gräßlich war es ihm, als er sich in diesem düstern Aufenthalt nun allein sah. „Ihr wackern Leute alle“, rief er, „Gefährten meiner Nachtwachen, meiner Streifereien und meiner Anstrengungen, wo seid ihr? Was kann ich ohne euch tun? Also bloß darum habe ich euch zusammengebracht und auserlesen, um euch auf einmal durch ein so unseliges und eures Mutes so unwürdiges Schicksal umkommen zu sehen? Ich würde euch weniger beklagen, wenn ihr mit dem Säbel in der Faust als tapfere Männer gestorben wäret. Wann werde ich je wieder eine solche Schar von braven Leuten, wie ihr wäret, zusammenbringen können? Und wenn ich es auch wollte, könnte ich es



wohl unternehmen, ohne all dieses Gold und Silber, alle diese Schätze demjenigen als Beute überlassen zu müssen, der sich bereits mit einem Theile derselben bereichert hat? Ich kann und darf nicht daran denken, bevor ich ihm das Leben genommen habe. Was ich mit euerm mächtigen Beistand nicht auszuführen vermochte, muß ich jetzt ganz allein tun, und wenn ich nun den Schatz vor Plünderung bewahrt haben werde, so will ich auch dafür sorgen, daß es ihm nach mir nicht an einem wackern Herrn fehle, auf daß er sich bis auf die spätesten Nachkommen erhalte und vermehre." Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, war er über die Mittel, ihn auszuführen, nicht verlegen; sein Herz wurde wieder ruhig, er überließ sich auf neue schönen Hoffnungen und versank in einen tiefen Schlaf.

Am andern Morgen wachte der Räuberhauptmann früh auf, legte, seinem Plane gemäß, ein stattliches Kleid an, ging in die Stadt und nahm eine Wohnung in einem Khan. Da er erwartete, das, was bei Ali Baba vorgegangen war, müßte Aufsehen erregt haben, so fragte er den Aufseher des Khans gelegentlich im Gespräch, ob es nichts Neues in der Stadt gebe, und dieser erzählte ihm verschiedene Sachen, aber nur nicht das, was er zu wissen wünschte. Er schloß daraus, Ali Baba werde bloß darum ein Geheimnis aus der Sache machen, weil er nicht bekannt werden lassen wolle, daß er etwas von dem Schätze wisse und das Geheimnis ihn zu öffnen besitze, auch sei ihm wahrscheinlich nicht unbewußt, daß man ihm bloß deshalb nach dem Leben trachte. Dies bestärkte ihn in dem Vorsatz, alles zu tun, um ihn auf eine ebenso geheime Art aus dem Wege zu schaffen.

Der Räuberhauptmann versah sich mit einem Pferde, mit dem er mehrere Reisen in den Wald machte, um verschiedene Arten reicher Seidenstoffe und feiner Schleiertücher in seine Wohnung zu bringen; dabei traf er die nötigen Maßregeln, um den Ort, wo er dieselben



holte, geheim zu halten. Als er nun so viele Waren, als er zweckdienlich glaubte, beisammen hatte, suchte er sich einen Laden, um sie zu verkaufen, und fand auch einen; er mietete ihn von seinem Eigentümer, stattete ihn aus und bezog ihn. Ihm gegenüber befand sich der Laden, der früher Cassim gehört hatte, aber seit einiger Zeit von Ali Babas Sohne in Besitz genommen war.

Der Räuberhauptmann, der den Namen Gogia Hussein angenommen hatte, ermangelte nicht, als neuer Ankömmling, der Sitte gemäß, den Kaufleuten, die seine Nachbarn waren, seine Aufwartung zu machen. Da Ali Babas Sohn noch jung, wohlgebildet und sehr verständig war, und er mit ihm öfter als mit andern Kaufleuten zu sprechen Gelegenheit hatte, so schloß er bald Freundschaft mit ihm. Er suchte seinen Umgang nm so angelegentlicher, als er drei bis vier Tage nach der Errichtung seines Ladens Ali Baba wiedererkannte, der seinen Sohn besuchte und, wie er von Zeit zu Zeit zu tun pflegte, sich längere Zeit mit ihm unterhielt. Als er vollends von dem Jüngling erfuhr, daß Ali Baba sein Vater sei, so verdoppelte er seine Gefälligkeit gegen ihn, machte ihm kleine Geschenke und lud ihn mehrere Male zu Tische.

Ali Babas Sohn glaubte Gogia Hussein diese Höflichkeit erwidern zu müssen; da er aber sehr eng wohnte und nicht so bequem eingerichtet war, um ihn, wie er wünschte, bewirten zu können, so sprach er darüber mit seinem Vater Ali Baba und bemerkte ihm, es würde wohl nicht schädlich sein, wenn er die Höflichkeiten Gogia Husseins noch länger unerwidert ließe.

Ali Baba nahm es mit Vergnügen auf sich, den Fremden zu bewirten. „Mein Sohn“, sagte er, „morgen ist Freitag, und da die großen Kaufleute, wie Gogia Hussein und dn, an diesem Tage ihre Läden geschlossen halten, so mache nachmittags einen Spaziergang

mit ihm und richtete es auf dem Rückwege so ein, daß du ihn an meinem Hause vorbeiführst und hereinzutreten nötigt. Es ist besser, die Sache macht sich so, als daß du ihn förmlich einladest. Ich werde Morgianen Befehl geben, daß sie ein Abendessen zurichtet und in Bereitschaft hält."

Am Freitag nachmittag fanden sich Ali Babas Sohn und Cogia Hussein wirklich an dem Orte ein, wohin sie sich bestellt hatten, und machten ihren Spaziergang miteinander. Auf dem Rückwege führte Ali Babas Sohn seinen Freund absichtlich durch die Straße, wo sein Vater wohnte, und als sie vor der Haustüre waren, blieb er stehen, klopfte an und sagte zu ihm: „Hier ist das Haus meines Vaters: du ich ihm schon viel erzählt habe von der freundschaftlichen Art, wie du mir überall entgegenkommst, so hat er mich beauftragt, ihm die Ehre deiner Bekanntschaft zu verschaffen. Ich ersuche dich nun, die Zahl deiner Gefälligkeiten gegen mich durch diese noch zu vermehren."

Obgleich nun Cogia Hussein zu dem Ziele gelangt war, nach dem er strebte, nämlich Eintritt in Ali Babas Haus zu erhalten und ihn ohne eigene Gefahr und ohne großen Lärm zu töten, so brachte er dennoch allerhand Entschuldigungen hervor und stellte sich, als wollte er von dem Sohne Abschied nehmen; da aber in diesem Augenblicke Ali Babas Sklave öffnete, so nahm ihn der Sohn artig bei der Hand, ging voran und zwang ihn gewissermaßen, mit ihm hereinzukommen.

Ali Baba empfing Cogia Hussein mit freundlichem Gesichte und so gut, als er es nur wünschen konnte. Er dankte ihm für die Güte, die er gegen seinen Sohn bewiesen, und sagte dann: „Wir beide sind dir dafür zu um so größerem Danke verpflichtet, weil er noch ein junger in der Welt unerfahrener Mensch ist und du es nicht unter deiner Würde erachtest, zu seiner Bildung mitzuwirken."

Cogia Hussein erwiderte Ali Babas Höflichkeiten durch andere und

versicherte ihm zugleich, wenn seinem Sohne auch die Erfahrung von Greisen abgehe, so habe er doch einen gesunden Verstand, der so viel wert sei, als die Erfahrung von tausend anderen.

Nachdem sie sich eine Zeitlang über verschiedene gleichgültige Gegenstände unterhalten hatten, wollte Gogia Hussein sich verabschieden; Ali Baba ließ es aber nicht zu. „Herr“, sagte er zu ihm, „wohin willst du gehen? Ich bitte dich, erweise mir die Ehre, ein Abendbrot bei mir einzunehmen. Das Mahl, das ich dir geben will, ist freilich bei weitem nicht so glänzend, als du verdienstest; aber ich hoffe, du werdest es, so wie es ist, mit ebenso gutem Herzen annehmen, wie ich es dir biete.“

„Herr“, antwortete Gogia Hussein, „ich bin von deiner guten Gesinnung vollkommen überzeugt, und wenn ich dich bitte, es mir nicht übel zu nehmen, daß ich dein höfliches Anerbieten ausschlage, so bitte ich dich zugleich zu glauben, daß dies weder aus Verachtung noch aus Unhöflichkeit geschieht, sondern weil ich einen besondern Grund dazu habe, den du selbst billigen würdest, wenn er dir bekannt wäre.“

„Und was mag dies für ein Grund sein, Herr?“ versetzte Ali Baba; „darf ich dich wohl darum fragen?“ — „Ich kann es dir wohl sagen“, antwortete Gogia Hussein, „ich esse nämlich weder Fleisch noch andere Gerichte, wobei Salz ist; du kannst hieraus selbst schließen, welche Rolle ich an deinem Tische spielen würde.“ — „Wenn du sonst keinen Grund hast“, fuhr Ali Baba dringender fort, „so soll dieser mich gewiß nicht der Ehre berauben, dich heute Abend an meinem Tische zu besigen, außer du müßtest etwas anderes vorhaben. Erstens ist in dem Brote, das man bei mir ißt, kein Salz, und was das Fleisch und die Brühen betrifft, so verspreche ich dir, daß in dem, was dir vorgesetzt werden wird, ebenfalls keines sein soll. Ich will sogleich die nötigen Befehle geben; erweise mir daher die Gefälligkeit, bei mir zu bleiben; ich komme im Augenblick wieder zurück.“

Ali Baba ging in die Küche und befahl Morgianen, das Fleisch, das sie heute auftragen würde, nicht zu salzen, und außer den Gerichten, die er schon früher bei ihr bestellt hatte, schnell noch zwei bis drei andere zu bereiten, worin kein Salz sei.

Morgiane, die soeben im Begriff war, aufzutragen, konnte nicht umhin, ihre Unzufriedenheit über diesen neuen Befehl zu äußern und sich darüber gegen Ali Baba zu erklären. „Wer ist denn“, fragte sie, „dieser eigensinnige Mann, der kein Salz essen will? Deine Mahlzeit wird nicht mehr gut sein, wenn ich sie später auftrage.“ — „Werde nur nicht böse, Morgiane“, antwortete Ali Baba; „es ist ein rechtschaffener Mann, deswegen tu', was ich dir sage.“

Morgiane gehorchte, aber mit Widerwillen, und es ergriff sie große Neugierde, den Mann kennenzulernen, der kein Salz essen wollte. Als sie das Mahl bereitet und Abdallah den Tisch gedeckt hatte, half sie ihm die Speisen hineintragen. Indem sie nun Cogia Hussein ansah, erkannte sie ihn sogleich trotz seiner Verkleidung als den Räuberhauptmann, und bei längerer aufmerksamer Betrachtung bemerkte sie, daß er unter seinem Kleide einen Dolch versteckt trug. „Jetzt wundere ich mich nicht mehr“, sagte sie in ihrem Herzen, „daß dieser Gottlose mit meinem Herrn kein Salz essen will:<sup>1</sup> er ist sein hartnäckigster

---

<sup>1</sup> Das Salz war bei den Alten das Sinnbild der Freundschaft und Treue; sie brauchten es bei allen ihren Opfern und Bündnissen. Die Beduinen oder die Araber der Wüste betrachteten es als Symbol und Pfand der Treue und Unverleglichkeit ihrer Verträge. Sie hegen vor nichts so tiefe Ehrfurcht, als vor dem Brot und Salz. Haben sie einmal mit einem Menschen Brot und Salz gegessen, so wäre es ein fluchwürdiges Verbrechen, ihn auszuplündern oder sein Gepäck und seine Waren, womit er durch die Wüste reist, auch nur anzurühren. Für gleich schändlich gilt die geringste Beleidigung gegen seine Person; der Araber, der sich mit einem Verbrechen dieser Art befleckte, würde überall für einen niederträchtigen Schurken angesehen und fielen der tiefsten und allgemeinsten Verachtung anheim; ja er würde in seinen eigenen Augen verächtlich werden und könnte seine Schande niemals abwaschen. Es ist beinahe unerhört, daß Araber dieses schmachvolle Verbrechen begangen hätten; Bände, die mit Brot und Salz besiegelt wurden, sind ihnen unauflöslich.









Feind und will ihn ermorden; aber ich will ihn schon daran verhindern."

Sobald Morgiane mit Abdallah das Auftragen besorgt hatte, benutzte sie die Zeit, während die Herren aßen, um die nötigen Vorbereitungen zur Ausführung eines Planes zu treffen, der von mehr als gewöhnlichem Mute zeugte, und sie war eben fertig damit, als Abdallah ihr meldete, es sei Zeit, die Früchte aufzutragen. Sie brachte dieselben und trug sie auf, sobald Abdallah den Tisch abgeräumt hatte. Hierauf stellte sie neben Ali Baba ein kleines Tischchen und auf dasselbe den Wein nebst drei Schalen; dann ging sie mit Abdallah hinaus, als wollte sie mit ihm zu Nacht speisen, und um Ali Baba nicht zu stören, damit er sich mit seinem Gaste angenehm unterhalten und ihm, nach seiner Gewohnheit, zusprechen könnte, sich den Wein schmecken zu lassen.

Jetzt glaubte der falsche Gogia Hussein oder vielmehr der Hauptmann der vierzig Räuber, der günstige Augenblick sei gekommen, um Ali Baba das Leben zu nehmen. „Ich will“, sprach er bei sich selbst, „Vater und Sohn betrunken machen, und der Sohn, dem ich gerne das Leben schenke, soll mich nicht hindern, seinem Vater den Dolch ins Herz zu stoßen; sodann will ich mich, wie das erstemal, durch den Garten flüchten, während die Köchin und der Sklave noch mit ihrem Abendessen beschäftigt oder in der Küche eingeschlafen sind.“

Morgiane aber hatte die Absicht des falschen Gogia Hussein durchschaut und ließ ihm nicht Zeit, seinen boshaften Plan auszuführen. Statt ihr Abendbrot einzunehmen, zog sie ein sehr anmutiges Tanzkleid an, wählte einen passenden Kopfschmuck dazu, legte sich einen Gürtel von vergoldetem Silber um, und befestigte daran einen Dolch, dessen Scheide und Griff von demselben Metall waren; vor ihr Gesicht hing sie eine sehr schöne Maske. Nachdem sie sich nun so verkleidet

hatte, sagte sie zu Abdallah: „Abdallah, nimm deine Schellentrommel und laß uns hineingehen, um vor dem Gaste unseres Herrn, dem Freunde seines Sohnes, die lustigen Spiele aufzuführen, die wir ihm manchmal abends zum besten geben.“

Abdallah nahm die Schellentrommel, ging darauf spielend vor Morgiane her und trat so in den Saal. Hinter ihm kam Morgiane, die sich auf eine höchst ungezwungene und anmuthsvolle Weise tief verneigte, gleich als bäte sie um Erlaubnis, ihre Geschicklichkeit zu zeigen.

Da Abdallah sah, daß Ali Baba sprechen wollte, hörte er auf zu trommeln. „Komm nur herbei, Morgiane“, sagte Ali Baba; „Gogia Hussein mag urtheilen, ob du etwas verstehst, und uns dann seine Meinung darüber sagen.“ Sodann sagte er, zu Gogia Hussein gewendet: „Du darfst nicht glauben, Herr, daß ich mich in große Unkosten ver setzt habe, um dir dieses Vergnügen zu bereiten. Ich finde es in meinem eigenen Hause, und du siehst, daß es niemand als ein Sklave und meine Köchin ist, die mich auf solche Art belustigen. Ich hoffe, es werde dir nicht mißfallen.“

Gogia Hussein war nicht darauf gefaßt, daß Ali Baba auf das Mahl noch diese Belustigung folgen lassen würde. Er fing nun an zu fürchten, er möchte die Gelegenheit, die er gefunden zu haben glaubte, nicht benutzen können. Doch tröstete er sich für diesen Fall mit der Hoffnung, bei fortgesetztem freundlichen Umgang mit Vater und Sohn werde sich bald eine neue zeigen. Obgleich es ihm mm weit angenehmer gewesen wäre, wenn Ali Baba ihn mit diesem Spiele verschont hätte, so stellte er sich dennoch, als wüßte er ihm vielen Dank dafür, und war zugleich höflich genug, ihm zu erklären: alles, was seinem verehrten Gastfreunde Vergnügen mache, müsse notwendig auch ihm eine Quelle großer Freude sein.

Als nun Abdallah sah, daß Ali Baba und Gogia Hussein aufgehört hatten zu sprechen, so fing er aufs neue an, seine Schellentrommel zu schlagen, und sang ein Tanzlied dazu. Morgiane aber, die den geübtesten Tänzern und Tänzerinnen vom Fach an Geschicklichkeit nichts nachgab, tanzte auf eine Weise, die bei jeder anderen, als gerade bei der hier anwesenden Gesellschaft Bewunderung hätte erregen müssen; am wenigsten Aufmerksamkeit schenkte der falsche Gogia Hussein ihrer Kunst.

Nachdem sie nun mit gleicher Kraft und Anmut mehrere Tänze aufgeführt hatte, zog sie endlich den Dolch, schwang ihn in der Hand und tanzte einen neuen Tanz, worin sie sich selbst übertraf. Die mannigfaltigen Figuren, die sie bildete, ihre leichten Bewegungen, ihre kühnen Sprünge und die wunderbaren Wendungen und Stellungen, die sie dabei vornahm, indem sie den Dolch bald wie zum Stöße ausstreckte, bald sich stellte, als bohrte sie ihn in ihre eigene Brust, waren höchst anmutig anzuschauen.

Endlich schien sie sich außer Atem getanzt zu haben; sie riß mit der linken Hand Abdallah die Schellentrommel aus den Händen und indem sie mit der rechten den Dolch hielt, bot sie die Trommel von der hohlen Seite Ali Baba hin, wie Tänzer und Tänzerinnen, die ein Gewerbe aus ihrer Kunst machen, zu tun pflegen, um die Freigebigkeit ihrer Zuschauer anzusprechen.

Ali Baba warf Morgianen ein Goldstück auf die Trommel; hierauf wandte sie sich an Ali Babas Sohn, der dem Beispiel seines Vaters folgte. Gogia Hussein, der sie auch zu sich kommen sah, hatte bereits seinen Geldbeutel gezogen, um ihr gleichfalls ein Geschenk zu machen, und griff eben hinein, als Morgiane mit einem Mute, der ihrer Festigkeit und Entschlossenheit alle Ehre machte, ihm den Dolch mitten durchs Herz bohrte, so daß er leblos zurücksaß.

Ali Baba und sein Sohn entsetzten sich über die Maßen ob dieser Handlung und erhoben ein lautes Geschrei. „Unglückselige!“ rief Ali Baba, „was hast du getan! Willst du durchaus mich und meine ganze Familie verderben?“

„Nein, mein Herr“, antwortete Morgiane, „ich habe es im Gegenteil zu deiner Rettung getan.“ Hierauf öffnete sie Cogia Hussein's Kleid, zeigte Ali Baba den Dolch, womit er bewaffnet war, und sagte dann zu ihm: „Da sieh, mit welchem kühnen Feind du zu tun hattest, und blicke ihm mit scharfem Auge ins Angesicht: du wirst gewiß den falschen Mhändler und den Hauptmann der vierzig Räuber erkennen. Ist es dir denn nicht aufgefallen, daß er kein Salz mit dir essen wollte? Bedarf es wohl weiterer Zeugnisse für seinen verderblichen Plan? Noch ehe ich ihn sah, hatte ich schon Argwohn geschöpft, als du mir sagtest, daß du einen solchen Gast habest. Ich sah ihn darauf von Angesicht, und nun liegt der Beweis vor dir, daß mein Verdacht nicht unbegründet war.“

Ali Baba fühlte in seinem innersten Herzen, welchen Dank er Morgianen schuldig war, die ihm zum zweiten Male das Leben gerettet hatte. Er umarmte sie und sagte zu ihr: „Morgiane, ich habe dir die Freiheit geschenkt und dabei versprochen, daß mein Dank es nicht dabei bewenden lassen werde und ich bald noch mehr für dich tun wolle. Diese Zeit ist gekommen: ich mache dich hiermit zu meiner Schwiegertochter.“

Hierauf wandte er sich an seinen Sohn und sagte zu ihm: „Mein Sohn, du bist ein guter Sohn, und ich glaube, du wirst es nicht unbillig finden, daß ich dir Morgiane zur Frau gebe, ohne zuvor deine Stimme zu hören. Du bist ihr eben so großen Dank schuldig, wie ich selbst; denn es ist klar, daß Cogia Hussein deine Freundschaft bloß dazu gesucht hat, um mir desto leichter menschlicher Weise das Leben

zu nehmen, und du darfst nicht zweifeln, daß er, wenn ihm dies gelungen wäre, auch dich seiner Rache geopfert haben würde. Bedenke überdies, daß du in Morgianen, wenn du sie heiratest, die Stütze meiner Familie, so lange ich leben werde, und die Stütze der deinigen bis ans Ende deiner Tage besitzen wirst."

Der Sohn gab nicht den geringsten Widerwillen zu erkennen, sondern erklärte im Gegentheil, er willige in diese Heirat nicht bloß aus Gehorsam gegen seinen Vater, sondern auch aus eigener Neigung.

Hierauf traf man in Ali Babas Hause Anstalten, den Leichnam des Hauptmanns neben die übrigen Räuber zu begraben, und dies geschah so geheim und in aller Stille, daß es erst nach langen Jahren bekannt wurde, als niemand mehr lebte, der bei dieser denkwürdigen Geschichte persönlich beteiligt war.

Wenige Tage nachher feierte Ali Baba die Hochzeit seines Sohnes und Morgianens mit großem Glanze und durch ein prachtvolles Festmahl, das mit Tänzen, Schauspielen und den gewöhnlichen Lustbarkeiten gewürzt war. Auch hatte er das Vergnügen zu sehen, daß seine Freunde und Nachbarn, die er eingeladen hatte, und die zwar die wahren Beweggründe zu dieser Hochzeit nicht wissen konnten, aber sonst die schönen und guten Eigenschaften Morgianens kannten, ihn laut wegen seiner Großmut und seiner Herzensgüte lobten.

Ali Baba war nicht mehr in die Räuberhöhle zurückgekehrt, seitdem er die Leiche seines Bruders Cassim dort angetroffen und auf einem seiner drei Esel nebst vielem Golde zurückgebracht hatte, denn er fürchtete, er möchte die Räuber dort antreffen oder von ihnen überrascht werden; aber auch nach dem Tode der achtunddreißig Räuber, den Hauptmann mit eingerechnet, hütete er sich lange Zeit, dahin zurückzukehren, weil er besorgte, die zwei anderen, deren Schicksal ihm nicht bekannt war, möchten noch am Leben sein.

Endlich nach Verlauf eines Jahres, als er sah, daß nichts mehr gegen seine Ruhe unternommen wurde, wandelte ihn die Neugierde an, abermals eine Reise dahin zu unternehmen; doch ergriff er dabei die nötigen Vorsichtsmaßregeln zu seiner Sicherheit. Er stieg zu Pferde, und als er bei der Grotte anlangte, nahm er es als ein gutes Vorzeichen, daß er weder Spuren von Menschen, noch von Pferden bemerkte. Er stieg ab, band sein Pferd an, trat vor die Thür und sprach die Worte: „Gesam, öffne dich!“ die er noch nicht vergessen hatte. Die Thür öffnete sich, er ging hinein und aus dem Zustand, worin er alles in der Grotte antraf, konnte er ersehen, daß ungefähr seit der Zeit, da der angebliche Cogia Hussein einen Laden in der Stadt errichtet hatte, niemand darin gewesen war, und die ganze Bande der vierzig Räuber ausgerottet sein mußte. Auch zweifelte er nicht mehr daran, daß er der einzige in der Welt sei, der um das Geheimnis, die Höhle zu öffnen, wisse, und daß der darin verschlossene Schatz gänzlich zu seiner Verfügung stehe. Er hatte ein Felleisen mitgenommen; dieses füllte er mit soviel Gold an, als er glaubte, daß ein Pferd tragen könnte, und kehrte dann zur Stadt zurück.

Seit dieser Zeit lebten Ali Baba und sein Sohn, den er nach der Felsenhöhle führte und in das Geheimnis, sie zu öffnen, einweihete, dergleichen ihre Nachkommen, auf die sie das Geheimnis vererbten, und die ihr Glück mit weiser Mäßigkeit genossen, in hohem Glanze und geschmückt mit den höchsten Ehrenstellen der Stadt.









# Padmanaba und der junge Hassan



**E**inst lebte in der hochberühmten Stadt Damaskus ein Sikaa-Verkäufer<sup>1</sup>. Er hatte einen Sohn, Hassan genannt, welcher fünfzehn bis sechzehn Jahre alt war und ein Wunder an Schönheit. Sein Antlitz glich dem Monde, er war schlank wie eine Zypresse, besaß ein frohes Gemüt und war voll schalkhaften Wises. Wenn er sang, entzückte er alle seine Zuhörer durch seine liebliche Stimme, und wenn er die Laute spielte, hätte er einen Toten erwecken können.

---

<sup>1</sup> Sikaa ist ein Getränk, welches aus Gerste, Wasser und Rosinen zubereitet wird, die Verkäufer desselben nennt man Sikai.

Eines Tages, als Hassan sang und die Laute spielte, zum Ergötzen aller, welche in seiner Bude waren, trat auch der berühmte Brahmane Padmanaba ein, um sich zu erfrischen. Auch er bewunderte den Gesang Hassans, und als er sich mit ihm unterhielt, ward er von seiner verständigen Rede erfreut. Er kehrte nicht allein den anderen Morgen wieder in die Bude zurück, sondern verließ selbst seine Geschäfte, um Tag für Tag dorthin gehen zu können, und immer gab er drei- und vierfach mehr als alle anderen.

Schon lange Zeit hatten die Besuche des Brahmanen so fortgedauert, als Hassan einst also zu seinem Vater sprach: „Es kommt alle Tage ein Mann hierher, der das Ansehen eines Vornehmen hat, er spricht so gerne mit mir, daß er mich alle Augenblicke ruft, um irgendeine Frage an mich zu richten, und wenn er fortgeht, reicht er mir eine Bechine.“ — „Ho, ho!“ rief der Vater, „dahinter ist irgend etwas verborgen! Morgen, wenn du ihn wieder siehst, sage ihm doch, daß ich ihn kennenzulernen wünsche, führe ihn in mein Gemach, ich will ihn zu ergründensuchen; ich besitze viele Erfahrungen und werde aus allen seinen Reden bald erkennen, ob er so weise ist, als er sich das Ansehen gibt.“

Am anderen Morgen tat Hassan, was sein Vater gewünscht hatte; er bat den Brahmanen einzutreten in ein Gemach, wo man einen herrlichen Imbiß bereitet hatte. Der Fikar erwies seinem Gaste alle nur erdenklichen Höflichkeiten; dieser nahm sie seinerseits wieder so artig an, und zeigte in seinen Reden viel Weisheit. Nach dem Frühstück fragte der Vater Hassans seinen Gast, aus welchem Lande er sei und wo er wohne, und sobald er erfahren hatte, daß jener fremd sei, sprach er zu ihm: „Herr, willst du bei uns wohnen, so werde ich dir gern eine Wohnung in meinem Hause geben.“ — „Ich nehme dein Anerbieten an“, erwiderte Padmanaba, „weil das wahre Paradies hienieden ist, bei lieben Freunden zu wohnen.“

Der Brahmane nahm also seine Wohnung bei dem Yikai, dem Vater Hassans, er machte denselben sehr ansehnliche Geschenke und faßte bald eine so tiefe Freundschaft für Hassan, daß er ihm eines Tages sagte: „O mein Sohn! Ich muß dir mein Herz öffnen; ich finde, daß dein Geist geeignet ist, die geheimen Wissenschaften zu fassen; es ist wahr, daß dein Gemüt noch etwas zu munter ist, aber ich bin überzeugt, du wirst dich ändern und wirst fortan allen Ernst oder richtiger allen Tieffinn besitzen, welcher den Weisen geziemt, in deren verborgene Geheimnisse ich dich einführen will. Gern wünsche ich, dich glücklich zu machen, und willst du mich vor die Stadt begleiten, so will ich dir noch heute Schätze zeigen, deren Besitz ich dir einst zu verschaffen wünsche.“ — „Herr“, antwortete ihm Hassan, „du weißt, daß ich von meinem Vater abhängen: ohne seine Erlaubnis kann ich nicht mit dir gehen.“ Der Brahmane sprach mit Hassans Vater, der im Vertrauen auf Padmanabas Weisheit ihm gestattete, seinen Sohn hinzuführen, wohin er wolle.

Padmanaba ging mit Hassan aus der Stadt Damaskus; sie richteten ihre Schritte nach einem alten, verfallenen Gebäude, dort fanden sie einen Brunnen, bis an den Rand mit Wasser angefüllt. „Betrachte wohl diesen Brunnen“, sprach der Brahmane, „die Reichtümer, welche ich dir bestimme, sind dort unten.“ — „Das ist schlimm“, erwiderte lächelnd der Jüngling, „wie soll ich sie aus diesem Abgrund herausziehen?“ — „Mein Sohn!“ entgegnete Padmanaba, „ich wundere mich gar nicht, daß dir das wohl schwer erscheint; nicht alle Menschen besitzen die Gabe, deren ich mich erfreue, sondern nur diejenigen allein, welche Gott gewürdigt hat, an den Wundern seiner Allmacht teilzuhaben, besitzen die Macht, die Elemente zu verkehren und die Ordnung der Natur zu stören.“

Zu gleicher Zeit schrieb der Brahmane auf einen Zettel einige Buch-

staben in Sanskrit, das nämlich ist die Sprache der Magier in Indien, Siam und China. Dann warf er nur den Zettel in den Brunnen und alsbald fiel das Wasser und versiegte so völlig, daß auch nicht eine Spur mehr davon zu sehen war. Jetzt stiegen sie beide in den Brunnen, in welchem sie eine Treppe sahen, die bis in den Grund hinabführte. Sie fanden eine Thür von rotem Kupfer, verschlossen mit einem großen Schlosse von Stahl. Der Brahmane schrieb einen Spruch auf, berührte damit das Schloß und es sprang sogleich auf. Sie stießen die Thür auf und traten in einen Keller, wo sie einen schwarzen Äthiopier erblickten, er stand aufrecht und hatte eine Hand auf einen weißen Marmorstein gestützt. „Wenn wir uns ihm nähern“, sprach der junge Sikai, „wird er uns den Stein an den Kopf schleudern.“ Und wirklich, als der Schwarze sah, daß sie sich näherten, hob er den ungeheueren Stein auf, als wolle er damit nach ihnen werfen; Padmanaba sagte rasch einen kurzen Spruch und blies, und der Äthiopier vermochte nicht, der Kraft dieses Spruchs und dieses Blasens zu widerstehen und fiel rücklings zu Boden.

Sie gingen ohne Hindernis durch das Gewölbe und traten in einen sehr weiten Hof, in dessen Mitte stand ein Dom von Kristall, an seinem Eingange hielten zwei Drachen Wache, die einander gegenüberstanden und aus ihren offenen Rachen Flammenwirbel spien. Hassan erschrak darüber. „Laß uns nicht weitergehen“, schrie er, „diese schrecklichen Drachen werden uns verbrennen!“ — „Fürchte nichts, mein Sohn“, sprach der Brahmane, „vertraue mir nur und sei mutig. Die höchste Weisheit, die ich dich lehren will, erfordert Festigkeit; diese Ungeheuer, welche dich erschrecken, werden auf meinen Ruf verschwinden. Ich habe Gewalt, über Geister zu gebieten und jeglichen Zauber zu zerstören.“ Also redend sprach er nur einige kabbalistische Worte aus und die Drachen verkrochen sich in zwei Höhlen.



Als bald öffnete sich die Thüre des Domes von selbst. Padmanaba und der junge Sikai traten ein und Hassans Augen wurden gar angenehm überrascht, als er in einem anderen Hofe einen zweiten Dom, ganz von Rubinen erbaut, erblickte, auf dessen Spitze ein Karfunkel von sechs Fuß im Durchmesser stand, welcher durch die bedeutende Helle, die er überall hin verbreitete, diesem unterirdischen Orte als Sonne diente.

Dieser Dom war nicht, wie der erste, von schrecklichen Ungeheuern bewacht. Nein, sechs schöne Bildsäulen, jede aus einem einzigen Edelsteine gehauen, standen am Eingange; sie stellten sechs schöne Mädchen dar, das Tambourin schlagend. Die Thüre bestand aus einem einzigen Smaragd, sie war offen und gewährte die Aussicht in das prächtige Innere. Hassan konnte nicht müde werden, alles Wunderbare, was seinen Augen sich darbot, staunend zu betrachten.

Nachdem Hassan die Bildsäulen und das Äußere des Domes lange angeschaut hatte, ließ Padmanaba ihn in den Saal eintreten; dessen Boden war von gediegenem Golde und die Decke von Porphyr, ganz besät mit Perlen. Der Jüngling verschlang mit gierigen Blicken die mannigfaltigsten Gegenstände, die immer einander an Wunderbarkeit übertrafen. Endlich führte ihn der weise Brahmane in ein großes viereckiges Zimmer, da lag in einem Winkel ein großer Haufen Goldes, in einem anderen ein großer Haufen Rubinen von der höchsten Schönheit, in einem dritten ein silberner Krug und in einem vierten ein Haufen schwarzer Erde.

Inmitten des Saales erhob sich ein prächtiger Thron und darauf stand ein silberner Sarg, in welchem ein Fürst ruhte, welcher auf dem Haupte eine goldene Krone, besetzt mit großen Perlen, trug. Vorn an dem Sarge sah man eine breite Goldplatte, auf welcher man folgende Worte las in hieroglyphisch-kabbalistischen Schriftzügen, wie sie bei den uralten ägyptischen Priestern im Gebrauch waren.

„Die Menschen schlafen, so lange sie leben. Nur in ihrer Todesstunde erwachen sie. Was hilft es mir jetzt, Herrscher eines großen Reichs gewesen zu sein und Eigentümer aller der Schätze, welche hier aufgehäuft sind? Nichts dauert so kurze Zeit, als Glückseligkeit, und alle menschliche Macht ist nur Schwäche. O törichter Sterblicher, rühme dich nicht prahlerisch deines Glückes, so lange du in des Lebens schwankender Wiege bist; erinnere dich der Zeiten, da die Pharaonen blühten. Sie sind nicht mehr, und bald wirst auch du aufhören zu sein, wie sie.“

„Welcher Fürst ruht in diesem Sarge?“ fragte Hassan. „Es ist einer der alten ägyptischen Könige“, erwiderte der Brahmane, „er ist der Erbauer dieses unterirdischen Gewölbes und dieses prächtigen Rubinen-Doms.“ — „Was du mir erzählst, läßt mich erstaunen“, sprach der Jüngling. „Und aus welcher Laune hat jener König unter der Erde ein Werk erbauen lassen, auf welches alle Schätze der Welt verwendet zu sein scheinen? Alle anderen Herrscher, welche der Nachwelt Denkmäler ihrer Größe hinterlassen wollen, stellen sie ans Licht, statt sie dem Anblick der Menschen zu entziehen.“ — „Du hast recht“, entgegnete der Brahmane, „aber dieser König war ein großer Rabballist; er entzog sich oft seinem ganzen Hofe, um hierher zu kommen und die Geheimnisse der Natur zu enthüllen. Er war im Besiz vieler verborgener Dinge, unter anderen auch des Steins der Weisen, wie man es aus allen Reichtümern, welche hier sind, sehen kann: sie alle sind aus dem Haufen schwarzer Erde hervorgegangen, den du in jenem Winkel siehst.“ — „Ist es möglich“, rief der Sikai aus, „daß diese schwarze Erde alles das hervorgebracht hat?“ — „Zweifle nicht daran“, antwortete der Brahmane, „und um es dir zu beweisen, will ich





dir zwei türkische Verse vorsagen, die das ganze Geheimnis des Steins der Weisen umfassen. Sie lauten also:

Gib zum Gatten der Braut des Abendlandes den Sohn  
des Königs vom Morgenlande, und ihr Kind wird der  
Sultan der schönen Angesichter sein.

Nun will ich dir aber auch den geheimnisvollen Sinn dieses Spruches erklären. Laß durch Feuchtigkeit die trockene adamische Erde, welche aus dem Morgenlande kommt, sich auflösen; aus dieser Durchdringung erzeugt sich der philosophische Mercurius, welcher allmächtig ist in der Natur, und die Sonne und den Mond, das heißt das Gold und das Silber, hervorzubringen vermag, und wenn er den Thron besteigt, so verwandelt er Kiesel in Diamanten und andere edle Gesteine. Das silberne Gefäß, welches in einem Winkel des Gemaches lag, enthielt das Wasser, das heißt die Feuchtigkeit, mit welcher man die trockene Erde befeuchten muß, um sie in den Zustand zu versetzen, in welchem sie hier liegt. Nimmst du von diesem Haufen nur eine Handvoll, so kannst du, wenn du willst, alles unedle Metall in ganz Aegypten in Gold verwandeln oder in Silber und alle Bausteine in Diamanten und Rubinen."

"In der That", sprach Hassan, "das ist eine gar wunderbare Erde; jetzt wundere ich mich nicht mehr, hier so viel Reichthümer aufgehäuft zu sehen." — "Diese Erde ist noch weit wunderbarer, als ich dir bis jetzt gesagt habe", erwiderte der Brahmane; "sie heilt alle Arten von Krankheiten; wenn ein Kranker schon auf dem Sterbebette liegt und im Begriffe ist, seinen Geist aufzugeben und nur ein Korn davon einnimmt, so vermag er sich auf der Stelle zu erheben voll Kraft und Gesundheit. Und noch besitzt diese Erde eine Kraft, welche ich hoch vor jeder anderen schätze. Wer sich mit ihrem Saft die Augen reibt, er-

blickt die Luftgeister und Genien und hat die Macht, ihnen zu gebieten."

"Nach allem, was ich dich nun gelehrt habe, mein Sohn", fuhr der Brahmane weiter fort, "wirßt du selbst einsehen, welche ungeheueren Schätze dir bestimmt sind." — "Gewiß, sie sind unzählbar", antwortete der junge Hassan, "aber darf ich nicht, bis du mir ihren Besitz übergibst, nur einen Teil davon mitnehmen, um meinem Vater zu zeigen, wie glücklich wir sind, dich, edlen Mann, zu unserem Freunde zu haben?" — "Du darfst es", sprach der weise Padmanaba, "nimm alles, was dir gefällt." Hassan benutzte diese Erlaubnis und belud sich mit Gold und Rubinen und folgte dem Brahmanen, der das Gemach verließ, in welchem der König von Aegypten lag.

Sie kehrten zurück durch den herrlichen Saal, durch den Hof und den Keller, wo der Mohr noch auf dem Boden ausgestreckt lag, sie machten die kupferne Türe hinter sich zu und alsbald war sie von selber wieder geschlossen, dann stiegen sie die Treppe wieder hinauf und aus dem Brunnen, und sobald sie ihn verlassen hatten, füllte er sich wieder mit Wasser und war ganz wie zuvor.

Als der Brahmane bemerkte, daß Hassan über die plötzliche Wiederkehr des Wassers sehr erstaunt war, fragte er ihn: "Weshalb zeigst du dich so verwundert? Hast du denn nie von Talismanen reden hören?" — "Nein", antwortete der Sikai, "niemals, doch ich möchte gern von dir hören, was es damit für eine Verwandtnis hat." — "Nicht allein darüber will ich dich unterrichten", entgegnete Padmanaba, "sondern ich will dich einst lehren, selbst welche verfertigen zu können. Jetzt aber will ich dir erklären, was du zu wissen wünschest. Es gibt zwei Arten von Talismanen, den kabbalistischen und den astrologischen. Der erste, welcher von der besten Art ist, bringt seine wunderbaren Wirkungen vermöge der Buchstaben, Wörter oder Gebete



herbor, der andere ist mächtig durch die Wechselwirkungen, welche die Planeten mit allen Metallen haben. Ich bediene mich der kabbalistischen Talismane, sie wurden mir einst im Traume durch den großen Gott Wischnu offenbart, der da Herr ist über alle Pagoden in der Welt."

"Wisse denn, mein Sohn!" fuhr er fort, "daß die Buchstaben in Beziehung zu den Engeln stehen, jeder Buchstabe wird von einem Engel beherrscht, und fragst du mich, was ein Engel sei, so antworte ich dir, es ist ein Strahl oder ein Ausfluß der Tugenden der Allmacht und der Eigenschaften Gottes. Die Engel, welche in der überirdischen und himmlischen Welt wohnen, beherrschen die, welche auf unserer irdischen weilen. Die Buchstaben bilden die Wörter, die Wörter wiederum die Gebete, und es sind nur die Engel, welche, bezeichnet durch die Buchstaben und versammelt in den geschriebenen oder gesprochenen Gebeten, Wunder bewirken, ob welcher die gewöhnlichen Menschen staunen."

Während Padmanaba also zu dem jungen Hassan redete, kehrten sie in die Stadt zurück. Sie kamen zu dem Sikaa-Verkäufer, welcher hoch erfreut war, als sein Sohn ihm das Gold und die edlen Steine zeigte. Sie hörten auf, Sikaa feilzubieten und begannen froh und im Überflusse zu leben.

Aber Hassan hatte eine Stiefmutter von habgierigem und eitlen Gemüt. Sie fürchtete, es werde ihr einst an Geld fehlen, obgleich ihr Sohn Rubinen von unermesslichem Werte mitgebracht hatte, und so sprach sie eines Tages also zu ihm: "O mein Sohn, wenn wir unsere Lebensweise so fortführen, werden wir bald zugrunde gerichtet sein." — "Gräme dich nicht darüber, meine Mutter", erwiderte er, "die Quelle unseres Reichthums ist nicht versiegt. Hättest du alle Schätze gesehen, welche mir der edle Padmanaba bestimmt hat, so

würdest du weit entfernt von solcher Furcht sein. Das nächste Mal, wenn er mich wieder in jenen Brunnen führt, werde ich dir eine Handvoll schwarzer Erde mitbringen, und das wird deinen Geist auf lange Zeit beruhigen.“ — „Belade dich doch lieber mit Gold und Rubinen“, antwortete seine Stiefmutter, „die liebe ich mehr als alle Erdaten. Aber Hassan, mir kommt ein Gedanke, wenn dir denn Padmanaba alle diese Schätze schenken will, warum lehrt er dich nicht alle Sprüche, welche erforderlich sind, um hinabsteigen zu können zu dem Orte, wo sie sich befinden? Wenn er nun plötzlich stirbe, wären dann nicht alle unsere Hoffnungen vereitelt? Übrigens, wie können wir wissen, ob er es nicht überdrüssig wird, bei uns zu wohnen? Vielleicht denkt er schon daran, uns zu verlassen und einen anderen mit seinen Reichtümern zu beglücken. Deshalb, mein Kind, bin ich der Meinung, du mögest den Padmanaba inständigst bitten, dich die Gebete zu lehren, und wenn du sie kannst, so wollen wir ihn töten, damit niemand weiter das Geheimnis des Brunnens entdecken könne.“

Der junge Sikai erschrak über diese Rede. „O meine Mutter“, rief er aus, „was wagst du mir vorzuschlagen? Wie hast du nur einen so schwarzen Anschlag fassen können! Der Brahmane liebt uns, er überhäuft uns mit Wohlthaten, er verspricht mir Schätze, hinlänglich, die Habsucht der mächtigsten Herrscher auf Erden zu stillen, und zum Lohn all des Guten, welches er uns erzeigt, willst du ihm das Leben rauben! Nein, sollt' ich auch zu meiner Beschäftigung mich wieder erniedrigen müssen, sollte ich mein Leben lang Sikaa verkaufen, so möchte ich doch nicht Mitschuld tragen an dem Tod eines Mannes, dem ich so hoch verpflichtet bin.“

„Du hast sehr edle Gefinnungen, mein Sohn“, erwiderte seine Stiefmutter, „aber man muß nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht sein. Das Glück bietet uns eine Gelegenheit, uns auf immerdar zu berei-

chern, darum wollen wir sie uns nicht entschlüpfen lassen. Dein Vater besitzt mehr Erfahrung als du, er gibt meinem Vorschlage Beifall, und du mußt ihm auch deine Zustimmung geben."

Hassan hegte noch immer heftigen Widerwillen gegen diesen grausamen Entschluß, doch, jung und leichtsinnig, wie er war, ließ er sich durch viele Vorspiegelungen seiner Stiefmutter bereden, ihr nachzugeben. „Sei es denn“, sprach er, „ich will zu Padmanaba gehen und ihn bitten, mich die Gebete zu lehren.“

In der That ging er alsbald zu ihm und bat ihn so inständig, ihn alles zu lehren, was er zu tun hätte, um in jenes unterirdische Gewölbe zu gelangen, daß der Brahmane, welcher den Jüngling zärtlich liebte, es ihm nicht abzuschlagen vermochte. Er schrieb jedes Gebet auf einen Zettel und bemerkte genau den Ort, wo man es sprechen mußte, sagte ihm alles, was noch sonst zu beobachten sei und gab es dann dem Jüngling.

Sobald dieser die Gebete wußte, benachrichtigte er seinen Vater und seine Stiefmutter davon, die einen Tag festsetzten, an welchem sie alle drei zu den Schätzen gehen wollten. „Wenn wir zurückgekehrt sein werden“, sprach die Stiefmutter, „so töten wir den Padmanaba.“ Als der bestimmte Tag gekommen war, verließen sie ihr Haus, ohne dem Brahmanen zu sagen, wohin sie gingen. Sie nahmen ihren Weg nach dem verfallenen Gebäude. Sobald sie daselbst angelangt waren, nahm Hassan einen Zettel aus seiner Tasche, worauf das erste Gebet geschrieben war; kaum hatte er ihn in den Brunnen geworfen, als das Wasser verschwand. Nun stiegen sie die Treppe hinab, bis an die Türe von rotem Kupfer. Der Jüngling berührte mit einem anderen Gebete das stählerne Schloß, sogleich öffnete es sich, und sie stießen die Türe auf. Der Mohr, der alsdann erschien, bereit, seinen weißen Marmorstein auf sie zu schleudern, erschreckte den Fikaa-Ver-

Käufer und sein Weib zwar sehr, aber Hassan sprach rasch das dritte Gebet und blies, und der Mohr stürzte zu Boden. Weiter durchschritten sie den Keller, gelangten in den Hof, wo der Kristall-Dom steht; die Drachen müssen vor Hassan in ihre Schlupfwinkel zurückkriechen. Sie gehen weiter in den zweiten Hof, durchschreiten den Saal und betreten endlich das Zimmer, in welchem die Rubinen sind und das Gold und der Wasserkrug und die schwarze Erde. Die Stiefmutter achtete wenig auf den Garg des Königs von Aegypten und nahm sich nicht die Mühe, die beherzigenswerte Inschrift auf der goldenen Tafel zu lesen. — Noch weniger würdigte sie den Haufen schwarzer Erde eines Blickes, obgleich ihr Hassan so viel davon erzählt hatte. Gierig fiel sie über die Rubinen her und belud sich so sehr mit ihnen, daß sie kaum gehen konnte. Ihr Mann nahm Gold, so viel er nur zu tragen vermochte, und Hassan begnügte sich, seine Taschen mit ein paar Handvoll schwarzer Erde zu füllen, in der Absicht, sie bei seiner Rückkehr zu benutzen.

Darauf verließen alle drei das Gemach des Königs von Aegypten. Fast erliegend unter der Last der Reichtümer, welche sie zusammengerafft hatten, durchschritten sie fröhlich den ersten Hof, als sie drei furchtbare Ungeheuer erscheinen sahen, welche gerade auf sie losstürzten. Der Jikaa-Verkäufer und sein Weib, von Todesfurcht ergriffen, riefen ihren Sohn um Hilfe an; doch Hassan hatte keine Gebete mehr und war nicht weniger in Angst als sie. „Gottlose, böse Stiefmutter“, schrie er, „du allein bist schuld an unserem Verderben! Gewiß hat Padmanaba gewußt, daß wir hierher gekommen sind; vielleicht hat er sogar durch seine Wissenschaft entdeckt, daß wir ihm den Tod geschworen haben, und nun sendet er zur Strafe unseres schändlichen Undankes diese Scheusale, die uns verschlingen werden!“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als sie in der Luft die Stimme des Brah-


manen hörten. Er sprach also: „Ihr seid alle drei Glende und meiner Freundschaft gänzlich unwürdig; ihr würdet mich ermordet haben, hätte nicht der große Gott Wischnu mir eure böse Absicht kundgetan. Ihr sollt meine gerechte Rache erfahren; du, Weib, weil du in deiner Bosheit den Entschluß hast fassen können, mich zu ermorden, und ihr beiden, weil ihr so schwach gewesen seid, den verabscheuungswürdigen Einflüsterungen Gehör zu geben.“ Dann schwieg die Stimme, und die drei Ungeheuer zerrissen den unglücklichen Hassan, seinen Vater und seine schuldige Stiefmutter.



und seine Brüder



inst lebte im Königreich Dyarbekir ein sehr reicher und mächtiger König, der in der Stadt Harran herrschte. Er liebte seine Untertanen sehr und wurde auch von ihnen geliebt.

 Eine seiner Gemahlinnen, namens Piruza, war vom Hofe verbannt worden und lebte in Samarien bei dem Prinzen Samer, dem Vetter des Königs. Dort gebar sie einen Prinzen, schöner als der Tag. Der Fürst von Samarien schrieb sogleich an den König von Harran, meldete ihm die glückliche Geburt dieses Sohnes und wünschte ihm Glück dazu. Der König hatte große Freude darüber



und schrieb dem Prinzen Camer, er möchte den Sohn der Piruza aufziehen, ihm den Namen Godadad<sup>1</sup> geben und, wenn er ihn fordere, ihm zuschicken.

Der Fürst von Samarien versäumte nichts, um dem Prinzen eine gute Erziehung zu geben. Er ließ ihm Unterricht im Reiten, im Bogenschießen und allen anderen Sachen, die sich für Königsöhne ziemten, erteilen, so daß Godadad in seinem achtzehnten Jahre für ein wahres Wunder gelten konnte. Dieser junge Prinz besaß einen seiner Geburt würdigen Mut und sagte eines Tages zu seiner Mutter: „Ich fange an, mich in Samarien zu langweilen. Ich fühle Begierde nach Ruhm in mir; deswegen erlaube, daß ich ausziehe und Gelegenheiten aufsuche, ihn in den Gefahren des Krieges zu erwerben. Der König von Harran, mein Vater, hat Feinde. Einige seiner Nachbarn beabsichtigen, seine Ruhe zu stören. Warum ruft er mich nicht zu Hilfe? Warum läßt er mich so lange Kind sein? Soll ich hier mein Leben im Müßiggang verbringen, während alle meine Brüder das Glück haben, an seiner Seite zu fechten?“ — „Mein Sohn“, antwortete Piruza, „ich sehne mich eben so sehr wie du, deinen Namen berühmt zu sehen. Ich wollte, du hättest dich bereits gegen die Feinde deines Vaters ausgezeichnet; aber du mußt warten, bis er dich auffordert.“ — „Nein, liebe Mutter“, antwortete Godadad, „ich habe nur zu lange schon gewartet. Ich sterbe vor Verlangen, den König zu sehen, und habe große Lust, hinzuziehen und ihm als ein junger Unbekannter meine Dienste anzubieten. Er wird sie ohne Zweifel annehmen, und ich werde mich nicht eher zu erkennen geben, als bis ich tausend ruhmvolle Taten vollbracht habe. Ich will seine Achtung verdienen, ehe er mich anerkennt.“ Piruza billigte diesen hochherzigen Entschluß, und um von

---

<sup>1</sup> Godadad ist persisch und zusammengesetzt aus Goda, Gott, und dadan, geben, entsprechend dem französischen Namen Dieudonné, dem griechischen Theodor, umgekehrt Dorotheus.

dem Fürsten Camer keinen Widerspruch zu erfahren, sagte ihm Codadad kein Wort davon, sondern verließ eines Tages Samarien unter dem Vorgeben, er wolle auf die Jagd reiten.

Er ritt ein weißes Pferd mit goldenem Zügel und Hufbeschlag; Sattel und Schabracke waren von blauem Atlas und ganz mit Perlen besät. Der Griff seines Säbels bestand aus einem einzigen Diamanten, die Scheide war von Sandelholz und ganz mit Smaragden und Rubinen besetzt. Über seine Schultern hing ein Köcher und ein Bogen. In diesem Aufzuge, welcher seine schöne Gestalt ins glänzendste Licht treten ließ, kam er in der Stadt Harran an. Er fand bald Mittel und Wege, sich dem König vorstellen zu lassen, auf den seine Schönheit und sein stattlicher Wuchs den angenehmsten Eindruck machte. Vielleicht war es aber auch die Macht des Blutes, was sein Herz so zu dem Jüngling hinzog; kurz, er empfing ihn aufs huldreichste und fragte ihn nach seinem Namen und Stand. „Großer König“, antwortete Codadad, „ich bin der Sohn eines Emirs von Kairo. Wanderlust hat mich aus meinem Vaterlande getrieben, und da ich auf meiner Reise durch deine Staaten erfuhr, daß du mit einigen deiner Nachbarn in Fehde liegest, so bin ich an deinen Hof gekommen, um dir meinen Arm anzubieten.“ Der König war ungemein gnädig gegen den Jüngling und gab ihm eine Anstellung in seinem Heere.

Der junge Prinz säumte nicht, seine Tapferkeit an den Tag zu legen. Er erwarb sich die Achtung der Offiziere und die Bewunderung der Soldaten, und da er eben so viel Geist als Mut besaß, so gewann ihn der König so lieb, daß er ihn bald zu seinem Günstling machte. Die Minister und anderen Höflinge besuchten Codadad tagtäglich und bewarben sich aufs angelegentlichste um seine Freundschaft, während sie die übrigen Söhne des Königs vernachlässigten. Die jungen Prinzen konnten dies nicht ohne Ärger geschehen lassen, und ihr Herz

entbrannte von heftigem Haß gegen den Fremdling. Der König aber fühlte von Tag zu Tag mehr Liebe gegen ihn und gab ihm fortwährend neue Beweise seiner Zuneigung. Er wollte ihn stets um seine Person haben; er bewunderte seine geistvollen und weisen Reden, und um jedermann zu zeigen, wie hoch er seine Weisheit und Klugheit achte, vertraute er ihm die Aufsicht über die anderen Prinzen an, ob schon er mit ihnen in gleichem Alter stand, so daß Godadad der Hofmeister seiner Brüder wurde.

Dies reizte ihren Haß nur um so mehr. „Wie!“ sagten sie, „ist's nicht genug, daß der König einen Fremdling mehr liebt als uns, er macht ihn sogar zu unserem Hofmeister, ohne dessen Erlaubnis wir nichts tun sollen! Nein, das können wir uns nicht gefallen lassen. Wir müssen uns diesen Fremdling vom Halse schaffen.“ — „Das kürzeste ist“, sagte einer von ihnen, „wir fallen alle zusammen über ihn her und schlagen ihn tot.“ — „Nein, nein“, sagte ein anderer, „auf diese Art würden wir uns selbst in die Grube stürzen. Sein Tod würde uns dem König verhaßt machen, und dieser könnte uns zur Strafe leicht samt und sonders der Thronfolge für unwürdig erklären. Wir müssen dem Fremdling mit List beikommen. Wir wollen ihn um Erlaubnis bitten, auf die Jagd zu reiten, und wenn wir weit genug vom Palast sind, so reiten wir nach irgendeiner Stadt und halten uns dort eine Zeitlang auf. Der König wird sich über unsere Abwesenheit verwundern, und wenn er uns nicht zurückkommen sieht, wird er die Geduld verlieren und den Fremdling vielleicht töten lassen. Jedenfalls wird er ihn von seinem Hofe verbannen, weil er uns erlaubt hat, seinen Palast zu verlassen.“

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Die Prinzen gingen zu Godadad und baten ihn um Erlaubnis zu einer Jagdpartie, zugleich versprachen sie, noch an demselben Tage zurückzukommen. Piruzas

Gohn ging in die Schlinge, er gab seinen Brüdern die Erlaubnis. Sie ritten weg und kamen nicht wieder. Schon waren sie drei Tage abwesend, als der König zu Godadad sagte: „Wo sind die Prinzen? Ich habe sie lange nicht gesehen.“ — „Herr“, antwortete dieser mit einer tiefen Verbeugung, „sie sind seit drei Tagen auf der Jagd. Sie haben mir indes versprochen, früher zurückzukommen.“ Der König wurde unruhig, und seine Unruhe vermehrte sich, als die Prinzen auch am folgenden Tage noch nicht erschienen. Nun konnte er seinen Zorn nicht mehr zurückhalten. „Unvorsichtiger Fremdling“, sagte er zu Godadad, „wie konntest du meine Söhne wegreiten lassen, ohne sie zu begleiten? Verwaltest du so das Amt, das ich dir anvertraut habe? Geh, suche sie sogleich auf und führe sie zu mir; wo nicht, so bist du ein Mann des Todes!“

Diese Worte erfüllten den unglücklichen Gohn Piruzas mit schauerndem Entsetzen. Er legte seine Rüstung an, schwang sich auf sein Roß und ritt zur Stadt hinaus. Wie ein Hirt, der seine Herde verloren hat, suchte er überall im Gefilde seine Brüder, fragte in allen Dörfern, ob man sie nicht gesehen habe, und da er nichts von ihnen erfahren konnte, überließ er sich dem heftigsten Schmerz. „Ach, meine lieben Brüder!“ rief er aus, „was ist aus euch geworden? Seid ihr vielleicht unseren Feinden in die Hände gefallen? Sollte ich nur dazu an den Hof von Harran gekommen sein, um dem König ein so grausames Herzeleid zu bereiten?“ Er war untröstlich, daß er den Prinzen die Jagd erlaubt oder sie nicht begleitet hatte.

Nach mehrtägigen vergeblichen Nachforschungen gelangte er in eine ungeheuer weite Ebene, in deren Mitte ein Palast von schwarzem Marmor stand. Er ritt darauf zu und erblickte an einem Fenster ein wunderschönes Fräulein, auf deren Angesicht der tiefste Kummer lag. Sobald sie den Fremden erblickte und gehört zu werden glaubte,

rief sie ihm zu: „O Jüngling, entferne dich von diesem unseligen Palaste, oder du wirst bald in die Hände des Ungeheuers geraten, das ihn bewohnt. Hier haust ein Schwarzer, der sich nur von Menschenblut nährt; er ergreift alle Leute, die ihr schlimmes Geschick in diese Ebene führt, und sperrt sie in finstere Kerker ein, aus denen er sie nur hervorzieht, um sie zu verschlingen.“

„Herrin“, antwortete Godadad, „sag mir, wer du bist, und sei wegen des übrigen unbesorgt.“ — „Ich bin aus Kairo gebürtig und aus vornehmem Hause“, antwortete das Fräulein; „gestern kam ich auf meiner Reise nach Bagdad nahe an diesem Schlosse vorbei, wo mir der Schwarze begegnete, alle meine Leute tötete und mich hierher führte. Verweile keinen Augenblick länger; rette dich, der Schwarze wird bald zurückkommen. Er ist ausgezogen, um einige Reisende zu verfolgen, die er von ferne auf der Ebene bemerkt hat. Du hast keine Zeit zu verlieren, ja, ich weiß nicht einmal, ob du ihm durch schlennige Flucht wirst entrinnen können.“

Noch hatte sie nicht ausgesprochen, als der Schwarze erschien. Es war ein Kerl von ungeheurer Größe und furchtbarem Ansehen. Er ritt ein gewaltiges tatarisches Roß und führte ein breites gewichtiges Schwert, das nur er allein handhaben konnte. Als der Prinz ihn erblickte, verwunderte er sich über die ungeheure Gestalt. Er empfahl sich dem Schutze Gottes, zog dann seinen Säbel und erwartete unerschrocken den Schwarzen, der einen so schwachen Feind verachtete und ihn aufforderte, sich ohne Schwertstreich zu ergeben. Godadad aber gab deutlich zu erkennen, daß er entschlossen sei, sein Leben zu verteidigen; denn er ritt auf ihn zu und versetzte ihm einen derben Hieb ins Genick. Als der Schwarze sich verwundet fühlte, stieß er ein entsetzliches Geschrei aus, von dem die ganze Ebene widerhallte. Schäumend vor Wut erhob er sich in den Steigbügeln und wollte

Godadad mit seinem furchtbaren Schwerte zu Boden schlagen. Der Streich wurde mit solcher Kraft geführt, daß es um den jungen Prinzen geschehen gewesen wäre, wenn er nicht die Gewandtheit gehabt hätte, durch eine Schwenkung seines Rosses ihm auszuweichen. Das Schwert sauste grauensvoll durch die Luft. Ehe nun der Schwarze Zeit hatte, zu einem zweiten Schlage anzuholen, hieb ihm Godadad mit einem gewaltigen Streiche den rechten Arm ab. Das furchtbare Schwert fiel zugleich mit der Hand, die es hielt, zu Boden, und der Schwarze war durch die Gewalt des Schlages so erschüttert, daß er die Bügel verlor und die Erde von seinem Fall erdröhnte. Flugs stieg der Prinz von seinem Rasse, warf sich über seinen Feind her und hieb ihm den Kopf ab. Das Fräulein, deren Augen Zeugen des Kampfes gewesen waren, und die fortwährend für den jungen Helden, den sie bewunderte, heiße Gebete zum Himmel geschickt hatte, tat einen Freudenschrei und sprach dann zu Godadad: „Prinz, (denn der schwere Sieg, den du soeben errungen, sowie dein edler Anstand, überzeugt mich, daß du nicht aus gemeinem Blute stammst) vollende jetzt dein Werk: der Schwarze hat die Schlüssel zum Schlosse bei sich; nimm sie und befreie mich aus diesem Gefängnisse.“ Der Prinz durchsuchte die Taschen des Elenden, der im Staube dahingestreckt lag, und fand darin mehrere Schlüssel.

Godadad öffnete die erste Pforte und trat in einen großen Hof, wo er das Fräulein, die ihm entgegengekommen war, bereits antraf. Sie wollte sich zum Zeichen ihrer herzlichen Dankbarkeit ihm zu Füßen werfen, aber er gab es nicht zu. Sie pries seine Tapferkeit und erhob ihn über alle Helden der Welt. Er erwiderte ihre Höflichkeiten, und da sie ihm in der Nähe noch liebenswürdiger erschien, als von ferne, so weiß ich nicht, ob sie über ihre Befreiung aus so schrecklicher Gefahr







mehr Freude empfand, oder er darüber, daß er einem so schönen Fräulein einen solch wichtigen Dienst geleistet hatte.

Ihr Gespräch wurde durch Geschrei und Gestöhn unterbrochen. „Was höre ich?“ rief Godabad, „woher kommen diese kläglichcn Töne, die an mein Ohr schlagen?“ — „Herr“, antwortete das Fräulein, indem sie mit dem Finger auf eine niedrige Türe innerhalb des Hofes wies, „sie kommen von dorthcr. Es stecken hier eine Menge Unglücklicher, die ihr böser Stern in die Hände des Schwarzen fallen ließ. Sie sind alle gefesselt, und jeden Tag zog das Ungeheuer einen hervor, um ihn zu fressen.“

„Ich bin sehr erfreut“, versetzte der junge Prinz, „daß ich durch meinen Sieg diesen Unglücklichen das Leben retten kann. Komm, edles Fräulein, und teile mit mir das Vergnügen, sie in Freiheit zu setzen. Du kannst die Freude, die wir ihnen machen werden, an dir selbst ermaßen.“ So sprechend näherten sie sich der Türe des Gefängnisses, und je näher sie kamen, desto deutlicher hörten sie die Klagen der Gefangenen. Dem Prinzen Godabad ging dies durch Mark und Bein. Um ihren Leiden so schnell als möglich ein Ende zu machen, stieß er schleunig einen Schlüssel in das Schloß. Anfangs bekam er nicht den rechten, und nahm dann einen andern. Bei diesem Geräusch wädhnten die Unglücklichen, der Neger komme, um ihnen wie gewöhnlich zu essen zu bringen und zugleich einen der Unglücksgefährten zu seinem Fraß zu holen, und ihr Angstgeschrei und Gestöhn wurde immer kläglichcr. Es war, als ob aus dem Mittelpunkte der Erde klagende Stimmen heraufstöntcn.

Indes öffnete der Prinz die Türe und fand eine sehr steile Treppe, auf der er in eine tiefe und weite Höhle hinabstieg, die durch ein Luftloch spärlich beleuchtet wurde, und worin mehr als hundert Menschen mit gefesselten Händen an Pfähle gebunden waren. „Unglückliche

Reisende“, sagte er zu ihnen, „arme Schlachtopfer, die ihr nur den Augenblick eines grausamen Todes erwartet, dankt dem Himmel, der euch heute durch meinen Arm befreite! Ich habe den abscheulichen Schwarzen, dessen Beute ihr werden solltet, getötet, und komme, eure Ketten zu zerbrechen.“ Als die Gefangenen diese Worte hörten, stießen sie vor Verwunderung und Freude ein lautes Geschrei aus. Godadad und das Fräulein fingen an sie loszubinden, und so wie einer von seinen Ketten befreit war, half er auch den anderen aus den ihrigen, so daß binnen kurzer Zeit alle sich ihrer Erlösung erfreuten.

Jetzt warfen sie sich dem Prinzen zu Füßen, dankten ihm für ihre Befreiung und stiegen aus dem Gewölbe heraus. Aber wie erstaunte Godadad, als sie nun im Hofe waren und er unter den Gefangenen auch seine Brüder erblickte, die er suchte und die zu finden er bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte. „Ach, liebe Prinzen“, rief er aus, „täusche ich mich nicht? Seid ihr es wirklich? Darf ich mir schmeicheln, daß ich euch dem König, euerm Vater, zurückbringen kann, der über euern Verlust untröstlich ist? Haben wir nicht vielleicht einen von euch zu beweinen? Seid ihr alle noch am Leben? Ach, der Tod eines einzigen könnte mir die ganze Freude vergiften, die ich über eure Rettung empfinde!“

Es waren aber alle Prinzen gerettet, und Godadad umarmte einen um den anderen und erzählte ihnen, in welche Unruhe ihre Abwesenheit den König versetzt habe. Sie erteilten ihrem Befreier alle Lobsprüche, die er verdiente, desgleichen auch die anderen Gefangenen, die keine Ausdrücke stark genug fanden, um den Dank, von dem sie durchdrungen waren, an den Tag zu legen. Godadad durchsuchte hierauf mit ihnen das Schloß und fand darin unermessliche Reichtümer, seine Leinwand, Goldbrokate, persische Teppiche, chinesischen Atlas und eine Menge anderer Waren, die der Schwarze den ausgeplünderten

Karawanen abgenommen hatte, und wovon der größte Teil den von Godadad befreiten Gefangenen angehörte. Jeder erkannte sein Eigentum und machte seine Ansprüche darauf geltend. Der Prinz ließ sie ihre Ballen nehmen und verteilte auch noch die übrigen Waren unter sie. Hierauf sprach er zu ihnen: „Wie wollt ihr aber eure Waren fortschaffen? Wir sind hier in einer Wüste, wo ihr wahrscheinlich keine Pferde finden werdet.“ — „Herr“, antwortete einer der Gefangenen, „der Schwarze hat uns außer unseren Wagen auch unsere Kamele geraubt; vielleicht stehen sie noch in den Ställen dieses Schlosses.“ — „Wohl möglich“, versetzte Godadad, „wir wollen einmal nachforschen.“ Sie gingen nun in die Ställe und fanden daselbst nicht nur die Kamele der Kaufleute, sondern auch die Pferde der Prinzen, worüber alle ungemeine Freude empfanden. In den Ställen waren auch einige schwarze Sklaven, die, als sie die Gefangenen alle befreit sahen, woraus sie auf den Tod ihres Herrn schließen mußten, in Schreck gerieten und auf Nebenwegen, die ihnen bekannt waren, entflohen. Man dachte nicht daran, sie zu verfolgen. Die Kaufleute waren voll Freude, mit ihrer Freiheit auch ihre Kamele und Wagen wieder erhalten zu haben und rüsteten sich zur Heimkehr; zuvor aber dankten sie nochmals ihrem Befreier.

Als sie abgereist waren, wandte sich Godadad an das Fräulein und sprach zu ihr: „Wohin gedenkst du zu reisen, edles Fräulein? Was war dein Plan, als du von dem Schwarzen überfallen wurdest? Ich werde dich nach dem Orte führen, den du zu deinem Aufenthalt ausersehen hast, und ich zweifle nicht, daß diese Prinzen sämtlich ebenso gesonnen sind.“ Die Söhne des Königs von Harran beteuerten dem Fräulein, daß sie sie nicht eher verlassen würden, bis sie sie den Ihrigen wiedergegeben hätten.

„Prinz“, sagte sie zu Godadad, „ich bin aus einem zu fernen Lande, und



es hieße deine Großmut mißbrauchen, wenn ich dich einen so weiten Weg machen ließe; übrigens muß ich auch bekennen, daß ich auf immer von meinem Vaterlande geschieden bin. Ich habe dir vorhin gesagt, ich sei ein Fräulein aus Kairo; aber nach der Güte, die du mir bewiesen, und nach der Verpflichtung, die ich gegen dich habe, Herr, wäre es Undank, wenn ich dir die Wahrheit länger verhehlen wollte. Ich bin die Tochter eines Königs. Ein Kronräuber hat sich des Thrones meines Vaters bemächtigt, nachdem er ihm das Leben geraubt hat; und um das meinige zu retten, war ich genötigt, die Flucht zu ergreifen." Nach diesem Geständnisse baten Codadad und seine Brüder die Prinzessin, ihnen ihre Geschichte zu erzählen, und versicherten ihr, daß sie allen möglichen Anteil an ihrem Unglück nähmen und bereit seien, alles aufzubieten, um sie wieder glücklich zu machen. Sie dankte ihnen für diese neue Versicherung ihrer Dienstwilligkeit und konnte nicht umhin, ihre Neugierde zu befriedigen. Sie begann daher folgendermaßen:

### Geschichte der Prinzessin von Deryabar<sup>1</sup>

„Auf einer Insel liegt eine große Stadt, namens Deryabar. Hier herrschte lange Zeit ein mächtiger, reicher und tugendhafter König, der nur eine Tochter hatte. Diese unglückliche Prinzessin bin ich. Mein Vater ließ mich mit aller erdenklichen Sorgfalt erziehen, und da er keinen Sohn hatte, beschloß er, mich die Regierungskunst zu lehren, damit ich einst nach ihm seinen Thron besteigen sollte. Eines Tages, als er sich auf der Jagd erlustigte, erblickte er einen wilden Esel. Er verfolgte ihn, kam von seiner Jagdbegleitung ab und seine Hitze verleitete ihn, ihm bis in die Nacht nachzusetzen, ohne an

<sup>1</sup> Deryabar bedeutet im Arabischen: Gegend der Brunnen, brunnenreicher Ort.



ein Verirren zu denken. Endlich stieg er vom Pferde und setzte sich am Eingang eines Gehölzes, in das sich der Esel geworfen hatte. Kaum war die Nacht angebrochen, als er zwischen den Bäumen ein Licht bemerkte, woraus er schloß, daß er nicht weit von einem Dorfe entfernt sei. Er freute sich des in der Hoffnung, die Nacht dort zuzubringen und jemand zu seinem Gefolge schicken zu können, um ihnen zu melden, wo er wäre. Er stand also auf und ging gegen das Licht zu, das ihm als Leitstern diente.

Bald erkannte er, daß er sich getäuscht hatte. Das Licht war nichts anderes als ein Feuer, das in einer Hütte brannte. Er näherte sich und sah mit Erstaunen einen großen schwarzen Mann, oder vielmehr einen schrecklichen Riesen, der auf einem Sofa saß. Das Ungeheuer hatte einen großen Krug mit Wein vor sich stehen und briet auf den Kohlen einen Ochsen, dem er soeben die Haut abgezogen hatte. Bald nahm er den Krug an den Mund, bald zerstückte er den Ochsen und fraß davon. Was aber die Aufmerksamkeit des Königs, meines Vaters, am meisten auf sich zog, war eine sehr schöne Frau, die er in der Hütte erblickte. Sie schien in tiefe Traurigkeit versunken, ihre Hände waren gebunden, und zu ihren Füßen lag ein kleines Kind von zwei bis drei Jahren, das ohne Unterlaß weinte und die Luft mit seinem Geschrei erfüllte, gleich als ob es das Unglück seiner Mutter mitempfände.

Gerührt von diesem jammervollen Anblick wollte mein Vater anfangs in die Hütte stürzen und den Riesen angreifen; allein der Gedanke, daß der Kampf gar zu ungleich sein würde, hielt ihn zurück, und er beschloß, da er mit offener Gewalt nichts ausrichten konnte, ihn durch List zu überwältigen. Indes wandte sich der Riese, nachdem er den Krug geleert und den Ochsen mehr als zur Hälfte aufgefressen hatte, zu der Frau und sagte zu ihr: „Schöne Prinzessin, warum

zwingst du mich durch deine Hartnäckigkeit, dich mit Strenge zu behandeln? Es steht ganz in deiner Hand, glücklich zu werden: du darfst dich nur entschließen, mich zum Gemahl zu nehmen, so werde ich viel sanfter gegen dich sein.' — ,Meineidiger Untertan!' antwortete die Frau, ,hoffe nicht, daß die Zeit meinen Abscheu vor dir vermindere, du wirst in meinen Augen immer ein Ungeheuer sein. Du hast dich gegen meinen Vater, deinen Fürsten und Herrn, empört; nie kann ich die Deine werden! Lieber will ich sterben!' Der Riese gerieth darüber in den höchsten Zorn. ,Das ist zu viel!' rief er mit wüthendem Tone; ,meine verschmähte Liebe verwandelt sich in Wut, und ich wünsche jetzt nur noch deinen Tod! Deine letzte Stunde ist gekommen!' So sprechend zog er seinen Säbel und war eben im Begriff, ihr den Kopf abzuhaueu, als der König, mein Vater, einen Pfeil abschoss, der dem Riesen in die Brust fuhr, so daß er taumelte und alsbald tot niederstürzte.

Mein Vater trat nun in die Hütte, band die Frau los und fragte sie, wer sie wäre, und in Folge welches Abenteuers sie sich hier befände. ,Herr', antwortete sie, ,am Ufer des Meeres wohnen einige sarazenische Stämme, deren Oberhaupt und Fürst mein Gemahl ist. Der Riese, den du soeben getödet hast, war einer seiner vornehmsten Offiziere; wegen eines schweren Vergehens ward er von meinem Gemahl verbannt. Um sich zu rächen, raubte er mich und mein Kind und flüchtete mit uns in diese Einöde. Dies, mein Herr, ist meine Geschichte; ich zweifle nicht, daß du mich deines Mitleids würdig finden wirst, um die großmüthige Hilfe, die du mir gebracht hast, nicht zu bereuen.' — ,Ja, edle Frau', sagte mein Vater, ,dein Unglück hat mich gerührt, es geht mir tief zu Herzen; ich werde jedoch nichts versäumen, um dir ein besseres Los zu bereiten. Morgen, sobald der Tag die Schatten der Nacht zerstreut hat, wollen wir diesen Wald verlassen

und den Weg nach der großen Stadt Deryabar suchen, deren Beherrscher ich bin, und wenn es dir so genehm ist, so wirst du in meinem Palaste wohnen, bis dein königlicher Gemahl kommt, um dich abzuholen.'

Die sarazenische Fürstin nahm den Vorschlag an und ging am folgenden Tag mit dem König, meinem Vater, der am Ausgang des Waldes alle seine Leute traf. Sie hatten ihn die ganze Nacht durch gesucht und waren sehr in Sorgen um ihn. Um so größer war ihre Freude, als sie ihn wiederfanden; aber sie verwunderten sich sehr, da sie ihn in Gesellschaft einer Frau sahen, deren Schönheit sie in Erstaunen setzte. Er erzählte ihnen, auf welche Art er sie gefunden und welcher Gefahr er sich ausgesetzt, indem er sich der Hütte näherte; denn der Riese würde ihn unfehlbar getötet haben, wenn er ihn bemerkt hätte. Einer der Offiziere nahm die Fürstin hinter sich auf sein Pferd, und ein anderer trug das Kind.

In diesem Aufzuge gelangten sie in den Palast des Königs, meines Vaters, welcher der schönen Sarazenin eine Wohnung einräumte und ihr Kind mit viel Sorgfalt erziehen ließ. Anfangs war sie sehr unruhig und ungeduldig darüber, daß ihr Gemahl sie nicht abholte, nach und nach aber beruhigte sie sich, und sie fing an, sich in dem Schlosse einzuleben.

Indessen wurde der Sohn der Fürstin groß. Er war sehr wohlgebildet, und da es ihm auch nicht an Geist fehlte, so wurde es ihm leicht, dem König, meinem Vater, zu gefallen, der große Zuneigung zu ihm faßte. Alle Höflinge bemerkten dies und dachten, der Jüngling würde mich heiraten. In dieser Voraussetzung, und da sie ihn bereits als den Kronerben betrachteten, machten sie ihm den Hof und jeder beiferte sich, sein Vertrauen zu gewinnen. Er durchschante den Grund ihrer Anhänglichkeit, freute sich darüber, verlor den Abstand zwischen

uns gänzlich aus den Augen und schmeichelte sich mit der Hoffnung, mein Vater liebe ihn so sehr, daß er ihn als Schwiegersohn allen Prinzen der Welt vorziehen würde. Er tat noch mehr: da der König für seine Wünsche zu lange säumte, ihm meine Hand anzubieten, so hatte er die Kühnheit, ihn darum zu bitten. So strafbar nun auch diese Dreistigkeit war, so begnügte sich mein Vater doch mit der Erklärung, er habe andere Absichten mit mir und sehe ihn darum nicht scheel an. Den jungen Mann aber erbitterte diese abschlägige Antwort; der Stolz fühlte sich durch diese Verschmähung seiner Bewerbung so beleidigt, wie wenn er um ein Mädchen aus dem Volk angehalten hätte, oder von gleicher Geburt mit mir gewesen wäre. Er ließ es dabei nicht bewenden, sondern beschloß, sich an dem König zu rächen, und mit einer Undankbarkeit, wovon es wenige Beispiele gibt, zettelte er eine Verschwörung gegen ihn an, ermordete ihn und ließ sich von einer großen Anzahl Mißvergnügter, deren Unzufriedenheit er zu benutzen wußte, zum König von Deryabar ausrufen. Als er nun meinen Vater aus dem Wege geräumt hatte, war sein erstes, daß er an der Spitze eines Theiles seiner Mitverschwornen in mein Zimmer drang. Er wollte mich entweder töten oder mich mit Gewalt zwingen, ihn zu heiraten; aber ich hatte Zeit gehabt, ihm zu entinnen. Während er meinen Vater erwürgte, war der Großwesir, ein stets getreuer Diener seines Herrn, gekommen, hatte mich aus dem Palaste geführt und bei einem seiner Freunde in Sicherheit gebracht. Dort hielt er mich so lange verborgen, bis ein Schiff, das er heimlich hatte ausrüsten lassen, imstande war, unter Segel zu gehen. Alsdann verließ ich die Insel ohne eine andere Begleitung als eine Hofmeisterin und diesen edelmütigen Minister, der lieber der Tochter seines Herrn folgen und ihr Unglück teilen, als dem Tyrannen gehorchen wollte. Der Großwesir beabsichtigte, mich an die Höfe der benachbarten

Könige zu führen, sie um Beistand anzuflehen und zur Rache wegen der Ermordung meines Vaters aufzufordern; allein der Himmel begünstigte einen Voratz, der uns so vernünftig schien, nicht. Nachdem wir einige Tage fortgesegelt waren, erhob sich ein so gewaltiger Sturm, daß unser Schiff, trotz der Geschicklichkeit unserer Matrosen, durch die Gewalt der Winde und Wellen an einen Felsen geschleudert wurde und scheiterte. Ich will mich nicht mit der Beschreibung dieses Schiffbruches aufhalten: nur soviel sei gesagt, daß die Hofmeisterin, der Großwesir und die ganze Mannschaft des Schiffes von den Abgründen des Meeres verschlungen wurde. Der Schreck, der sich meiner bemächtigt hatte, erlaubte mir nicht, die ganze Entsetzlichkeit unseres Loses einzusehen. Ich verlor das Bewußtsein, und sei es nun, daß einige Trümmer des Schiffes mich an das Ufer trugen, oder daß der Himmel, der mich zu weiterem Unglück anssparte, ein Wunder tat, um mich zu retten: genug, als ich wieder zur Besinnung kam, befand ich mich am Ufer.

Das Unglück macht uns oft ungerecht. Statt Gott für die besondere Gnade, die er mir angedeihen ließ, zu danken, erhob ich die Augen nur zum Himmel, um ihm Vorwürfe über meine Rettung zu machen. Es fiel mir nicht ein, den Wesir und meine Hofmeisterin zu beweinen, im Gegentheil beneidete ich ihr Schicksal, und nach und nach wurde meine Vernunft durch die furchtbaren Vorstellungen, die mich beunruhigten, so verwirrt, daß ich den Entschluß faßte, mich ins Meer zu stürzen. Schon war ich im Begriff hineinzuspringen, als ich hinter mir ein großes Getöse von Menschen und Pferden hörte. Ich drehte mich sogleich um, um zu sehen, was es wäre, und erblickte mehrere bewaffnete Reiter, unter denen einer ein arabisches Pferd ritt. Er hatte einen silbergestickten Rock mit einem Gürtel aus Edelsteinen und eine Krone auf dem Haupt. Hätte ich ihn auch nicht an seiner Klei-



nung als den Herrn der übrigen erkannt, so hätte ich es aus dem edlen Anstand schließen müssen, den seine ganze Erscheinung hatte. Es war ein ausgezeichnet wohlgebildeter Jüngling und schöner als der Tag. Verwundert, an diesem Ort ein junges Mädchen allein zu finden, schickte er einige seiner Offiziere ab und ließ mich fragen, wer ich wäre. Ich antwortete ihnen nur durch Tränen. Da das Ufer mit den Trümmern unseres Schiffes bedeckt war, so schlossen sie daraus, ein Fahrzeug müsse hier gescheitert sein, und ohne Zweifel hätte ich mich aus dem Schiffbruch gerettet. Diese Vermutung und die tiefe Betrübniß, die ich an den Tag legte, reizten die Neugierde der Offiziere; sie fingen an, tausend Fragen an mich zu stellen, und versicherten mir, ihr König sei ein großmütiger Fürst, an dessen Hof ich gewiß Trost finden würde.

Der König, dem seine Offiziere zu lange ausblieben und der sehr gern auf der Stelle erfahren hätte, wer ich wäre, ritt nun selbst auf mich zu. Er betrachtete mich mit vieler Aufmerksamkeit, und da ich von lauter Tränen und Jammern denen, die mich fragten, nicht antworten konnte, verbot er ihnen, mich länger mit ihren Fragen zu belästigen, und wandte sich selbst zu mir mit folgenden Worten: 'Schöne Unbekannte, ich beschwöre dich, deine ungemessene Betrübniß zu mäßigen. Wenn dich der Himmel im Zorn seine schwere Hand fühlen läßt, ist dies wohl ein Grund, dich der Verzweiflung hinzugeben? Ich bitte dich, sei standhafter. Das Schicksal, das dich verfolgt, ist wechselnd; dein Los kann sich bald ändern. Ja, ich versichere dir, wenn du irgendwo Trost in deinem Unglücke finden kannst, so ist es in meinen Staaten. Ich biete dir meinen Palast an; dort magst du bei der Königin, meiner Mutter, weilen, die sich bemühen wird, durch freundliche Behandlung deine Leiden zu lindern. Ich weiß noch nicht, wer du bist, aber ich fühle schon, daß ich herzlichen Anteil an dir nehme.'



Ich dankte dem jungen König für seine Güte, nahm sein Anerbieten an, und um zu zeigen, daß ich desselben nicht unwürdig sei, entdeckte ich ihm meine Herkunft. Ich schilderte ihm die Frechheit des jungen Sarazenen, und die einfache schmucklose Erzählung meiner Unglücksfälle reichte hin, sein und aller seiner Offiziere Mitleid zu erwecken. Als ich mit meinem Berichte zu Ende war, nahm der Fürst das Wort und versicherte mir aufs neue, daß er den innigsten Anteil an meinem Unglück nehme; darauf führte er mich in den Palast und stellte mich der Königin, seiner Mutter, vor. Hier mußte ich meine Unglücksfälle aufs neue erzählen, wobei ich einen Strom von Tränen vergoß. Die Königin zeigte sich ebenfalls sehr theilnehmend und gewann mich außerordentlich lieb. Der König, ihr Sohn, bot mir bald seine Krone und Hand an, und unsere Vermählung wurde mit aller ersinnlichen Pracht vollzogen.

Während das ganze Volk mit den Vermählungsfeierlichkeiten seines Königs beschäftigt war, landete eines Nachts ein benachbarter feindlicher Fürst mit einem gewaltigen Kriegsheere auf der Insel. Dieser furchtbare Feind war der König von Zanguabar. Er schlug alle Untertanen meines Gemahls mit der Schärfe des Schwerts. Wenig fehlte, so hätte er uns beide gefangengenommen; denn er war schon mit einem Theil seiner Lente in den Palast gedrungen, aber wir waren so glücklich, uns zu retten und das Ufer des Meeres zu erreichen, wo wir uns in eine Fischerbarke warfen, die wir dort zufällig antrafen. Zwei Tage lang segelten wir, ein Spiel der Winde und Wogen, dahin, ohne zu wissen, was aus uns werden sollte. Am dritten erblickten wir ein Schiff, das mit vollen Segeln auf uns zusteuerte. Anfangs freuten wir uns darüber in der Meinung, es sei ein Kaufschiff, das uns aufnehmen könne; aber wer beschreibt unsere Verwunderung, als das Schiff näher kam und wir auf dem Verdeck zehn

bis zwölf bewaffnete Seeräuber erblickten. Wir wurden gebunden an Bord gebracht; mein Gemahl ward ins Meer gestürzt, und mir sagte der Anführer, daß ich in Kairo als Sklavin verkauft werden sollte.

Vor Kummer und Schmerz wurde ich fast wahnsinnig und hätte mich ganz gewiß in die Wellen gestürzt, wenn der Seeräuber mich nicht zurückgehalten hätte. Er sah wohl, daß ich keinen anderen Wunsch mehr hatte; deswegen band er mich mit Stricken an den großen Mast, spannte sodann die Segel auf und schiffte ans Land, wo er ausstieg. Hier band er mich los und führte mich in eine kleine Stadt, wo er Kamele, Zelte und Sklaven kaufte; dann nahm er seinen Weg nach Kairo, in der Absicht, wie er immer sagte, mich dort als Sklavin zu verkaufen.

Wir waren schon mehrere Tage unterwegs, als wir gestern durch diese Ebene zogen und den Schwarzen erblickten, der das Schloß hier bewohnte. Anfangs hielten wir ihn für einen Turm, und als er schon in unserer Nähe war, konnten wir kaum glauben, daß es ein Mensch sei. Er zog sein breites Schlachtschwert und forderte den Seeräuber auf, sich samt allen seinen Sklaven und der Frau, die er mit sich führte, zu ergeben. Der Seeräuber war ein Mann von Mut, und mit Hilfe seiner Sklaven, die ihm Treue gelobten, griff er den Schwarzen an. Der Kampf dauerte lange. Endlich erlag der Seeräuber unter den Streichen seines Feindes und ebenso alle seine Sklaven, die lieber sterben, als ihn verlassen wollten. Hierauf führte mich der Schwarze in das Schloß, wohin er auch den Leichnam des Seeräubers brachte, den er zu seinem Abendbrot verzehrte. Am Ende dieser gräßlichen Mahlzeit schloß er mich in das Gemach ein, aus dem du, o Herr, mich befreit hast. Ich sah meinen Tod vor Augen und hatte alle Hoffnung begraben. Unter heißen Tränen schlief ich ein,

nachdem ich Gott um Kraft und Standhaftigkeit gebeten hatte. Das alles geschah gestern abend. Heute früh kam er an mein Fenster und verkündete mir, daß mein Tod gegen Mittag gewiß sei. Dann brach er auf, nachdem er sorgfältig alle Türen seines Schlosses verschlossen hatte und setzte einigen Reisenden nach, die er in der Ferne bemerkte. Sie scheinen ihm entwischt zu sein, denn er kam allein und ohne Beute zurück, als du ihn angriffest."

Sobald die Prinzessin die Erzählung ihrer Unglücksfälle beendigt hatte, bezeugte ihr Codadad seine herzlichste Teilnahme. „Aber, meine Herrin“, setzte er hinzu, „es steht ganz in deiner Hand, von nun an ruhig zu leben. Die Söhne des Königs von Harran bieten dir am Hofe ihres Vaters eine Zuflucht an; ich bitte dich, schlage sie nicht aus. Du wirst dem Fürsten teuer und von aller Welt geehrt sein, und wenn du die Hand deines Befreiers nicht verschmähst, so erlaube, daß ich sie dir vor allen diesen Prinzen anbiete und dich heirate. Sie mögen die Zeugen unserer Verbindung sein.“ Die Prinzessin willigte ein, und noch am selben Tage wurde die Hochzeit im Schlosse gefeiert, wo sich alle möglichen Vorräte fanden. Auch fanden sich hier eine Menge Früchte, alle ausgezeichnet in ihrer Art, und um das Maß der Freude voll zu machen, eine Fülle von ausgesuchten Weinen.

Sie setzten sich alle zu Tische, und nachdem sie gegessen und getrunken hatten, soviel ihnen behagte, nahmen sie die noch übrigen Vorräte mit und verließen das Schloß, um sich an den Hof des Königs von Harran zu begeben. Sie reisten mehrere Tage und lagerten an den angenehmsten Orten, die sie finden konnten. Als sie nur noch eine Tagreise von Harran entfernt waren, machten sie halt und tranken den übrigen Wein vollends aus, weil sie nun nicht mehr zu sparen brachten. Nun ergriff Codadad das Wort und sagte: „Prinzen, die Zeit ist gekommen, daß ich mich euch entdecke. Nicht ein Fremdling ist

euer Hofmeister gewesen; nicht ein Unebenbürtiger hat euch aus der Gefangenschaft des grausamen Riesen befreit. Ich will euch nicht länger verbergen, wer ich bin. Ihr erblickt in mir einen leiblichen Bruder Codadad. Ich stamme so gut als ihr von dem Könige von Harran ab. Der Fürst von Samarien hat mich erzogen und die Prinzessin Piruza ist meine Mutter." Die Prinzessin begrüßte nun die Prinzen, ihre Schwäger, aufs herzlichste und dankte Gott von ganzem Herzen für die glückliche Wendung, die ihr Gesaß genommen hatte. „Gott hat sich meiner erbarmt“, sagte sie zu dem Prinzen Codadad, „die Zeit meiner Prüfungen ist vorüber, und die Sonne des Glücks ist mir wieder aufgegangen!“ Auch die Prinzen wünschten Codadad Glück zu seiner Abkunft und äußerten große Freude darüber; im Grunde ihres Herzens aber war ihnen die Sache durchaus nicht angenehm, und ihr Haß gegen einen so liebenswürdigen Bruder vermehrte sich nur dadurch. Sie versammelten sich bei Nacht an einem abgelegenen Orte und beschloßen unter sich, ihn heimlich zu ermorden. „Es bleibt uns nichts anderes übrig“, sagte einer der Bösewichter; „sobald der Vater erfährt, daß dieser Fremdling, den er so sehr liebt, sein Sohn ist, und daß er allein tapfer genug war, einen Riesen zu übermächtigen, den wir alle zusammen nicht besiegen konnten, so wird er ihm tausend Lobsprüche erteilen und ihn mit Hintansetzung aller seiner übrigen Söhne zum Thronerben erklären. Wir werden dann gezwungen sein, uns vor unserm Bruder zu Boden zu werfen und ihm zu gehorchen.“ Diese und ähnliche Worte machten auf die neidischen Burischen solchen Eindruck, daß sie allesamt auf der Stelle hingingen und Codadad im Schlafe überfielen. Sie durchbohrten ihn mit tausend Dolchstößen und ließen ihn für tot in seinem Zelte liegen. Sodann setzten sie ihren Weg nach der Stadt Harran fort, wo sie am folgenden Tage anlangten.









Der König, ihr Vater, war über ihre Ankunft um so erfreuter, als er bereits die Hoffnung aufgegeben hatte, sie je wieder zu sehen. Er fragte sie nach der Ursache ihres langen Ausbleibens, allein sie hüteten sich wohl, die Wahrheit zu gestehen; sie erwähnten weder des Schwarzen noch Codadads, und sagten bloß, sie hätten der Begierde nicht widerstehen können, das Land zu sehen, und sich zu diesem Behuf in einigen benachbarten Städten aufgehalten.

Indessen lag Codadad im Blute und wie tot unter seinem Zelte; bei ihm die Prinzessin, seine Gemahlin, die nicht minder beklagenswert war als er. Sie erfüllte die Luft mit ihrem Wehgeschrei, riß sich die Haare aus und badete das Gesicht ihres Mannes mit Tränen. „Ach, Codadad!“ rief sie jeden Augenblick, „mein teurer Codadad, muß ich dich ins Grab sinken sehen? Welche grausamen Hände haben dich in diesen Zustand versetzt? Kann ich es glauben, daß es deine eigenen Brüder sind, die dich so mitleidslos zerfleischt haben? Deine Brüder, die dein tapferer Arm gerettet hat! Nein, Teufel haben diese geliebten Züge angenommen und sind hierher gekommen, um dir das Leben zu rauben. Ha, ihr Unmenschen, wer ihr auch sein möget, konntet ihr mit so schwarzem Undank den Dienst vergelten, den er euch geleistet hat! Doch warum soll ich deinen Brüdern grollen, unglücklicher Codadad? Ich allein bin an deinem Tode schuld! Du wolltest dein Schicksal an das meine knüpfen, und all das Unheil, das mich verfolgt, seit ich in den Palast meines Vaters verlassen habe, hat sich über dich ausgegossen. O Himmel, der du mich zu einem unsteten und unglückseligen Leben verdammt hast, wenn du mir keinen Gatten gönnst, warum lässest du mich einen finden? Dies ist der zweite, den du mir entreißest, nachdem ich gerade angefangen habe, ihn lieb zu gewinnen.“

In solchen Wehklagen machte die bejammernswerte Prinzessin von Deryabar ihrem Schmerz Luft, indem sie unaufhörlich den unglück-

lichen Godadad anblickte, der sie nicht hören konnte. Dennoch war er nicht tot, und als seine Gattin bemerkte, daß er noch atmete, lief sie nach einem großen Flecken, den sie in der Ebene bemerkte, um dort einen Wundarzt zu holen. Man wies sie zu einem, der sogleich mit ihr ging. Als sie aber ins Zelt kamen, fanden sie Godadad nicht mehr darin, woraus sie schlossen, irgendein wildes Tier habe ihn weggetragen und gefressen. Die Prinzessin begann von neuem ihre Wehklagen auf die jammervollste Weise von der Welt. Der Wundarzt wurde im Innersten gerührt und wollte sie in ihrem schrecklichen Zustande nicht verlassen. Er schlug ihr vor, in den Flecken zurückzukehren, und bot ihr sein Haus und seine Dienste an.

Sie ließ sich bereden und ging mit dem Wundarzt, der sie, ohne zu wissen wer sie war, mit aller erdenklichen Achtung und Ehrfurcht behandelte. Er bemühte sich, ihr Trost einzusprechen, aber vergeblich bekämpfte er ihren Schmerz, er reizte ihn nur noch mehr, statt ihn zu lindern. „Herrin“, sagte er eines Tages zu ihr, „ich bitte dich, erzähle mir deine Unglücksfälle; sage mir, aus welchem Lande und von welchem Stande du bist. Vielleicht kann ich dir einen guten Rat geben, wenn ich von allen Umständen deines Mißgeschicks unterrichtet bin. Du härmst dich ab und bedenkst nicht, daß es auch gegen die verzweifeltsten Übel noch Mittel gibt.“

Der Wundarzt sprach so eindringlich, daß die Prinzessin sich überreden ließ, ihm ihre ganze Geschichte zu erzählen. Als sie damit zu Ende war, sprach er zu ihr: „Herrin, da sich die Sache so verhält, so erlaube mir, dir vorzustellen, daß du dich deinem Kummer nicht hingeben solltest; waffne dich vielmehr mit Standhaftigkeit und tue, was der Name und die Pflicht einer Gattin von dir fordern. Räche deinen Gemahl; ich will, wenn du es wünschest, dein Begleiter sein. Laß uns an den Hof des Königs von Harran gehen, er ist ein guter

und sehr gerechter Fürst. Du darfst ihm nur mit lebhaften Farben die Behandlung schildern, die der Prinz Codadad von seinen Brüdern erfahren hat, und ich bin überzeugt, daß er dir Gerechtigkeit verschaffen wird.“ — „Du hast recht“, antwortete die Prinzessin. „Ja, es ist meine Pflicht, Codadad zu rächen, und da du so gefällig und großmütig bist, mich begleiten zu wollen, so bin ich bereit, mit dir zu gehen.“ Sobald sie diesen Entschluß gefaßt hatte, ließ der Wundarzt zwei Kamele bereithalten, welche die Prinzessin und er bestiegen, um sich dann nach der Stadt Harran zu begeben.

Sie stiegen in der ersten besten Karawanserei ab und fragten den Wirt, was es Neues am Hofe gebe. „Er ist“, antwortete dieser, „gegenwärtig in großer Unruhe. Der König hatte einen Sohn, der sich bei ihm sehr lange als Unbekannter aufgehalten hat, und man weiß nicht, was aus diesem jungen Prinzen geworden ist. Eine der Frauen des Königs, namens Piruza, ist seine Mutter, und sie hat schon tausend vergebliche Nachforschungen anstellen lassen. Alle Welt bedauert den Verlust dieses Prinzen, denn er war ein vorzüglicher junger Mann. Der König hat noch andere Söhne; aber unter diesen ist kein einziger, der ihn vermöge seiner Tugenden über Codadads Tod zu trösten vermöchte. Ich sage über seinen Tod, denn es ist unmöglich, daß er noch lebt, wenigstens hat man ihn trotz aller Nachforschungen nicht finden können.“

Auf diesen Bericht des Wirtes hin meinte der Wundarzt, die Prinzessin von Deryabar könne nichts Besseres tun, als hinzugehen und sich der Frau Piruza vorzustellen. Dieser Schritt war aber nicht ohne Gefahr und erforderte große Vorsicht. Es war zu fürchten, daß die Söhne des Königs von Harran die Ankunft und Absicht ihrer Schwägerin erfahren und sie auf die Seite schaffen könnten, bevor sie Gelegenheit hätte, mit Codadads Mutter zu sprechen. Der Wund-

arzt sann hin und her und bedachte auch seine eigene Gefahr dabei. Er wollte daher behutsam bei der Sache zu Werke gehen und bat die Prinzessin, in der Karawanserei zu bleiben, während er selbst nach dem Palaste ging, um zu erkunden, auf welche Art er sie sicher zu Piruza bringen könnte.

Er ging also in die Stadt und näherte sich dem Palaste, wie einer, den bloß die Neugier, den Hof zu sehen, dahin zieht, als er eine Frau auf einem reich geschmückten Mantliere erblickte; sie war von mehreren Mägdelein, ebenfalls auf Mantliern, ferner von einer starken Abtheilung Soldaten und einer Menge schwarzer Sklaven begleitet.

Alle Leute stellten sich in Reihen, um sie vorbeiziehen zu sehen, und begrüßten sie, mit dem Gesicht auf den Boden fallend. Der Wundarzt begrüßte sie ebenso und fragte einen neben ihm stehenden Kalender, ob dies eine von den Frauen des Königs sei. „Ja, mein Bruder“, antwortete der Kalender, „es ist eine von seinen Frauen und zwar diejenige, die das Volk am meisten ehrt und liebt, weil sie die Mutter des Prinzen Godadad ist, von dem du gewiß schon gehört hast.“

Mehr wollte der Wundarzt nicht hören; er folgte der Frau Piruza bis in eine Moschee, welche sie betrat, um Almosen zu verteilen und dem öffentlichen Gebet beizuwohnen, das der König für Godadads Rückkehr verrichten ließ. Das Volk, welches an dem Schicksale dieses jungen Prinzen außerordentlich viel Anteil nahm, lief scharenweise herbei, um sein Gebet mit dem der Priester zu vereinigen, und die Moschee war voll Menschen. Der Wundarzt bahnte sich einen Weg durchs Gedränge und gelangte bis zu Piruzas Wachen. Er hörte alle Gebete mit an, und als die Prinzessin wieder hinansging, näherte er sich einem Sklaven und flüsterte ihm ins Ohr: „Bruder, ich habe der Prinzessin ein wichtiges Geheimnis zu entdecken: könnte ich nicht durch

deine Vermittlung in ihr Zimmer geführt werden?" — „Wenn dieses Geheimnis“, antwortete der Sklave, „den Prinzen Codadad betrifft, so kann ich dir noch heute die gewünschte Audienz versprechen; wo nicht, so hoffst du vergeblich, der Prinzessin vorgestellt zu werden, denn sie ist einzig und allein mit ihrem Sohne beschäftigt und will von nichts anderem hören.“ — „Eben nur von diesem geliebten Sohne will ich mit ihr sprechen“, sagte der Wundarzt. — „In diesem Falle“, versetzte der Sklave, „darfst du uns nur nach dem Palaste folgen und du wirst bald mit ihr sprechen können.“

Es war dem wirklich so. Piruza war kaum auf ihr Zimmer zurückgekehrt, als ihr der Sklave meldete, ein unbekannter Mann habe ihr etwas Wichtiges mitzuteilen, was den Prinzen Codadad betreffe. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als Piruza eine lebhafte Ungeduld an den Tag legte, den Unbekannten zu sehen. Der Sklave ließ ihn sogleich ins Gemach der Prinzessin treten, die alle ihre Frauen wegschickte, mit Ausnahme von zweien, vor denen sie kein Geheimnis hatte. Sobald sie den Wundarzt ansichtig wurde, fragte sie ihn hastig, welche Nachricht er ihr von Codadad zu bringen habe. „Herrin“, antwortete dieser, nachdem er sich mit dem Gesicht auf den Boden geworfen hatte, „ich habe dir eine lange Geschichte zu erzählen und Dinge, worüber du dich ohne Zweifel verwundern wirst.“ Hierauf erzählte er ihr umständlich alles, was zwischen Codadad und seinen Brüdern vorgefallen war. Sie hörte ihn mit gieriger Aufmerksamkeit an; als er aber auf den Meuchelmord zu sprechen kam, fiel die zärtliche Mutter, gleich als würde sie von denselben Stichen durchbohrt wie ihr Sohn, ohnmächtig auf ein Sofa. Die beiden Frauen kamen ihr schnell zu Hilfe und brachten sie wieder zur Besinnung. Der Wundarzt fuhr nun in seinem Berichte fort, und als er geendigt hatte, sagte die Prinzessin zu ihm: „Gehe schnell zur Prinzessin von

Dernabar zurück und verkündige ihr in meinem Namen, daß der König sie alsbald als Schwiegertochter anerkennen wird; was aber dich betrifft, so sei überzeugt, deine Dienste werden dir gut belohnt werden."

Als der Wundarzt sich entfernt hatte, blieb Piruza auf dem Sofa in einem Zustand der Traurigkeit, den man sich wohl denken kann. Durchdrungen von der Erinnerung an Godadad rief sie aus: „O mein Sohn, so bin ich denn auf immer deines Anblicks beraubt! Als ich dich aus Samarien ziehen ließ, um an diesen Hof zu reisen, als du mir Leberwohl sagtest, ach! da ahnte ich nicht, daß ein grauenvoller Tod fern von mir deiner harrete. O unglücklicher Godadad, warum hast du mich verlassen? Du hättest dir freilich nicht so hohen Ruhm erworben, aber du lebstest noch und würdest deiner Mutter nicht so viele Tränen kosten." Bei diesen Worten weinte sie bitterlich, und ihre beiden Vertrauten, gerührt von ihrem Schmerz, vermischten ihre Tränen mit den Tränen ihrer Gebieterin.

Während sie so alle drei in maßloser Betrübniß saßen, trat der König ins Zimmer, und als er sie in diesem Zustande erblickte, fragte er Piruza, ob sie vielleicht traurige Nachrichten von Godadad erhalten habe. „Ach, Herr", sagte sie, „es ist um ihn geschehen: mein Sohn ist tot, und um das Maß meines Kammers voll zu machen, kann ich ihm nicht einmal die Ehre des Begräbnisses erweisen, denn allem Anschein nach haben ihn wilde Tiere gefressen." Hierauf erzählte sie ihm, was sie von dem Wundarzt gehört hatte, und ließ sich namentlich über die grausame Art aus, wie Godadad von seinen Brüdern ermordet worden war.

Der König ließ Piruza nicht Zeit, ihre Erzählung zu vollenden; er fühlte sich von Zorn entbrannt und sagte in seiner Entrüstung zu ihr: „Geliebtes Weib, die Schurken, die deine Tränen fließen machen



und ihrem Vater einen tödlichen Schmerz bereiten, sollen ihre gerechte Strafe erleiden." So sprechend begab sich der König mit wutfunkelnden Augen in den Audienzsaal, wo alle seine Höflinge und diejenigen von seinen Untertanen, die ihn nun etwas bitten wollten, versammelt waren. Alle erkannten, als sie die Wut auf seinem Gesichte sahen; schon fürchteten sie, er möchte über sein Volk erbozt sein, und ihre Herzen erstarrten vor Schreck. Er bestieg den Thron, hieß den Großwesir nahen und sagte zu ihm: „Hassan, ich habe dir einen Befehl zu geben. Geh auf der Stelle hin, nimm tausend Mann von meiner Leibwache und verhafte alle Prinzen, meine Söhne. Sperre sie in den Turm der Muechelmörder und vollziehe dies sogleich.“ Bei diesem außerordentlichen Befehl erbehten alle Anwesenden; der Großwesir legte, ohne ein einziges Wort zu sprechen, die Hand auf seinen Kopf, um zu zeigen, daß er bereit sei, zu gehorchen, und verließ den Saal, um einen Befehl zu vollziehen, der ihn so sehr überraschte. Indes schickte der König alle Personen, die Audienz bei ihm verlangten, zurück und erklärte, er wolle binnen Monatsfrist von keinem Geschäfte mehr hören. Er war noch im Saale, als der Wesir zurückkam. „Nun, Wesir“, sagte er zu ihm, „sind alle meine Söhne im Turm?“ — „Ja, Herr“, antwortete der Minister, „dein Befehl ist erfüllt.“ — „Ich habe dir noch einen anderen zu geben“, sagte der König. Mit diesen Worten verließ er den Audienzsaal und kehrte in Piruzas Zimmer zurück, wohin der Wesir ihm folgte. Er fragte die Fürstin, wo die Witwe Godadads wohne. Piruzas Frauen sagten es ihm, denn der Wundarzt hatte es in seinem Berichte nicht vergessen. Sofort wandte sich der König zu seinem Minister und sprach: „Geh in diese Karawanserei und führe eine junge Prinzessin, die daselbst wohnt, hierher. Behandle sie aber mit aller Ehrfurcht, die einer Frau von ihrem Range gebührt.“

Der Wesir vollzog auch diesen Befehl sogleich. Er stieg samt allen Emiren und den übrigen Hofleuten zu Pferde, begab sich nach der Karawanjerei, wo die Prinzessin von Deryabar war, eröffnete ihr seinen Auftrag und ließ ihr auf Befehl des Königs ein schönes weißes Maultier vorführen, dessen Sattel und Zaum von Gold und mit Rubinen und Smaragden besät war. Sie bestieg es und ritt mitten unter diesen Herren nach dem Palaste. Der Wundarzt begleitete sie ebenfalls auf einem schönen tatarischen Rosse, das der Wesir ihm hatte geben lassen. Alles Volk stand an den Fenstern oder auf den Gassen, um den prächtigen Zug vorbeikommen zu sehen, und als bekannt wurde, daß die Prinzessin, die man so feierlich nach Hofe geleitete, die Gemahlin Codadads war, so entstand ein allgemeiner Jubel. Die Luft erscholl von tausendfältigem Freudengeschrei, das sich ohne Zweifel in Wehklagen verwandelt hätte, wenn das traurige Schicksal dieses Prinzen bekannt gewesen wäre; so sehr war er bei aller Welt beliebt.

Die Prinzessin von Deryabar traf den König an der Pforte des Palastes, wo er sie erwartete und empfing. Er nahm sie bei der Hand und führte sie in Piruzas Gemach, woselbst ein höchst rührender Auftritt stattfand. Die Gemahlin Codadads fühlte sich beim Anblick des Vaters und der Mutter ihres Vaters aufs neue vom ganzen Gewicht ihres Kammers darniedergedrückt, so wie der Vater und die Mutter die Gemahlin ihres Sohnes nicht ohne gewaltige innere Bewegung ansehen konnten. Sie warf sich zu den Füßen des Königs, badete sie mit ihren Tränen und konnte vor Kummer und Herzeleid kein Wort hervorbringen. Nicht minder beklagenswert war Piruzas Zustand; ihr Unglück schien ihr das Herz abzudrücken, und der König, der diesem rührenden Anblick nicht widerstehen konnte, überließ sich seiner eigenen Trostlosigkeit. So vermischten diese drei Per-

sonen ihre Seufzer und Tränen und beobachteten eine Zeitlang das Stillschweigen tiefen Seelenleids. Endlich erholte sich die Prinzessin von Deryabar und erzählte das Abenteuer im Schlosse und das Unglück Godadads. Schließlich bat sie um Gerechtigkeit für den Mordmord des Prinzen. „Ja, meine Tochter“, sagte der König, „die Undankbaren sollen sterben; zuvor aber muß ich Godadads Tod öffentlich bekanntmachen lassen, damit die Hinrichtung seiner Brüder keinen Aufruhr im Volk erweckt. Übrigens wollen wir, obgleich wir den Leichnam meines Sohnes nicht haben, dennoch nicht unterlassen, ihm die letzte Ehre zu erweisen.“ Nach diesen Worten wandte er sich an seinen Wesir und befahl ihm, auf der schönen Ebene, in deren Mitte die Stadt Harran liegt, ein Grabmal mit einer Kuppel von weißem Marmor erbauen zu lassen; inzwischen aber wies er der Prinzessin von Deryabar, die er als Schwiegertochter anerkannte, eine prächtige Wohnung in seinem Palaste an.

Hassan ließ mit solcher Emsigkeit arbeiten und verwendete so viele Handwerksleute dazu, daß das Kuppelgebäude in wenigen Tagen vollendet war. Unter der Kuppel wurde ein Grabmal errichtet und auf dasselbe Godadads Bildsäule gestellt. Sobald das Werk fertig war, befahl der König, Gebete anzustellen, und setzte einen Tag zur Todesfeier seines Sohnes fest.

Nachdem dieser Tag mit der größten Feierlichkeit begangen war, wurden am andern Tage in den Moscheen öffentliche Gebete gehalten und dies acht Tage hintereinander fortgesetzt. Den neunten beschloß der König, die Prinzen, seine Söhne, enthaupten zu lassen. Das ganze Volk war empört über die Missethat an Godadad und schien ihrer Hinrichtung mit Ungeduld entgegenzusehen. Da kam plötzlich die Nachricht, daß die benachbarten Fürsten, die den König von Harran schon früher bekriegt hatten, mit zahlreicheren Heeren als

das erstemal heranrückten und nicht mehr weit von der Stadt entfernt wären. Diese Nachricht verbreitete allgemeine Bestürzung und gab neuen Anlaß, Codadad zu beklagen, der sich in dem früheren Kriege gegen eben diese Feinde so herrlich hervorgetan hatte. „Ach!“ sagten die Leute, „wenn der hochherzige Codadad noch lebte, so würden wir uns wenig um diese Fürsten bekümmern, die uns überfallen.“ Der König aber gab sich nicht feiger Furcht hin; er hob schleunigst Mannschaften aus, brachte ein ansehnliches Kriegsheer zusammen, und zu mutig, um sich von den Feinden in seinen Mauern aufsuchen zu lassen, zog er ihnen entgegen. Die Feinde ihrerseits, als sie von ihren Kundschaftern vernommen, daß der König von Harran heranrückte, um mit ihnen zu streiten, machten auf einer Ebene halt und stellten ihr Heer in Schlachtordnung.

Sobald der König sie erblickte, ordnete er seine Truppen ebenfalls zum Kampf, ließ zum Angriff blasen und griff mit ungemeiner Tapferkeit die Feinde an. Sie leisteten hartnäckigen Widerstand; von beiden Seiten wurde viel Blut vergossen und der Sieg blieb lange schwankend. Endlich aber wollte er sich schon für die Feinde des Königs von Harran erklären, die an Anzahl überlegen waren und ihn umzingelten, als man plötzlich auf der Ebene eine große Schar Reiter in schönster Ordnung auf das Schlachtfeld dahersprengen sah. Der Anblick dieser neuen Streiter machte beide Teile stutzig, und sie wußten nicht, was sie davon denken sollten. Doch blieben sie nicht lange in dieser Ungewißheit, denn die Reiter faßten die Feinde des Königs von Harran in der Seite und drangen mit solcher Wut auf sie ein, daß sie sie bald in Unordnung brachten und in die Flucht schlugen. Damit noch nicht zufrieden, verfolgten sie die Fliehenden lebhaft und machten fast alle nieder.

Der König von Harran hatte mit großer Aufmerksamkeit den ganzen

Vorgang beobachtet und die Kühnheit dieser Reiter bewundert, deren unversehene Hilfe den Sieg zu seinen Gunsten entschieden. Ganz besonderes Wohlgefallen hatte er an ihrem Anführer gefunden, den er mit löwenmüthiger Tapferkeit fechten sah. Er wünschte sehr, den Namen dieses edlen Helden zu erfahren, und voll Ungeduld, ihn zu sehen und ihm zu danken, ritt er auf ihn zu; dieser aber eilte, ihm zuvorzukommen. Die beiden Fürsten begegneten sich, und der König von Harran erkannte seinen Sohn Godadad in dem tapferen Krieger, der ihm zu Hilfe gekommen oder vielmehr seine Feinde geschlagen hatte. Er blieb lange Zeit sprachlos vor Überraschung und Freude. „Herr“, sagte Godadad, „du bist ohne Zweifel erstaunt, auf einmal wieder einen Menschen erscheinen zu sehen, den du vielleicht tot glaubtest: ich wäre es auch, wenn mich der Himmel nicht erhalten hätte, um dir gegen deine Feinde zu dienen.“ — „Ach, mein Sohn!“ rief der König, „ist's möglich, daß du mir wieder geschenkt bist! Ach, ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben.“ So sprechend streckte er seine Arme gegen den jungen Prinzen aus und drückte ihn voll Zärtlichkeit an seine Brust.

„Ich weiß alles, mein Sohn“, hub der König an, nachdem er ihn lange in seinen Armen gehalten hatte; „ich weiß, wie deine Brüder dir für ihre Befreiung aus der Hand des Schwarzen lohneten; aber du sollst morgen gerächt werden. Laß uns jetzt nach dem Palaste gehen! Deine Mutter, die viele Tränen um dich vergossen hat, erwartet mich, um sich mit mir über die Niederlage unserer Feinde zu freuen. Wie groß wird ihr Entzücken sein, wenn sie erfährt, daß mein Sieg dein Werk ist!“ — „Herr“, antwortete Godadad, „erlaube mir, dich zu fragen, wie du das Abenteuer im Schlosse erfahren konntest; sollte es vielleicht einer meiner Brüder, durch Gewissensbisse gepeinigt, gestanden haben?“ — „Nein“, erwiderte der König, „die

Prinzessin von Deryabar hat uns von allem unterrichtet; sie weilte in meinem Palaste, wohin sie gekommen ist, um Rache für den Frevel deiner Brüder zu fordern." Codadad war außer sich vor Freude, daß die Prinzessin, seine Gemahlin, am Hofe war. Entzückt rief er aus: „Laß uns eilen, Herr, zu meiner Mutter, die uns erwartet; ich brenne vor Ungeduld, ihre Tränen und die der Prinzessin Deryabar zu trocknen.“ Der König kehrte alsbald mit seinem Heere in die Stadt zurück und verabschiedete es. Er zog siegreich in seinem Palast ein unter dem Zujuchzen des Volkes, das ihm scharenweise folgte, indem es den Himmel um Verlängerung seiner Jahre anrief und den Namen Codadads bis zu den Sternen erhob. Die beiden Fürsten trafen Piruza und ihre Schwiegertochter beisammen, die den König erwarteten, um ihm Glück zu wünschen; aber wer vermöchte das freudige Entzücken der beiden Frauen zu beschreiben, als sie den jungen Prinzen an seiner Seite erblickten! Bei diesen Umarmungen flossen ganz andere Tränen, als sie bisher um ihn vergossen hatten. Nachdem die vier Glücklichen sich einigermaßen erholt hatten, fragte man Piruzas Sohn, durch welches Wunder er noch am Leben sei. Er antwortete, ein Bauer auf einem Maulesel sei zufällig in das Zelt gekommen, worin er ohnmächtig gelegen, und als er ihn allein, verwundet und von Stichen durchbohrt gesehen, habe er ihn auf sein Tier gelegt und in sein Haus gebracht; dort habe er ihm gewisse Kräuter auf seine Wunden gelegt, wodurch sie in wenigen Tagen geheilt worden seien. „Als ich mich wieder hergestellt fühlte“, fügte er hinzu, „danke ich dem Bauer und gab ihm alle Diamanten, die ich bei mir hatte. Hierauf näherte ich mich der Stadt Harran; da ich aber unterwegs erfuhr, daß einige benachbarte Fürsten Truppen gesammelt hatten, um den König zu überfallen, so gab ich mich in den Dörfern umher zu erkennen und ermunterte den Eifer des Vol-



kes, sich zur Verteidigung zu erheben. Ich bewaffnete eine große Anzahl junger Leute, stellte mich an ihre Spitze und langte in dem Augenblick an, als die beiden Heere handgemein waren."

Als er seine Erzählung geendigt hatte, sprach der König: „Laßt uns Gott danken, daß er Codadad erhalten hat. Die Schurken aber, die ihn töten wollten, müssen noch heute sterben.“ — „Herr“, entgegnete der edelmütige Sohn Piruzas, „so undankbar und boshaft sie auch sein mögen, so bedenke doch, daß sie auch deine Kinder sind. Und es sind meine Brüder, ich verzeihe ihnen ihr Verbrechen und bitte dich um Gnade für sie.“ Diese edlen Gefinnungen entlockten dem König Tränen; er ließ sein Volk zusammentrufen und erklärte Codadad für seinen Thronerben. Hierauf ließ er die gefangenen Prinzen in ihren schweren Ketten vorführen. Piruzas Sohn nahm ihnen ihre Fesseln ab und umarmte sie einen nach dem andern ebenso herzlich, wie er es im Schloßhofs des Schwarzen getan hatte. Das Volk war entzückt über Codadads Edelmut und gab ihm auf tausenderlei Arten seinen Beifall zu erkennen. Schließlich wurde auch der Wundarzt mit Gnadenbezeugungen überschüttet, zur Anerkennung der Dienste, die er der Prinzessin von Dervabar geleistet hatte.



# Aladdin

## oder die Wunderlampe



**I**n einer sehr reichen und großen Stadt Chinas lebte ein Schneider, namens Mustafa. Dieser Mustafa war sehr arm, und seine Arbeit warf ihm kaum so viel ab, daß er, seine Frau und ein Sohn, den Gott ihnen geschenkt hatte, davon leben konnten.

Die Erziehung dieses Sohnes, welcher Aladdin<sup>1</sup> hieß, war sehr vernachlässigt worden, so daß er allerhand böse Eigenschaften angenommen hatte. Er war boshaft, halsstarrig und ungehorsam gegen Vater und Mutter. Kaum war er ein wenig herangewachsen, so

---

<sup>1</sup> Im Arabischen Adel der Religion.





kounten ihn seine Eltern nicht mehr im Hause zurückhalten. Er ging schon am frühen Morgen aus und tat den ganzen Tag nichts, als auf den Straßen und öffentlichen Plätzen mit kleinen Tagdieben spielen, die jünger waren als er.

Als er in die Jahre gekommen war, wo er ein Handwerk erlernen sollte, nahm ihn sein Vater in seine Bude und fing an, ihn in der Handhabung der Nadel zu unterrichten. Allein weder gute Worte noch Drohungen des Vaters vermochten den flatterhaften Sinn des Sohnes zu fesseln. Er konnte es nicht dahin bringen, daß er seine Gedanken beisammenhielt und emsig und anhaltend bei der Arbeit blieb, wie er es wünschte. Kaum hatte Mustafa ihm den Rücken gekehrt, so entwichte Aladdin und ließ sich den ganzen Tag nicht wieder sehen. Der Vater züchtigte ihn, aber Aladdin war unverbesserlich, und Mustafa mußte ihn mit großem Bedauern zuletzt seinem Müßiggange überlassen. Dies verursachte ihm großes Herzeleid, und der Kummer darüber, daß er seinen Sohn nicht zur Pflicht zurückrufen konnte, zog ihm eine hartnäckige Krankheit zu, an der er nach einigen Monaten starb.

Da Aladdins Mutter sah, daß ihr Sohn keine Miene machte, das Gewerbe des Vaters zu erlernen, so schloß sie die Bude und machte das ganze Handwerkszeug zu Geld, um sowohl davon, als von dem wenigen, was sie mit Baumwollerspinnen erwarb, mit ihrem Sohne leben zu können.

Aladdin, der jetzt nicht mehr durch die Furcht vor seinem Vater in Schranken gehalten wurde, bekümmerte sich so wenig um seine Mutter, daß er sogar die Frechheit hatte, ihr bei den geringsten Vorstellungen zu drohen, und er wurde immer liederlicher. Diesen Lebenswandel setzte er bis in sein fünfzehntes Jahr fort, ohne für irgend etwas anderes Sinn zu haben und ohne zu bedenken, was dereinst aus ihm werden sollte.

Eines Tages, als er nach seiner Gewohnheit mit einem Haufen Gassenjungen auf einem freien Platze spielte, ging ein Fremder vorüber, der stehenblieb und ihn ansah. Dieser Fremde war ein berühmter Zauberer, und die Geschichtschreiber, welche uns diese Erzählung aufbewahrt haben, nennen ihn den afrikanischen Zauberer.

Sei es nun, daß dieser Zauberer, der sich auf Gesichter verstand, in Aladdins Gesicht alles bemerkte, was zur Ausführung des Planes, der ihn hierher geführt, notwendig war, oder mochte er einen anderen Grund haben: genug, er erkundigte sich, ohne daß es jemand auffiel, nach seiner Familie, seinem Stand und seinen Neigungen. Als er von allem, was er wünschte, gehörig unterrichtet war, ging er auf den jungen Menschen zu, nahm ihn einige Schritte von seinen Kameraden beiseite und fragte ihn: „Mein Sohn, ist dein Vater nicht der Schneider Mustafa?“ — „Ja, lieber Herr“, antwortete Aladdin, „aber er ist schon lange tot.“

Bei diesen Worten fiel der afrikanische Zauberer Aladdin um den Hals, umarmte ihn und küßte ihn zu wiederholten Malen mit Tränen in den Augen und seufzend. Aladdin bemerkte diese Tränen und fragte, warum er weine. „Ach, mein Sohn!“ rief der afrikanische Zauberer, „wie könnte ich mich da enthalten! Ich bin dein Oheim, und dein Vater war mein geliebter Bruder. Schon mehrere Jahre bin ich auf der Reise und in dem Augenblick, da ich hier anlange, voll Hoffnung ihn wiederzusehen und durch meine Rückkehr zu erfreuen, sagst du mir, daß er tot ist! Ich versichere dir, daß es mich empfindlich schmerzt, mich des Trostes beraubt zu sehen, den ich erwartete. Was meine Betrübniß allein ein wenig mildern kann, ist, daß ich, sofern ich mich recht erinnere, seine Züge auf deinem Gesichte wiederfinde, und ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe, als ich mich an dich wandte.“

Er fragte hierauf Aladdin, indem er seinen Beutel herauszog, wo seine



Mutter wohne. Aladdin erteilte ihm sogleich Auskunft, und der afrikanische Zauberer gab ihm im Augenblick eine Handvoll kleines Geld mit den Worten: „Mein Sohn, gehe schnell zu deiner Mutter, grüße sie von mir und sage ihr, daß ich, wofern es meine Zeit erlaubt, sie morgen besuchen werde, um mir den Trost zu verschaffen, den Ort zu sehen, wo mein lieber Bruder so lange gelebt und seine Tage beschloffen hat.“

Sobald der afrikanische Zauberer den Neffen, den er sich soeben selbst geschaffen, verlassen hatte, lief Aladdin voll Freude über das Geld, das sein Oheim ihm geschenkt, zu seiner Mutter. „Mütterchen“, sagte er gleich beim Eintreten, „ich bitte dich, sage mir, ob ich einen Oheim habe?“ — „Nein, mein Sohn“, antwortete die Mutter, „du hast keinen Oheim, weder von seiten deines seligen Vaters, noch von der meinigen.“ — „Und doch“, fuhr Aladdin fort, „habe ich soeben einen Mann gesehen, der sich für meinen Oheim von väterlicher Seite ansagte und versicherte, daß er der Bruder meines Vaters sei. Er hat sogar geweint und mich umarmt, als ich ihm sagte, daß mein Vater tot wäre. Zum Beweis, daß ich die Wahrheit sage“, fügte er hinzu, indem er das empfangene Geld zeigte, „sieh einmal, was er mir geschenkt hat. Er hat mir überdies aufgegeben, dich in seinem Namen zu grüßen und dir zu sagen, daß er, wenn er Zeit hat, morgen dir seine Aufwartung machen wird, um das Haus zu sehen, wo mein Vater gelebt hat und wo er gestorben ist.“

„Mein Sohn“, antwortete die Mutter, „es ist wahr, dein Vater hatte einen Bruder; aber er ist schon lange tot, und ich habe nie gehört, daß er noch einen anderen hätte.“

Damit wurde das Gespräch über den afrikanischen Zauberer abgebrochen.

Den anderen Tag näherte sich dieser zum zweiten Male Aladdin, als

er auf einem anderen Platze in der Stadt mit anderen Kindern spielte. Er umarmte ihn, wie tags zuvor, und drückte ihm zwei Goldstücke in die Hand, mit den Worten: „Mein Sohn, bring' dies deiner Mutter, sage ihr, ich werde sie auf den Abend besuchen und sie möge dafür etwas zum Nachteffen kaufen, damit wir zusammen speisen können. Zuvor aber sage mir, wie ich das Haus finden kann.“ Aladdin bezeichnete es ihm, und der afrikanische Zauberer ließ ihn gehen.

Aladdin brachte die zwei Goldstücke seiner Mutter und sagte ihr, was sein Oheim zu tun willens sei. Sie ging, um das Geld zu verwenden, kam mit gutem Mundvorrat zurück und da es ihr an einem großen Teil der nötigen Tischgeräthschaften fehlte, so entlehnte sie dieselben von ihren Nachbarinnen. Sie brachte den ganzen Tag mit Vorbereitungen zu dem Mahle zu und abends, als alles fertig war, sagte sie zu Aladdin: „Mein Sohn, dein Oheim weiß vielleicht unser Haus nicht, gehe ihm entgegen und führe ihn hierher, wenn du ihn siehst.“

Ob schon Aladdin dem afrikanischen Zauberer das Haus bezeichnet hatte, so wollte er sich dennoch eben entfernen, als man an die Türe klopfte. Aladdin öffnete und erkannte den Afrikaner, der mit mehreren Weinflaschen und Früchten von allerlei Gattungen hereintrat. Nachdem der afrikanische Zauberer seinen Beitrag Aladdin eingehändigt hatte, begrüßte er seine Mutter und bat sie, ihm die Stelle auf dem Sofa zu zeigen, wo sein Bruder Mustafa gewöhnlich gesessen sei. Sie zeigte ihm dieselbe. Nun warf er sich sogleich zur Erde, küßte die Stelle mehrere Male und rief mit Tränen in den Augen: „Armer Bruder, wie unglücklich bin ich, daß ich nicht zeitig genug gekommen bin, um dich vor deinem Tode noch einmal zu umarmen!“ So sehr ihn nun auch Aladdins Mutter bat, so wollte er sich doch nicht auf diesen Platz setzen. „Nein“, sagte er, „ich werde mich wohl hüten, aber erlaube, daß ich mich gegenüber setze, damit ich, wenn mir auch das Ver-

gnügen versagt ist, ihn persönlich als Vater einer mir so theuren Familie zu sehen, mir wenigstens einbilden kann, er sitze noch dort." Aladdins Mutter drang nun nicht weiter in ihn und ließ ihn Platz nehmen, wo er Lust hatte.

Als der afrikanische Zauberer sich da gesetzt hatte, wo es ihm am besten behagte, fing er ein Gespräch mit Aladdins Mutter an: „Meine liebe Schwester“, sagte er zu ihr, „wundere dich nicht, daß du während der ganzen Zeit, da du mit meinem Bruder Mustafa, seligen Angedenkens, verheiratet warst, mich nie gesehen hast. Es sind schon vierzig Jahre, daß ich dieses Land, das sowohl meine, als meines seligen Bruders Heimat ist, verlassen habe. Seitdem habe ich Reisen nach Indien, Persien, Arabien, Syrien und Aegypten gemacht, mich in den schönsten Städten dieser Länder aufgehalten und bin dann nach Afrika gegangen, wo ich einen längeren Aufenthalt nahm. Da es indes dem Menschen angeboren ist, sein Heimatland, sowie seine Eltern und Jugendgespielen, auch in der weitesten Ferne nie aus dem Gedächtnis zu verlieren, so hat auch mich ein so gewaltiges Verlangen ergriffen, mein Vaterland wiederzusehen und meinen geliebten Bruder zu umarmen, jetzt, da ich noch Kraft und Mut zu einer so langen Reise in mir fühle, daß ich ohne weiteren Aufschub meine Vorbereitungen traf und mich auf den Weg machte. Ich sage dir nichts von der Länge der Zeit, die ich dazu brauchte, noch von den Hindernissen, die mir aufstießen, noch von all den Beschwerden und Mühsalen, die ich überstehen mußte, um hierher zu kommen. Ich sage dir bloß, daß mich auf allen meinen Reisen nichts so tief geschmerzt hat, als die Nachricht von dem Tode eines Bruders, den ich immer mit echt brüderlicher Freundschaft geliebt hatte. Ich bemerkte einige Züge von ihm auf dem Gesicht meines Neffen, deines Sohnes, und dies machte, daß ich ihn ans all den übrigen Kindern, bei denen er war, heraus-

fand. Er hat dir vielleicht erzählt, wie sehr die traurige Nachricht vom Tode meines Bruders mich ergriff. Indes, was Gott tut, das ist wohlgetan; ich tröste mich, ihn in seinem Sohne wiederzufinden, der so auffallende Ähnlichkeit mit ihm hat."

Als der afrikanische Zauberer sah, daß Aladdins Mutter bei der Erinnerung an ihren Mann gerührt wurde und aufs neue in Schmerz versank, so brach er das Gespräch ab, wandte sich zu Aladdin und fragte ihn um seinen Namen. — „Ich heiße Aladdin“, antwortete dieser. — „Nun gut, Aladdin“, fuhr der Zauberer fort, „mit was beschäftigst du dich? Verstehst du auch ein Gewerbe?“

Bei dieser Frage schlug Aladdin die Augen nieder und geriet in Verlegenheit. Seine Mutter aber nahm das Wort und sagte: „Aladdin ist ein Taugenichts. Sein Vater hat, solange er lebte, alles mögliche getan, um ihn sein Gewerbe zu lehren; allein er konnte seinen Zweck nicht erreichen, und seit er tot ist, streicht er, trotz meinen täglichen Ermahnungen, die ganze Zeit auf den Straßen herum und spielt mit Kindern, wie du gesehen hast, ohne zu bedenken, daß er kein Kind mehr ist; wenn du ihn deshalb nicht beschämst und er sich diese Ermahnung nicht zunutze macht, so gebe ich alle Hoffnung auf, daß jemals etwas aus ihm wird. Er weiß, daß sein Vater kein Vermögen hinterlassen hat, und sieht selbst, daß ich mit meinem Baumwollspinnen den ganzen Tag über kaum das Brot für uns beide verdienen kann. Ich bin entschlossen, ihm nächster Tage einmal die Türe zu verschließen und ihn fortzuschicken, daß er sich seine Unterkunft anderswo suchen kann.“

Als Aladdins Mutter unter vielen Tränen so gesprochen hatte, sagte der afrikanische Zauberer zu dem Jungen: „Das ist nicht gut, mein Nefte; du mußt darauf denken, dir selbst fortzuhelfen und deinen Lebensunterhalt zu verschaffen. Es gibt ja so viele Gewerbe in der









Welt; besinne dich einmal, ob nicht eines darunter ist, zu dem du mehr Neigung hast, als zu den anderen. Vielleicht gefällt dir bloß das deines Vaters nicht und du würdest dich besser zu einem anderen anschicken; verhehle mir deine Gesinnung hierüber nicht, ich will ja bloß dein Bestes." Als er sah, daß Aladdin nichts antwortete, fuhr er fort: „Ist es dir überhaupt zuwider, ein Handwerk zu erlernen, und willst du ein angesehenener Mann werden, so will ich für dich eine Bude mit kostbaren Stoffen und feinen Linnenzeugen einrichten; du kannst dann diese Sachen verkaufen, mit dem Gelde, das du daraus lösest, den Einkauf neuer Waren bestreiten und auf diese Art ein autständiges Unterkommen finden. Frage dich selbst und sage mir offen, was du denkst. Du wirst mich stets bereit finden, mein Versprechen zu halten.“

Dieses Anerbieten schmeichelte Aladdin sehr; ein jedes Handwerk war ihm zuwider, um so mehr, da er bemerkt hatte, daß solche Kaufläden, wovon sein Oheim gesprochen hatte, immer hübsch und stark besucht und die Kaufleute gut gekleidet und sehr geachtet waren. Er erklärte daher dem afrikanischen Zauberer, daß seine Neigung nach dieser Seite mehr hingelerichtet sei, als nach jeder anderen, und daß er ihm zeitlebens für die Wohlthat danken würde, die er ihm erweisen wolle. „Da dieses Gewerbe dir angenehm ist“, erwiderte der afrikanische Zauberer, „so werde ich dich morgen mitnehmen und dich so hübsch und reich kleiden lassen, wie es sich für einen der ersten Kaufleute in dieser Stadt geziemt; übermorgen wollen wir dann darauf denken, einen solchen Laden zu errichten, wie ich im Sinne habe.“

Aladdins Mutter, die bis jetzt nicht geglaubt hatte, daß der afrikanische Zauberer der Bruder ihres Mannes sei, zweifelte nach solchen glänzenden Versprechungen nicht mehr daran. Sie dankte ihm für seine guten Gesinnungen, und nachdem sie Aladdin ermahnt hatte, sich

der Wohlthaten, die sein Oheim ihn hoffen ließ, würdig zu zeigen, trug sie das Abendessen auf. Die Unterhaltung während des ganzen Mahles drehte sich immer um denselben Gegenstand, bis endlich der Zauberer bemerkte, daß die Nacht schon weit vorgerückt war. Er verabschiedete sich von Mutter und Sohn und ging nach Hause.

Am anderen Morgen ermangelte der afrikanische Zauberer nicht, sich versprochenenmaßen bei der Witwe des Schneiders Mustafa wieder einzufinden. Er nahm Aladdin mit sich und führte ihn zu einem bedeutenden Kaufmann, der bloß ganz fertige Kleider von allen möglichen Stoffen und für Leute jedes Alters und Standes verkaufte. Von diesem ließ er sich mehrere zeigen, die für Aladdin paßten, und nachdem er die, die ihm am besten gefielen, ausgesucht und die anderen, die nicht so schön waren als er wünschte, zurückgelegt hatte, sagte er zu Aladdin: „Lieber Nefse, wähle dir unter all diesen Kleidern dasjenige aus, das dir am besten gefällt.“ Aladdin, der über die Freigebigkeit seines neuen Oheims ganz entzückt war, wählte eines, und der Zauberer kaufte es mit allem, was dazu gehörte, gegen bare Bezahlung, ohne zu markten.

Als Aladdin sich von Kopf zu Fuß so prachtvoll gekleidet sah, dankte er seinem Oheim, so sehr man nur danken kann, und der Zauberer versprach ihm, ihn auch ferner nicht zu verlassen, sondern stets bei sich zu behalten. Wirklich führte er ihn in die besuchtesten Gegenden der Stadt, besonders in diejenigen, wo die Läden der reichen Kaufleute standen, und in der Straße, wo die Läden mit den schönsten Stoffen und der feinsten Leinwand sich befanden, sagte er zu Aladdin: „Da du bald auch ein solcher Kaufmann sein wirst, wie diese hier, so ist es gut, wenn du sie besuchst, damit sie dich kennenlernen.“ Er zeigte ihm auch die schönsten und größten Moscheen und führte ihn in den Khan, wo die fremden Kaufleute wohnten, und an alle die-

jenigen Orte im Palaste des Sultans, zu denen man freien Zutritt hatte. Endlich, nachdem sie die schönsten Gegenden der Stadt miteinander durchstreift hatten, kamen sie in den Khan, wo der Zauberer wohnte. Es waren dort einige Kaufleute, deren Bekanntschaft er seit seiner Ankunft gemacht, und die er ausdrücklich eingeladen hatte, um sie gut zu bewirten und ihnen seinen angeblichen Neffen vorzustellen.

Das Gastmahl endigte erst den späten Abend. Aladdin wollte sich von seinem Oheim verabschieden, um nach Hause zurückzukehren; aber der afrikanische Zauberer wollte ihn nicht allein gehen lassen und geleitete ihn selbst zu seiner Mutter zurück. Als diese ihren Sohn in so schönen Kleidern erblickte, war sie außer sich vor Freude und wollte nicht aufhören, Segnungen über das Haupt des Zauberers herabzurufen, der für ihren Sohn so viel Geld ausgegeben. „Großmütiger Schwager“, sagte sie zu ihm, „ich weiß nicht, wie ich dir für deine Freigebigkeit danken soll; aber das weiß ich, daß mein Sohn die Wohltaten, die du ihm erweist, nicht verdient, und er würde derselben ganz unwürdig sein, wenn er nicht erkenntlich wäre und den guten Absichten, die du mit ihm hast, ihm eine so glänzende Einrichtung zu geben, nicht entspräche. Ich für meine Person“, fügte sie hinzu, „danke dir von ganzem Herzen und wünsche dir ein recht langes Leben, um Zeuge von der Dankbarkeit meines Sohnes zu sein, der sie nicht besser an den Tag legen kann, als wenn er sich von deinen guten Ratschlägen leiten läßt.“

„Aladdin ist ein guter Junge“, erwiderte der afrikanische Zauberer; „er hört auf mich und ich glaube, wir können etwas Tüchtiges aus ihm machen. Es tut mir nur leid, daß ich mein Versprechen nicht schon morgen halten kann. Es ist nämlich Freitag, wo alle Läden verschlossen sind und man gar nicht daran denken kann, einen zu mieten

und mit Waren zu versehen; denn die Kaufleute sinnen an diesem Tage nur auf Vergnügungen aller Art. Somit werden wir die Sache auf Samstag verschieben müssen. Übrigens werde ich ihn morgen wieder mitnehmen und in die Gärten spazieren führen, wo sich die schöne Welt gewöhnlich einfindet. Er hat vielleicht noch keinen Begriff von der Welt der Erwachsenen; bisher war er immer nur mit Kindern beisammen, jetzt muß er auch erwachsene Menschen sehen." Der afrikanische Zauberer verabschiedete sich endlich von Mutter und Sohn und ging. Aladdin aber, der schon über seine schönen Kleider höchlich vergnügt war, freute sich jetzt im voraus sehr auf den Spaziergang nach den Umgebungen der Stadt. In der That war er noch nie vor die Tore gekommen und hatte noch nie die Umgebungen gesehen, die über die Mäßen schön und anmutig waren.

Am anderen Morgen stand Aladdin in aller Frühe auf und kleidete sich an, um fertig zu sein, sobald sein Oheim ihn abholen würde. Nachdem er, wie es ihn bedünkte, lange gewartet, öffnete er endlich voll Ungeduld die Türe und ging hinaus, um zu sehen, ob er immer noch nicht käme. Sobald er ihn bemerkte, sagte er es seiner Mutter, nahm Abschied von ihr, verschloß die Türe und eilte ihm entgegen.

Der afrikanische Zauberer bewillkomnte Aladdin aufs freundlichste. „Wohlan, mein lieber Junge“, sagte er mit lächelnder Miene zu ihm, „heute werde ich dir schöne Sachen zeigen.“ Er führte ihn zu einem Thor hinaus, an großen und schönen Häusern oder vielmehr an prächtigen Palästen vorüber, von denen jeder einen sehr schönen Garten hatte, in welchen man frei eintreten durfte. Bei jedem Palaste, an dem sie vorbeikamen, fragte er Aladdin, ob er ihm gefiele, und Aladdin, der ihm gewöhnlich zuvorkam, sagte, sobald er wieder einen andern sah: „Ach! lieber Oheim, dieser ist noch viel schöner als alle bisherigen.“ Indes gingen sie immer weiter, und der listige Zauberer,

der dies nur tat, um den Plan, den er im Kopfe hatte, ausführen zu können, nahm Gelegenheit, in einen dieser Gärten zu treten. Er setzte sich neben ein großes Becken, in welches durch einen bronzenen Löwenrachen kristallhelles Wasser sprudelte, und stellte sich ermüdet, damit Aladdin ebenfalls ausruhen sollte. „Lieber Nefte“, sagte er zu ihm, „du wirst ebenso müde sein wie ich; laß uns hier ein wenig ausruhen, um neue Kräfte zu sammeln; wir werden dann mehr Mut haben, unseren Spaziergang fortzusetzen.“

Als sie sich gesetzt hatten, zog der afrikanische Zauberer aus einem Beutel, der an seinem Gürtel befestigt war, Kuchen und mehrere Arten von Früchten hervor, die er als Mundvorrat mitgenommen hatte, und breitete sie auf dem Rande des Beckens aus. Er theilte einen Kuchen mit Aladdin und in Hinsicht der Früchte ließ er ihn nach Belieben wählen. Während dieses kleinen Mahles ermahnte er seinen angeblichen Nefen, sich von dem Umgange mit Kindern loszumachen, dagegen sich an kluge und verständige Männer anzuschließen, dieselben anzuhören und von ihren Unterhaltungen Nutzen zu ziehen. „Bald“, sagte er zu ihm, „wirst du ein Mann sein wie sie, und du kannst dich nicht früh genug daran gewöhnen, nach ihrem Beispiele verständige Reden zu führen.“ Als sie die kleine Mahlzeit vollendet hatten, standen sie auf und setzten ihren Spaziergang quer durch die Gärten fort, die voneinander bloß durch schmale Gräben getrennt waren, welche die Grenzscheide bildeten, ohne jedoch die Verbindung zu hemmen. Unvermerkt führte der afrikanische Zauberer Aladdin ziemlich weit über die Gärten hinaus und durchwandelte mit ihm die Ebene, die ihn allmählich in die Nähe der Berge leitete.

Aladdin, der in seinem Leben nie einen so weiten Weg gemacht hatte, fühlte sich durch diesen Marsch sehr ermüdet und sagte zu dem afrikanischen Zauberer: „Wohin gehen wir denn, lieber Oheim? Wir

haben die Gärten schon weit hinter uns, und ich sehe nichts mehr als Berge. Wenn wir noch länger so fortgehen, so weiß ich nicht, ob ich noch Kräfte genug haben werde, um in die Stadt zurückzukehren.“ — „Nur den Mut nicht verloren“, antwortete der falsche Dheim; „ich will dir noch einen anderen Garten zeigen, der alle, die du bis jetzt gesehen hast, weit übertrifft; er ist nur ein paar Schritte von da, und wenn wir einmal dort sind, so wirst du selbst sagen, daß es dir sehr leid gewesen wäre, wenn du ihn nicht gesehen hättest, nachdem du einmal so nahe dabei warst.“ Aladdin ließ sich überreden, und der Zauberer führte ihn noch sehr weit, indem er ihn mit verschiedenen anmutigen Geschichten unterhielt, um ihm den Weg weniger langweilig und die Ermüdung erträglicher zu machen.

Endlich gelangten sie zwischen zwei Berge von mittelmäßiger Höhe, die sich ziemlich gleich und nur durch ein sehr schmales Thal getrennt waren. Dies war die merkwürdige Stelle, wohin der afrikanische Zauberer Aladdin hatte bringen wollen, um einen großen Plan mit ihm auszuführen, dem zuliebe er von dem äußersten Ende Afrikas bis nach China gereist war. „Wir sind jetzt an Ort und Stelle“, sagte er zu Aladdin; „ich werde dir hier außerordentliche Dinge zeigen, die allen übrigen Sterblichen unbekannt sind. Wenn du sie gesehen hast, so wirst du mir gewiß Dank dafür wissen, daß ich dich zum Zeugen so vieler Wunderdinge gemacht habe, die außer dir noch niemand gesehen hat. Während ich jetzt mit dem Stahl Feuer schlage, häufe du hier so viel trockenes Reisig zusammen, als du nur aufstreifen kannst, damit wir ein Feuer anmachen.“

Es gab hier so viel Reisig, daß Aladdin bald einen mehr als hinlänglichen Haufen beisammen hatte; der Zauberer machte nun das Feuer an, und in dem Augenblick, wo das Reisig aufloderte, warf er Räucherwerk hinein, das er schon in Bereitschaft hatte. Ein dicker Rauch







stieg empor, den er bald auf diese, bald auf jene Seite wendete, indem er allerlei Zauberworte sprach, von denen Aladdin nichts verstand. In diesem Augenblick erbebte die Erde ein wenig, öffnete sich vor dem Zauberer und Aladdin und ließ einen Stein hervorscheinen, der etwa anderthalb Fuß ins Geviert hatte, ungefähr einen Fuß dick war und wagerecht lag, mit einem in der Mitte versiegelten bronzenen Ringe, um ihn daran heraufzuziehen. Aladdin erschrak über das, was vor seinen Augen vorging, und wollte die Flucht ergreifen. Allein er war zu dieser geheimnisvollen Handlung notwendig, darum hielt ihn der Zauberer zurück, zankte ihn tüchtig aus und gab ihm eine so derbe Ohrfeige, daß er zu Boden fiel; um ein kleines hätte er ihm die Vorderzähne eingeschlagen, und sein Mund blutete sehr. Zitternd und mit Tränen in den Augen rief der arme Aladdin: „Mein Oheim, was habe ich denn getan, daß du mich so grausam schlägst?“ — „Ich habe meine Gründe dazu“, antwortete der Zauberer. „Ich bin dein Oheim, der jetzt Vaterstelle an dir vertritt, und du darfst mir in nichts widersprechen. Aber“, fügte er in etwas milderem Tone hinzu, „du brauchst dich nicht zu fürchten, mein Sohn; ich verlange bloß, daß du mir pünktlich gehorchst, wofern du dich der großen Vorteile, die ich dir zudenke, würdig machen und sie benutzen willst.“ Diese schönen Versprechungen des Zauberers beruhigten den ängstlichen und erzürnten Aladdin ein wenig, und als der Zauberer ihn wieder ganz gut gestimmt sah, fuhr er fort: „Du hast gesehen, was ich durch die Kraft meines Rauchwerks und die Worte, die ich sprach, bewirkt habe. Vernimm jetzt, daß unter diesem Steine hier ein Schatz verborgen liegt, der für dich bestimmt ist und dich dereinst reicher machen wird, als die größten Könige von der Welt. Dies ist so gewiß wahr, daß keinem Menschen auf der ganzen Welt außer dir erlaubt ist, diesen Stein anzurühren oder wegzuheben, um hier hinein zu gelangen. Ja,

ich selbst darf ihn nicht berühren oder auch nur einen Fuß in dieses Schatzgewölbe setzen, wenn es geöffnet sein wird. Deshalb mußt du genau und Punkt für Punkt ausführen, was ich dir sage, ohne etwas zu versäumen. Die Sache ist sowohl für dich als für mich von großer Wichtigkeit."

Aladdin, immer noch voll Verwunderung über das, was er sah, und den Zauberer von einem Schatze reden hörend, der ihn auf immer glücklich machen sollte, vergaß alles, was vorgefallen war. „Nun gut, lieber Oheim“, sagte er zu dem Zauberer, indem er aufstand, „was soll ich tun? Befiehl nur, ich bin bereit zu gehorchen.“ — „Es freut mich sehr, liebes Kind“, sagte der afrikanische Zauberer, indem er ihn umarmte, „daß du dich hierzu entschlossen hast. Komm her, fasse diesen Ring an und hebe den Stein in die Höhe.“ — „Aber, Oheim“, erwiderte Aladdin, „ich bin zu schwach, um ihn zu lüpfen, du mußt mir dabei helfen.“ — „Nein“, versetzte der afrikanische Zauberer, „du bedarfst meiner Hilfe nicht und wir würden beide nichts ausrichten, wenn ich dir helfe: du mußt ihn ganz allein aufheben. Sprich nur den Namen deines Vaters und deines Großvaters, wenn du den Ring in die Hand nimmst, und hebe ihn in die Höhe; du wirst sehen, daß er sich ohne Schwierigkeit dir fügen wird.“ Aladdin tat, wie der Zauberer ihm gesagt hatte, hob den Stein mit Leichtigkeit auf und legte ihn beiseite.

Als der Stein weggenommen war, sah er eine drei bis vier Fuß tiefe Höhle mit einer kleinen Türe und Stufen, um noch weiter hinaufzusteigen. „Mein Sohn“, sprach jetzt der afrikanische Zauberer zu Aladdin, „hab' genau acht auf das, was ich dir nunmehr sagen werde. Steig in diese Höhle hinab, und wenn du unten auf der letzten Stufe bist, so wirst du eine offene Türe finden, die dich in einen großen gewölbten Ort führen wird, welcher in drei große aneinander-

stoßende Säle abgeteilt ist. In jedem derselben wirst du rechts und links vier bronzene Vasen, so groß wie Rufen, voll Gold und Silber stehen sehen; aber hüte dich wohl, sie anzurühren. Ehe du in den ersten Saal trittst, hebe dein Kleid in die Höhe und schließe es eng um deinen Leib. Wenn du drinnen bist, so gehe, ohne dich aufzuhalten, nach dem zweiten und von da ab ebenfalls ohne still zu stehen in den dritten. Vor allen Dingen hüte dich wohl, den Wänden zu nahe zu kommen oder sie auch nur mit dem Kleide zu berühren; denn im Fall du sie berührtest, würdest du auf der Stelle sterben. Deswegen habe ich dir gesagt, daß du dein Kleid knapp an dich halten solltest. Am Ende des dritten Saales ist eine Türe, die dich in einen mit schönen und reich beladenen Obstbäumen bepflanzten Garten führen wird. Gehe nur immer gerade aus, und quer durch den Garten wird dich ein Weg zu einer Treppe von fünfzig Stufen führen, auf denen du zu einer Terrasse emporsteigen kannst. Sobald du oben auf der Terrasse bist, wirst du eine Nische vor dir sehen, und in der Nische eine brennende Lampe. Diese Lampe nimm, lösche sie aus, wirf den Docht samt der brennbaren Flüssigkeit auf den Boden, stecke sie dann vorn in den Busen und bring sie mir. Du darfst nicht fürchten, dein Kleid möchte beschminkt werden, denn die Flüssigkeit ist kein Öl, und die Lampe wird sogleich trocken sein, sobald du sie ausgegossen hast. Gelüstet es dich nach den Früchten im Garten, so kannst du davon abpflücken, so viel du willst; dies ist dir nicht verboten."

So sprechend zog der afrikanische Zauberer einen Ring von seinem Finger und steckte ihn an einen Finger Maddins. Dies, sagte er zu ihm, sei ein Talisman gegen alles Unglück, das ihm aber nicht begegnen könnte, wofern er nur seine Vorschriften genau befolgte. „So gehe denn, mein Sohn“, fügte er hinzu, „steige dreist hinab; dann haben wir beide für unser ganzes Leben Geld wie Heu.“



Aladdin hüpfte leichtfüßig in die Höhle hinein und stieg die Stufen hinab. Er fand die drei Gäle, die ihm der afrikanische Zauberer beschrieben hatte, und ging um so behutsamer durch sie hin, weil er zu sterben fürchtete, wofern er nicht alles, was ihm vorgeschrieben war, aufs genaueste beobachtete. Ohne zu verweilen ging er durch den Garten, stieg die Terrasse hinan, nahm die brennende Lampe aus der Nische, warf den Docht und die Flüssigkeit zu Boden, und da er sie trocken sah, wie der Zauberer ihm gesagt hatte, so steckte er sie in seinen Busen und ging die Terrasse wieder hinab. Im Garten verweilte er beim Anschauen der Früchte, die er vorher bloß im Vorübergehen gesehen hatte. Die Bäume dieses Gartens trugen alle ganz außerordentliche Früchte, und zwar jeder verschiedenfarbige. Da gab es weiße, helleuchtende und wie Kristall durchsichtige; rote, theils dunkel, theils hell; grüne, blaue, violette, gelbliche und so von allen möglichen Farben. Die weißen waren Perlen, die helleuchtenden und durchsichtigen Diamanten, die dunkelroten Rubine, die grünen Smaragde, die blauen Türkise, die violetten Amethyste und die gelblichen Saphire. Und diese Früchte waren alle so groß und vollkommen, daß man auf der ganzen Welt nichts ähnliches sehen konnte. Aladdin, der ihren Wert nicht kannte, wurde vom Anblick dieser Früchte, die nicht nach seinem Geschmack waren, schlecht erbaut; Feigen, Trauben und andere edle Obstarten, die in China gewöhnlich sind, wären ihm lieber gewesen. Er war aber auch noch nicht in dem Alter, wo man sich auf dergleichen versteht, und so bildete er sich ein, diese Früchte seien bloß gefärbte Gläser und hätten keinen anderen Wert. Gleichwohl machte ihm die Mannigfaltigkeit der schönen Farben und die außerordentliche Größe und Schönheit jeder Frucht Lust, von jeglicher Sorte einige zu pflücken. Er nahm daher von jeder Farbe etliche, füllte damit seine beiden Taschen und zwei ganz neue Beutel, die der Zauberer zugleich mit



dem Kleide, das er ihm geschenkt, gekauft hatte, damit er lauter neue Sachen hätte; und da die beiden Beutel in seinen Taschen, die schon ganz voll waren, keinen Platz mehr hatten, so band er sie auf jeder Seite an seinen Gürtel. Einige von den Früchten hüllte er auch in die Falten seines Gürtels, der von dickem Seidenstoff und doppelt gefüttert war, und befestigte sie so, daß sie nicht herabfallen konnten; auch vergaß er nicht, etliche in den Busen zwischen das Kleid und das Hemd zu stecken.

Nachdem er sich so, ohne es zu wissen, mit Reichtümern beladen hatte, trat Aladdin schnell seinen Rückzug durch die drei Gänge an, um den afrikanischen Zauberer nicht zu lange warten zu lassen; er ging mit derselben Vorsicht, wie das erstemal, quer durch dieselben, stieg da wieder hinauf, wo er herabgestiegen war, und zeigte sich am Eingang der Höhle, wo der Afrikaner ihn mit Ungeduld erwartete. Sobald ihn Aladdin erblickte, rief er ihm zu: „Lieber Oheim, ich bitte dich, reich mir die Hand und hilf mir heraus.“ — „Mein Sohn“, antwortete der afrikanische Zauberer, „gib mir zuvor die Lampe, sie könnte dir hinderlich sein.“ — „Verzeih, lieber Oheim“, sagte Aladdin, „sie hindert mich nicht; ich werde sie dir geben, sobald ich oben bin.“ Der afrikanische Zauberer bestand darauf, daß Aladdin ihm die Lampe einhändigen sollte, ehe er ihn aus der Höhle herauszöge, und Aladdin, der die Lampe mit all den Früchten, die er zu sich gesteckt, verpackt hatte, weigerte sich durchaus, sie ihm zu geben, bevor er aus der Höhle wäre. Da geriet der afrikanische Zauberer vor Ärger über die Widerspenstigkeit des jungen Menschen in schreckliche Wut, warf etwas von seinem Rauchwerk in das Feuer, das er sorgfältig unterhalten hatte, und kaum hatte er zwei Zauberworte gesprochen, als der Stein, welcher als Deckel zur Eingangsöffnung der Höhle diente, sich von selbst wieder, nebst der Erde darüber, an seine Stelle rückte, so daß alles

wieder in denselben Stand kam, wie vor der Ankunft des afrikanischen Zauberers und Maddins.

Der afrikanische Zauberer war in der That kein Bruder des Schneiders Mustafa, wofür er sich ausgegeben hatte, und somit auch nicht Maddins Oheim. Er war wirklich aus Afrika gebürtig und hatte sich dort lange Zeit mit der Zauberei beschäftigt. So war er endlich auf die Entdeckung gekommen, daß es eine Wunderlampe in der Welt gäbe, deren Besitz ihn mächtiger als alle Könige der Erde machen würde, wofern er ihrer habhaft werden könnte. Er hatte auch ausgemittelt, daß diese Lampe sich an einem unterirdischen Orte mitten in China befand, und zwar in der Gegend und mit all den Umständen, die uns bereits bekannt sind. Im festen Glauben an die Wahrheit seiner Entdeckung war er, wie gesagt, von dem äußersten Ende Afrikas ausgeflücht und nach langer beschwerlicher Wanderung in die Stadt gekommen, welche in der Nähe seines Schatzes lag. Aber obschon die Lampe sich ganz gewiß an dem bewußten Orte befand, so war es ihm doch nicht gestattet, sie selbst zu holen oder persönlich in das unterirdische Gewölbe einzutreten, wo sie zu finden war. Es mußte durchaus ein anderer hinabsteigen, sie abholen und ihm einhändigen. Deshalb hatte er sich an Maddin gewandt, den er für einen geringfügigen jungen Burschen und für sehr geeignet hielt, ihm den erforderlichen Dienst zu leisten; dabei war er fest entschlossen, sobald er die Lampe in Händen haben würde, die letzte schon erwähnte Räucherung zu tun, die zwei Zaubersprüche auszusprechen, welche die bereits angeführte Wirkung haben sollten, und so den armen Maddin seinem Geize und seiner Bosheit aufzuopfern, um an ihm keinen Zeugen zu haben. Die Ehrfurcht, die er Maddin gab, und das Ansehen, das er sich über ihn angemacht hatte, sollten diesen bloß gewöhnen, ihn zu fürchten und ihm pünktlich zu gehorchen, damit er ihm die berühmte Zauberslampe so-

gleich übergäbe, sobald er sie forderte. Indes erfolgte gerade das Gegentheil von dem, was er beabsichtigt hatte.

Als der afrikanische Zauberer seine großen und schönen Hoffnungen auf immer gescheitert sah, blieb ihm nichts anderes übrig, als nach Afrika zurückzukehren, was er denn auch an demselben Tage noch that. Er machte einen Umweg, um die Stadt nicht mehr zu betreten, die er mit Aladdin verlassen hatte; denn er mußte wirklich fürchten, daß er mehreren Leuten da auffallen könnte, die ihn mit diesem Jungen hatten gehen sehen, wenn er jetzt ohne ihn zurückkäme.

Aladdin, der nach so vielen Liebesungen und Geschenken auf diese Bosheit seines angeblichen Oheims keineswegs gefaßt war, befand sich in einer Bestürzung, die sich leichter denken als mit Worten beschreiben läßt. Als er sich so lebendig begraben sah, rief er tausendmal seinen Oheim mit Namen und erklärte, daß er ihm die Lampe ja gerne geben wolle: allein sein Rufen war vergeblich, er konnte nicht mehr gehört werden und mußte also in schwarzer Finsternis bleiben. Endlich, nachdem er seine Tränen getrocknet hatte, stieg er wieder die Treppe der Höhle hinab, um in den Garten, durch den er bereits gekommen war, und ins helle Tageslicht zu gelangen. Aber die Mauer, die sich ihm durch Zauber geöffnet hatte, hatte sich indes durch einen neuen Zauber wieder geschlossen und zusammengefügt. Er tappte mehrmals rechts und links vorwärts, ohne eine Türe zu finden. Nun fing er aufs neue an zu schreien und zu weinen, und setzte sich endlich auf die Stufen der Höhle, ohne Hoffnung, jemals das Tageslicht wieder zu sehen, sondern im Gegenteil mit der traurigen Gewißheit, aus der Finsternis, worin er sich jetzt befand, in die eines nahen Todes versezt zu werden.

Zwei Tage blieb Aladdin in diesem Zustande, ohne zu essen und zu trinken. Endlich am dritten, da er seinen Tod als unvermeidlich be-

trachtete, hob er die gefalteten Hände empor und rief mit völliger Ergebung in den Willen Gottes aus: „Es gibt keine Kraft und keine Macht, als bei Gott dem Allerhöchsten und Größten!“ Während er so die Hände gefaltet hatte, rief er, ohne daran zu denken, an dem Ring, den ihm der afrikanische Zauberer an den Finger gesteckt hatte, und dessen Kraft er noch nicht kannte. Als bald stieg vor ihm ein Geist von ungeheurer Größe und fürchterlichem Ansehen, der mit seinem Kopf das oberste Gewölbe berührte, wie aus der Erde hervor und sprach folgende Worte zu Aladdin: „Was willst du? Ich bin bereit, dir zu gehorchen als dein Sklave und als Sklave aller derer, die den Ring am Finger haben, sowohl ich, als die anderen Sklaven des Ringes.“

Zu jeder anderen Zeit und bei jeder anderen Gelegenheit wäre Aladdin, der an dergleichen Erscheinungen nicht gewöhnt war, bei dem Anblick einer so außerordentlichen Gestalt von Schreck ergriffen worden, so daß er die Sprache verloren hätte. Jetzt aber, da er einzig und allein mit der Gefahr beschäftigt war, in der er schwebte, antwortete er ohne Stocken: „Wer du auch sein magst, hilf mir aus diesem Orte, wofern es in deiner Macht steht.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als die Erde sich öffnete und er sich außerhalb der Höhle befand, gerade an der Stelle, wohin der Zauberer ihn geführt hatte.

Man wird es nicht befremdlich finden, daß Aladdin, der so lange in der dichtesten Finsternis geblieben war, im Anfang das Tageslicht kaum ertragen konnte. Erst nach und nach gewöhnte er sich daran, und als er um sich blickte, war er sehr überrascht, keine Öffnung in der Erde zu sehen; es war ihm unbegreiflich, auf welche Art er so auf einmal aus ihrem Schoße hervorgekommen war. Nur an dem Flecke, wo das Reisig verbrannt worden war, erkannte er die Stelle wieder, unter der sich die Höhle befand. Als er sich hierauf gegen die Stadt

hinwandte, erblickte er sie mitten in den sie umgebenden Gärten und erkannte auch den Weg, auf welchem ihn der afrikanische Zauberer hergeführt hatte. Diesen wandelte er zurück und dankte Gott, daß er sich noch einmal auf der Welt sah, nachdem er bereits die Hoffnung aufgegeben hatte, wieder dahin zurückzukommen. So gelangte er zur Stadt und schleppte sich mit vieler Mühe bis in seine Wohnung. Als er ins Zimmer seiner Mutter trat, fiel er aus Freude über das Wiedersehen, verbunden mit der von dreitägigem Fasten herrührenden Schwäche, in eine Ohnmacht, die einige Zeit dauerte. Seine Mutter, die ihn bereits als verloren oder als tot beweint hatte, ließ es jetzt, da sie ihn in diesem Zustande erblickte, an keiner Pflege und an keinem Mittel fehlen, ihn wieder zum Leben zu bringen. Endlich erholte er sich und seine ersten Worte waren: „Liebe Mutter, vor allen Dingen bitte ich dich, gib mir zu essen; ich habe seit drei Tagen nichts über den Mund gebracht.“ Seine Mutter brachte ihm, was sie gerade hatte, setzte es ihm vor und sagte: „Lieber Sohn, übereile dich ja nicht, denn es könnte dir schaden; isß ganz langsam und nach deiner Bequemlichkeit, und nimm dich wohl in acht, so heißhungrig du auch bist. Ich wünsche nicht einmal, daß du mit mir sprechen sollst. Du hast immer noch Zeit, mir deine Schicksale zu erzählen, wenn du wiederhergestellt bist. Nach der großen Betrübniß, in der ich mich seit Freitag befunden, und nach der unsäglichen Mühe, die ich mir gegeben habe, um nach dir zu fragen, als es Nacht wurde und du nicht nach Hause kamst, bin ich vollkommen getröstet, daß ich dich mir wiedersehe.“ Aladdin folgte dem Rat seiner Mutter, aß langsam und ruhig und trank ebenso. Als er fertig war, erzählte er der Mutter alle seine Erlebnisse mit dem vermeintlichen Oheim ausführlich. Zugleich zog er die Wunderlampe aus seinem Busen und zeigte sie seiner Mutter samt den durchsichtigen und buntfarbigen Früchten, die er auf dem Rück-

wege aus dem Garten abgepflückt hatte. Auch gab er ihr die zwei vollen Beutel, aus denen sie sich aber wenig machte. Gleichwohl waren diese Früchte Edelsteine, deren sonnenheller Glanz beim Schein der Lampe, welche das Zimmer erhellte, auf ihren großen Wert hätte aufmerksam machen sollen; allein Aladdins Mutter verstand sich auf dergleichen Sachen ebenso wenig wie ihr Sohn. Sie war in großer Dürftigkeit aufgewachsen, und ihr Mann war nicht reich genug gewesen, um ihr solche Kostbarkeiten zu schenken; auch bei ihren Verwandten und Nachbarinnen hatte sie nie dergleichen gesehen. Kein Wunder also, daß sie dieselben als wertlose Dinge betrachtete, die höchstens dazu gut wären, durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben das Auge zu ergötzen; daher Aladdin sie hinter eines von den Polstern des Sofas schob, auf dem er saß. Als er seine Erzählung geendet hatte, fühlte er erst, wie erschöpft und müde er war. Er legte sich zur Ruhe, schlief die ganze Nacht fest und erwachte am anderen Morgen erst sehr spät. Er stand auf, und das erste, was er zu seiner Mutter sagte, war, daß er Hunger habe und sie ihm kein größeres Vergnügen machen könnte, als wenn sie ihm ein Frühstück gäbe. „Ach, lieber Sohn“, antwortete sie, „ich habe auch nicht einen einzigen Bissen Brot; du hast gestern Abend den wenigen Vorrat, der noch zu Hause war, aufgeessen. Aber gedulde dich einen Augenblick, so werde ich dir bald etwas bringen. Ich habe etwas Baumwolle gesponnen, diese will ich verkaufen, um Brot und einiges zum Mittagessen anzuschaffen.“ — „Liebe Mutter“, erwiderte Aladdin, „hebe deine Baumwolle für ein andermal auf und gib mir die Lampe, die ich gestern mitbrachte. Ich will sie verkaufen, und vielleicht löse ich so viel daraus, daß wir Frühstück und Mittagessen, und am Ende gar noch etwas für den Abend bestreiten können.“

Aladdins Mutter holte die Lampe und sagte zu ihrem Sohne: „Da



hast du sie, sie ist aber sehr schmutzig. Ich will sie ein wenig putzen, dann wird sie schon etwas mehr gelten." Sie nahm Wasser und feinen Sand, um sie blank zu machen, aber kaum hatte sie angefangen, die Lampe zu reiben, als augenblicklich in Gegenwart ihres Sohnes ein scheußlicher Geist von riesenhafter Gestalt vor ihr aufstand und mit einer Donnerstimme zu ihr sprach: „Was willst du? Ich bin bereit, dir zu gehorchen als dein Sklave und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben, sowohl ich als die anderen Sklaven der Lampe.“

Aladdins Mutter war nicht imstande zu antworten. Ihr Auge vermochte die abscheuliche und schreckliche Gestalt des Geistes nicht zu ertragen, und sie war gleich bei seinen ersten Worten vor Angst in Ohnmacht gefallen.

Aladdin dagegen, der schon in der Höhle eine ähnliche Erscheinung gehabt hatte, ergriff, ohne die Zeit oder Besinnung zu verlieren, schnell die Lampe und antwortete statt seiner Mutter mit festem Tone: „Ich habe Hunger, bring mir etwas zu essen.“ Der Geist verschwand und kam im Augenblick wieder mit einem großen silbernen Becken auf dem Kopfe, worin sich zwölf verdeckte Schüsseln von demselben Metall voll der ausgezeichnetsten Speisen, nebst sechs Broten vom weißesten Mehl befanden, und zwei Flaschen des köstlichsten Weines, nebst zwei silbernen Schalen in der Hand. Er stellte alles zusammen auf das Sofa und verschwand sogleich.

Dies geschah in so kurzer Zeit, daß Aladdins Mutter sich noch nicht von ihrer Ohnmacht erholt hatte, als der Geist zum zweiten Male verschwand. Aladdin, der bereits, aber ohne Erfolg, angefangen hatte, ihr Wasser ins Gesicht zu spritzen, wollte dies eben wiederholen; allein sei es, daß ihre entflohenen Lebensgeister sich wieder gesammelt hatten oder daß der Duft der Speisen, die der Geist gebracht, etwas

dazu beitrug: kurz, sie kam augenblicklich wieder zu sich. „Liebe Mutter“, sagte Aladdin zu ihr, „es ist weiter nichts, steh auf und is, hier sind Sachen genug, um dein Herz zu stärken und zugleich meinen großen Hunger zu befriedigen. Wir wollen diese guten Speisen nicht kalt werden lassen, sondern essen.“

Aladdins Mutter war außerordentlich erstaunt, als sie das große Becken, die zwölf Schüsseln, die sechs Brote, die zwei Flaschen nebst den zwei Schalen erblickte und den köstlichen Duft einatmete, der aus all den Platten emporstieg. „Mein Sohn“, sagte sie zu Aladdin, „woher kommt uns dieser Überfluß, und wem haben wir für solch reiches Geschenk zu danken? Sollte vielleicht der Sultan von unserer Armut gehört und sich unser erbarmt haben?“ — „Liebe Mutter“, antwortete Aladdin, „wir wollen uns jetzt zu Tische setzen und essen, du bedarfst dessen so gut als ich; deine Frage werde ich beantworten, wenn wir gefrühstückt haben.“ Sie setzten sich zu Tische und speisten mit um so größerem Appetit, als beide, Mutter und Sohn, sich nie an einer so wohlbesetzten Tafel befunden hatten.

Während der Mahlzeit konnte Aladdins Mutter nicht aufhören, das Becken und die Schüsseln zu betrachten und zu bewundern, obgleich sie nicht recht wußte, ob sie von Silber oder einem anderen Metall waren; so ungewöhnlich war ihr der Anblick von dergleichen Dingen. Eigentlich war es bloß die Neuheit und nicht der Wert derselben, was sie in solche Bewunderung versetzte; denn sie verstand sich darauf so wenig als ihr Sohn Aladdin.

Aladdin und seine Mutter, die nur ein einfaches Frühstück einzunehmen gedacht hatten, befanden sich um die Stunde des Mittagessens noch bei Tisch. Die trefflichen Speisen hatten ihre Glust noch mehr rege gemacht, und da sie noch warm waren, glaubten sie nicht übel zu tun, wenn sie beide Mahlzeiten auf einmal abmachten, statt sich zwei-

mal an den Tisch zu setzen. Nachdem die Doppelmahlzeit geendigt war, blieb ihnen noch so viel übrig, daß sie nicht nur ein Abendessen, sondern auch noch am folgenden Tage zwei tüchtige Mahlzeiten halten konnten.

Als Aladdins Mutter abgetragen und das Fleisch, welches unberührt geblieben war, aufgehoben hatte, setzte sie sich zu ihrem Sohn auf das Sofa und sagte zu ihm: „Aladdin, ich erwarte jetzt von dir, daß du meine Neugierde befriedigst und mir die versprochene Auskunft erteilst.“ Aladdin erzählte ihr umständlich alles, was während ihrer Ohnmacht zwischen dem Geist und ihm vorgegangen war.

Aladdins Mutter geriet in große Verwunderung über die Erzählung ihres Sohnes und die Erscheinung des Geistes. „Aber, mein Sohn“, fragte sie, „was willst du denn eigentlich sagen mit deinen Geistern? Solange ich auf der Welt bin, habe ich nie sagen hören, daß jemand von allen meinen Bekannten einen Geist gesehen hätte. Durch welchen Zufall ist dieser garstige Geist zu mir gekommen? Warum hat er sich an mich gewendet und nicht an dich, da er dir doch schon in der Schatzhöhle einmal erschienen war?“

„Liebe Mutter“, erwiderte Aladdin, „der Geist, welcher dir erschienen, ist nicht derselbe, der mir erschien. Sie haben zwar einige Ähnlichkeit in Beziehung auf ihre Riesengröße, aber an Gesichtsbildung und Kleidung sind sie gänzlich voneinander verschieden und gehören auch verschiedenen Herren an. Du wirst dich noch erinnern, daß derjenige, den ich sah, sich einen Sklaven des Königs nannte, den ich am Finger habe, während der soeben Erschienene sagte, er sei Sklave der Lampe, die du in der Hand hattest; doch ich glaube nicht, daß du es gehört hast, denn, wie mich dünkt, fielst du sogleich in Ohnmacht, als er zu reden anfang.“

„Wie!“ rief Aladdins Mutter, „also deine Lampe ist schuld, daß

dieser verwünschte Geist sich an mich gewendet hat statt an dich? Ach, lieber Sohn, schaffe sie mir sogleich aus den Augen und hebe sie auf, wo du willst, ich mag sie nicht mehr anrühren. Eher lasse ich sie wegwerfen oder verkaufen, als daß ich Gefahr laufe, bei Berührung derselben vor Angst zu sterben. Folge mir und tue auch den Ring ab. Man muß keinen Verkehr mit Geistern haben: es sind Teufel und unser Prophet hat es gesagt.“

„Mit deiner Erlaubnis, liebe Mutter“, antwortete Aladdin, „werde ich mich jetzt wohl hüten, eine Lampe, die uns beiden so nützlich werden kann, zu verkaufen, wie ich soeben noch im Sinne hatte. Siehst du denn nicht, was sie uns erst vor einigen Augenblicken verschafft hat? Sie soll uns jetzt fortwährend Nahrung und Lebensunterhalt besorgen. Du kannst dir, wie ich, leicht denken, daß mein garstiger falscher Oheim sich nicht ohne Grund so viele Mühe gegeben und eine so weite und beschwerliche Reise unternommen hat, da er nach dem Besitz dieser Wunderlampe trachtete, die er allem Gold und Silber, das er in den Sälen wußte, vorgezogen hatte. Er kannte den Wert und die herrlichen Eigenschaften dieser Lampe zu gut, um sich von dem übrigen reichen Schatze noch etwas zu wünschen. Da nun der Zufall uns ihre geheime Kraft entdeckt hat, so wollen wir den möglichst vorteilhaften Gebrauch davon machen, aber ohne Aufsehen zu erregen, damit unsere Nachbarn nicht neidisch und eifersüchtig werden. Ich will sie dir übrigens gern aus den Augen schaffen und an einem Orte aufheben, wo ich sie finden kann, wann ich sie brauche, da du so große Angst vor den Geistern hast. Auch den Ring wegzwerfen kann ich mich unmöglich entschließen. Ohne diesen Ring hättest du mich nie wieder gesehen, und ohne ihn würde ich jetzt entweder nicht mehr oder höchstens noch auf einige Augenblicke leben. Du wirst mir daher erlauben, daß ich ihn behalte und immer mit









großer Behutsamkeit am Finger trage. Wer weiß, ob mir nicht irgendeinmal eine andere Gefahr zustößt, die wir beide nicht voraussehen können und aus der er mich vielleicht befreit?" Da Aladdins Bemerkung sehr richtig schien, so wußte seine Mutter nichts mehr einzuwenden. „Lieber Sohn“, sagte sie zu ihm, „du kannst handeln, wie du es für gut hältst; ich für meinen Theil mag mit Geistern nichts zu tun haben. Ich erkläre dir hiermit, daß ich meine Hände in Unschuld wasche und nie mehr davon sprechen werde.“

Am andern Tag nach dem Abendessen war von den herrlichen Speisen, die der Geist gebracht hatte, nichts mehr übrig; Aladdin, der nicht so lange warten wollte, bis der Hunger ihn drängte, nahm daher am dritten Morgen eine der silbernen Schüsseln unter seine Kleider und ging aus, um sie zu verkaufen. Er wandte sich an einen Juden, der ihm begegnete, nahm ihn beiseite, zeigte ihm die Schüssel und fragte, ob er wohl Lust dazu hätte.

Der Jude, ein schlanker und verschmitzter Bursche, nahm die Schüssel, untersuchte sie, und da er erkannte, daß sie von echtem Silber war, fragte er Aladdin, was er dafür verlange. Aladdin, der ihren Wert nicht verstand und nie mit solchen Waren Handel getrieben hatte, sagte ihm bloß, er werde wohl am besten wissen, was die Schüssel wert sei, und er verlasse sich hierin ganz auf seine Ehrlichkeit. Der Jude geriet wirklich in Verlegenheit über die Offenherzigkeit Aladdins. Da er nicht wußte, ob Aladdin den Wert seiner Ware wirklich kannte oder nicht, zog er ein Goldstück aus seinem Beutel, das höchstens den zweiundsiebzigsten Theil vom wahren Wert der Schüssel betrug, und bot es ihm an. Aladdin nahm das Goldstück mit großer Freudigkeit, und sobald er es in der Hand hatte, lief er so schnell davon, daß der Jude, mit seinem ungeheuren Gewinn bei diesem Kaufe nicht zufrieden, sich sehr darüber ärgerte, daß er

Aladdins gänzliche Unwissenheit über den Wert der Schüssel nicht besser erraten und ihm noch weit weniger geboten hatte. Er geriet in Versuchung, dem jungen Menschen nachzulaufen, ob er nicht etwas von seinem Goldstück herausbekommen könnte; allein Aladdin ging schnell und war schon so weit entfernt, daß er ihn schwerlich eingeholt hätte.

Auf dem Heimwege blieb Aladdin bei einem Bäckerladen stehen, kaufte einen Vorrat Brot und bezahlte ihn mit dem Goldstück, das der Bäcker ihm wechselte. Als er nach Hause kam, gab er das übrige Geld seiner Mutter, die auf den Markt ging, um für sie beide die nötigen Lebensmittel auf einige Tage einzukaufen.

So lebten sie eine Zeitlang fort, d. h. Aladdin verkaufte alle zwölf Schüsseln, eine nach der andern, so wie das Geld im Hause ausgegangen war, an den Juden. Der Jude, der für die erste ein Goldstück gegeben hatte, wagte es nicht, für die übrigen weniger zu bieten, und bezahlte alle mit derselben Münze, um einen so guten Handel nicht hinanzulassen. Als das Geld von der letzten Schüssel ausgegeben war, nahm Aladdin seine Zuflucht zu dem Becken, das allein zehnmal mehr wog als jede Schüssel. Er wollte es einem gewöhnlichen Kaufmann bringen, allein es war ihm zu schwer. Somit mußte er den Juden auffuchen und in sein Haus führen; dieser prüfte das Gewicht des Beckens und zahlte ihm auf der Stelle zehn Goldstücke aus, womit Aladdin auch zufrieden war.

Solange die Goldstücke dauerten, wurden sie für die täglichen Ausgaben der Hauswirtschaft verwendet. Aladdin hatte indes, obschon er ans Müßiggehen gewöhnt war, seit seinem Abenteuer mit dem afrikanischen Zauberer nicht mehr mit den jungen Leuten seines Alters gespielt. Er brachte seine Tage mit Spaziergehen zu oder unterhielt sich mit älteren Leuten, deren Bekanntschaft er gemacht hatte.

Oft blieb er auch bei den Läden der großen Kaufleute stehen und horchte aufmerksam auf die Gespräche vornehmer Männer, die sich hier eine Zeitlang aufhielten oder sich hierher bestellt hatten, und diese Gespräche gaben ihm allmählich einigen Anstrich von Weltkenntnis.

Als von den zehn Goldstücken nichts mehr übrig war, nahm Aladdin seine Zuflucht zur Lampe. Er nahm sie in die Hand, suchte die Stelle, welche seine Mutter berührt hatte, und als er sie an dem Eindruck des Sandes erkannte, rieb er sie ebenso, wie sie getan hatte. Sogleich erschien ihm wieder derselbe Geist, der sich schon einmal gezeigt hatte; da aber Aladdin die Lampe sanfter gerieben hatte als seine Mutter, so sprach er diesmal in einem mildern Tone dieselben Worte wie damals: „Was willst du? ich bin bereit, dir zu gehorchen als dein Sklave und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben, sowohl ich als die andern Sklaven der Lampe.“ Aladdin antwortete ihm: „Mich hungert, bring' mir zu essen.“ Der Geist verschwand und erschien in einigen Augenblicken wieder mit einem ähnlichen Tafelzeug wie das erste Mal, stellte es auf das Sofa und verschwand wieder.

Aladdins Mutter war, da sie das Vorhaben ihres Sohnes wußte, absichtlich ausgegangen, um bei der Erscheinung des Geistes nicht zu Hause zu sein. Sie kam bald darauf zurück, und als sie die Tafel und den Schenkstisch so wohlbesetzt sah, erkannte sie über die wunderbare Wirkung der Lampe beinahe ebenso wie das erste Mal. Aladdin und seine Mutter setzten sich zu Tische, und nach dem Mahle blieb ihnen noch so viel übrig, daß sie die beiden folgenden Tage behaglich davon leben konnten.

Als Aladdin sah, daß weder Brot, noch Lebensmittel, noch Geld mehr zu Hause war, nahm er eine silberne Schüssel und suchte den

Juden, den er kannte, auf, um sie zu verkaufen. Auf dem Wege zu ihm kam er an dem Laden eines Goldschmieds vorüber, der durch sein Alter ehrwürdig und zugleich ein ehrlicher und rechtschaffener Mann war. Der Goldschmied bemerkte ihn und rief ihm, er möchte hereintreten. „Mein Sohn“, sagte er zu ihm, „ich habe dich schon mehrere Male mit derselben Ware wie jetzt vorbeigehen, den und den Juden aufsuchen und bald darauf mit leeren Händen zurückkommen sehen. Dies hat mich auf den Gedanken gebracht, daß du das, was du trägst, jedesmal an ihn verkaufst. Aber du weißt vielleicht nicht, daß dieser Jude ein Betrüger und zwar ein ärgerer Betrüger ist als die anderen Judeu und daß niemand, der ihn kennt, mit ihm zu tun haben will. Im übrigen sage ich dir dieses bloß aus Gefälligkeit. Wenn du mir zeigen willst, was du jetzt in der Hand hast, und es dir feil ist, so will ich dir den wahren Wert getreulich ausbezahlen, wofern ich es brauchen kann; wo nicht, so will ich dich an andere Kaufleute weisen, die dich nicht betrügen werden.“

In der Hoffnung, noch mehr Geld für seine Schüssel zu lösen, zog Aladdin sie sogleich unter seinem Kleide hervor und zeigte sie dem Goldschmied. Der Greis, der auf den ersten Blick erkannte, daß sie vom feinsten Silber war, fragte ihn, ob er wohl schon ähnliche an den Juden verkauft und was er von ihm dafür erhalten habe. Aladdin gestand offenherzig, daß er schon zwölf solche verkauft und der Jude ihm für jede ein einziges Goldstück bezahlt habe. „Ha, der Spitzbnbe!“ rief der Goldschmied. „Mein Sohn“, fügte er hinzu, „was geschehen ist, ist geschehen, und man muß nicht mehr daran denken; aber wenn ich dir jetzt den wahren Wert deiner Schüssel entdecke, die vom feinsten Silber ist, das nur irgend von uns verarbeitet wird, so wirst du einsehen, wie sehr der Jude dich betrogen hat.“

Der Goldschmied nahm die Wage, wog die Schüssel und nachdem

er Aladdin auseinandergelegt hatte, was eine Mark Silber sei, welchen Wert und welche Unterabteilungen sie habe, machte er ihm begreiflich, daß die Schüssel ihrem Gewichte nach zweiundsiebzig Goldstücke wert sei, die er ihm sogleich blank ausbezahlte. „Da hast du“, sagte er, „den wahren Betrag deiner Schüssel. Wenn du noch daran zweifelst, so kannst du dich nach Belieben an jeden andern von unsern Goldschmieden wenden, und wenn dir einer sagt, daß sie mehr wert sei, so mache ich mich anheischig, dir das Doppelte dafür zu bezahlen. Wir gewinnen an dem Silberwerk, das wir kaufen, nichts als die Arbeit und die Form, und damit begnügt sich kein Jude, wenn er auch noch so ehrlich wäre.“

Aladdin dankte dem Goldschmied sehr für den guten Rat, den er ihm gegeben hatte und von dem er bereits einen so großen Nutzen zog. In der Folge verkaufte er auch die übrigen Schüsseln sowie das Becken bloß noch an ihn und erhielt von allem den vollen Wert je nach dem Gewichte. Obwohl nun Aladdin und seine Mutter eine unversiegbare Geldquelle an ihrer Lampe hatten, Kraft der sie sich nach Herzenswunsch mit Geld versehen konnten, sobald es ihnen ausging, so lebten sie dennoch fortwährend eben so mäßig wie zuvor, nur daß Aladdin einiges auf die Seite legte, um anständig auftreten zu können und verschiedene Bequemlichkeiten für ihre kleine Wirtschaft anzuschaffen. Seine Mutter dagegen verwendete auf ihre Kleider nichts, als was ihr das Baumwollspinnen einbrachte. Bei dieser nüchternen Lebensweise kann man sich leicht denken, daß das Gold, das Aladdin für seine zwölf Schüsseln und das Becken von dem Goldschmied erhalten hatte, lange ausreichte. So lebten sie denn mehrere Jahre lang von dem guten Gebrauch, den Aladdin von Zeit zu Zeit von seiner Lampe machte.

In dieser Zwischenzeit hatte Aladdin sich vollends ausgebildet und



allmählich alle Manieren der feinen Weltleute angenommen. Namentlich bei den Juwelenhändlern kam er von dem Irrwahn ab, als ob die durchsichtigen Früchte, die er in dem Garten, wo die Lampe stand, gepflückt hatte, bloß buntfarbiges Glas wären; er erfuhr hier, daß es sehr kostbare Edelsteine waren. Da er täglich in diesen Läden alle Arten solcher Edelsteine kaufen und verkaufen sah, lernte er sie nach ihrem Werte kennen und schätzen, und da er nirgends so schöne und große bemerkte wie die seinigen, so begriff er wohl, daß er statt der Glascherben, die er für Kleinigkeiten geachtet hatte, einen Schatz von unschätzbarem Wert besaß. Indes war er klug genug, niemandem etwas davon zu sagen, selbst seiner Mutter nicht, und ohne Zweifel verdankte er diesem Stillschweigen das hohe Glück, zu dem wir ihn in der Folge emporsteigen sehen werden.

Eines Tages, als er in der Stadt spazierenging, hörte Aladdin mit lauter Stimme einen Befehl des Sultans ausrufen, daß jedermann seinen Laden und seine Haustür schließen und sich ins Innere seiner Wohnung zurückziehen solle, bis die Prinzessin Badrulbudur<sup>1</sup>, die Tochter des Sultans, die sich baden wollte, vorübergegangen und wieder zurückgekehrt sein würde.

Dieser öffentliche Aufruf erweckte in Aladdin den Wunsch, die Prinzessin entschleiert zu sehen. Er mußte sich zu diesem Behuf in das Haus eines Bekannten begeben und dort hinter ein Gitterfenster stellen.

Aladdin durfte nicht lange warten: die Prinzessin erschien und er betrachtete sie, ohne gesehen zu werden. Sie kam in Begleitung von einer großen Anzahl ihrer Frauen. Aladdin wurde von ihrer unergleichlichen Schönheit so bezaubert und geblendet, daß er fast außer sich geriet. Aber wie konnte er daran denken, der Gemahl dieser Prin-

---

<sup>1</sup> Auf arabisch Vollmond.



zeßin zu werden, er, der arme Sohn eines einfachen Schneiders? Es erschien ihm ebenso unmöglich, als wenn er zum Himmel hinauf hätte greifen wollen, um sich den Vollmond herunterzuholen. Er sann hin und her, ob es nicht doch Mittel und Wege gäbe, der Schwiegersohn des Sultans zu werden; aber so sehr er auch nachdachte, es erschien ihm unmöglich. Er verabschiedete sich zerstreut von seinem Bekannten und irrte noch lange in der Stadt umher.

Als er endlich nach Hause kam, konnte er seine Verwirrung und Unruhe nicht verbergen. Seine Mutter war sehr erstaunt, ihn gegen seine Gewohnheit so traurig und nachdenklich zu sehen, und fragte ihn, ob ihm etwas Unangenehmes begegnet sei oder ob er sich unwohl finde. Aladdin aber gab keine Antwort, sondern setzte sich nachlässig auf das Sofa, wo er unverändert in derselben Stellung blieb, fortwährend damit beschäftigt, sich das reizende Bild der Prinzessin Badruldur zu vergegenwärtigen. Seine Mutter bereitete das Abendessen und drang nicht weiter in ihn. Gleich nach dem Abendessen ging Aladdin schlafen, und erst am andern Morgen entdeckte er sich seiner Mutter. „Liebe Mutter“, sagte er, „ich war gestern nicht krank und bin es auch heute nicht; ich habe aber gestern die Prinzessin Badruldur ohne Schleier gesehen und beabsichtige, sie zu heiraten.“ Aladdins Mutter glaubte, ihr Sohn habe den Verstand verloren und brach in ein lautes Gelächter aus. Aladdin wollte fortfahren, allein sie ließ ihn nicht zu Worte kommen und sagte zu ihm: „Wahrhaftig, mein Sohn, ich kann nicht umhin, dir zu sagen, daß du dich ganz vergiffest; und wenn du deinen Entschluß auch ausführen wolltest, so sehe ich nicht ein, durch wen du es wagen könntest, deine Bitte vortragen zu lassen.“ — „Durch niemand anders als durch dich selbst“, antwortete der Sohn ohne Bedenken. — „Durch mich!“ rief die Mutter voll Erstaunen und Überraschung; „und an den

Sultan? D ich werde mich wohl hüten, mich in eine Unternehmung der Art einzulassen. Und wer bist du denn, mein Sohn", fuhr sie fort, „daß du die Kühnheit haben dürftest, deine Gedanken zur Tochter deines Sultans zu erheben? Hast du vergessen, daß du der Sohn eines der geringsten Schneider seiner Hauptstadt und auch von mütterlicher Seite nicht von höherer Abkunft bist? Weißt du denn nicht, daß die Sultane ihre Töchter selbst Sultanssöhnen verweigern, die keine Hoffnung haben, einst zur Regierung zu gelangen?"

„Liebe Mutter“, antwortete Aladdin, „ich habe dir bereits bemerkt, daß ich alles vorausgesehen habe, was du mir soeben gesagt hast, und ebenso sehe ich alles voraus, was du etwa noch hinzufügen könntest. Weder deine Reden noch deine Vorstellungen werden mich von meinem Entschlusse abbringen. Ich habe dir gesagt, daß ich durch deine Vermittlung um die Hand der Prinzessin Badruldur anhalten will; es ist dies die einzige Gefälligkeit, um die ich dich mit aller schuldigen Ehrerbietung bitte, und du kannst sie mir nicht abschlagen, wenn du mich nicht sterben sehen willst.“

Aladdins Mutter versuchte alles, um ihrem Sohne den Gedanken an die Prinzessin aus dem Kopfe zu schlagen; schließlich, als keine Vorstellung fruchtete, fragte sie ihn, ob er denn ein Geschenk aufweisen könnte, das des großen Herrschers würdig wäre und ohne das sie überhaupt nicht zu ihm gehen könnte.

Aladdin antwortete nach einigem Nachdenken: „Du sagst mir, es sei nicht Brauch, ohne ein Geschenk in der Hand vor dem Sultan zu erscheinen, und ich hätte nichts, was seiner würdig wäre. Ich teile deine Meinung in Beziehung auf das Geschenk und gestehe, daß ich nicht daran gedacht hatte; was aber deine Behauptung betrifft, daß ich nichts besitze, was ihm überreicht werden könnte, so glaube ich doch, liebe Mutter, daß die Sachen, die ich aus der unterirdischen Höhle,

wo mir unvermeidlicher Tod drohte, mitgebracht habe, dem Sultan gewiß viel Vergnügen machen würden. Ich spreche nämlich von den Steinen in den zwei Beuteln und im Gürtel, die wir beide anfangs für farbige Gläser hielten; jetzt sind mir die Augen aufgegangen, und ich sage dir, liebe Mutter, daß es Juwelen von unschätzbarem Werte sind, die nur großen Königen gebühren. In den Läden der Juweliere habe ich mich von ihrem Werte überzeugt, und du kannst mir aufs Wort glauben: alle, die ich bei diesen Herren gesehen habe, halten mit den unseren durchaus keinen Vergleich aus, weder in Beziehung auf Größe noch auf Schönheit, und doch verkaufen sie dieselben um ungeheure Summen. Wir können zwar allerdings den wahren Wert der unsrigen nicht angeben, aber dem mag sein wie ihm wolle, so viel verstehe ich doch, um überzeugt zu sein, daß das Geschenk dem Sultan die größte Freude machen muß. Du hast da eine ziemlich große Porzellanvase, die gerade dazu paßt; bring' sie einmal her und laß uns sehen, welche Wirkung sie machen, wenn wir sie nach ihren verschiedenen Farben ordnen."

Aladdins Mutter brachte die Vase, und Aladdin nahm die Edelsteine aus den beiden Beuteln heraus und legte sie in der besten Ordnung hinein. Die Wirkung, die sie durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben und ihren strahlenden Glanz beim hellen Tageslicht machten, war so groß, daß Mutter und Sohn beinahe davon geblendet wurden und sich über die Massen wunderten; denn sie hatten sie bisher nur beim Lampenschein betrachtet. Aladdin zwar hatte sie auf den Bäumen gesehen, wo sie ihm als Früchte erschienen, die einen herrlichen Anblick gewährten; allein er war damals noch ein Kind gewesen und hatte diese Edelsteine nur als Spielzeug betrachtet und bloß aus dieser Rücksicht ohne Ahnung ihres Wertes mitgenommen.

Nachdem sie die Schönheit des Geschenkes eine Weile betrachtet

hatten, nahm Aladdin wieder das Wort und sagte: „Du hast jetzt keine Ausrede mehr, liebe Mutter, und kannst dich nicht damit entschuldigen, daß wir kein passendes Geschenk anzubieten hätten. Hier ist eines, das dir gewiß einen recht freundlichen Empfang verschaffen wird.“

Aber trotz aller Überredungskünste des Sohnes konnte sich die Mutter doch nicht überzeugen, daß ihr Unternehmen gelingen werde. „Mein Sohn“, sagte sie zu Aladdin, „wenn mich der Sultan so günstig aufnimmt, wie ich es aus Liebe zu dir wünsche; wenn er auch den Vorschlag, den ich ihm machen soll, ruhig anhört, aber sich dann einfallen läßt, nach deinem Vermögen und Stande zu fragen — und darüber wird er sich vor allem erkundigen wollen — sage mir, was soll ich ihm dann antworten?“

„Liebe Mutter“, antwortete Aladdin, „wir wollen uns nicht zum Voraus über eine Sache bekümmern, die vielleicht gar nicht vorkommen wird. Wir müssen jetzt abwarten, wie der Sultan dich empfängt und was für eine Antwort er dir gibt. Wenn er dann wirklich über das, was du sagst, Auskunft haben will, so werde ich mich schon auf eine Antwort besinnen, und ich glaube zuversichtlich, daß die Lampe, die uns schon seit einigen Jahren ernährt, mich in der Not nicht verlassen wird.“

Aladdins Mutter wußte hierauf nichts zu erwidern, denn sie dachte, daß die Lampe, von der er sprach, auch noch weit größere Wunder bewirken könnte, als ihnen bloß ihren Lebensunterhalt verschaffen. Dies beruhigte sie und löste in ihrem Innern alle Schwierigkeiten, die sie noch hätten abhalten können, ihrem Sohne den versprochenen Dienst beim Sultan zu erweisen. Aladdin, der die Gedanken seiner Mutter erriet, sagte zu ihr: „Zedenfalls, liebe Mutter, halte die Sache geheim; davon hängt der ganze glückliche Erfolg ab, den wir erwarten

können.“ Hierauf trennten sie sich, um zu Bette zu gehen; allein die heftige Liebe und die großartigen, unermesslichen Glückspläne, die Aladdins Gemüt erfüllten, ließen ihn keine Ruhe finden. Er stand vor Tagesanbruch auf, weckte sogleich seine Mutter und bestürmte sie, sie solle sich aufs schnellste ankleiden, an das Thor des königlichen Palastes gehen und, sowie es geöffnet würde, zugleich mit dem Großwesir, den untergeordneten Wesiren und den übrigen hohen Staatsbeamten hineintreten, die sich zur Sitzung des Divans begäben, welcher der Sultan immer in Person beizuhne.

Aladdins Mutter tat alles, was ihr Sohn wünschte. Sie nahm die mit Edelsteinen gefüllte Porzellanvase und hüllte sie in doppelte Leinwand, zuerst in sehr feine und schneeweiße, sodann in minderfeine, welche letztere sie an den vier Zipfeln zusammenband, um die Sache bequemer tragen zu können. Endlich ging sie zur großen Freude Aladdins fort und nahm ihren Weg nach dem Palaste des Sultans. Der Großwesir nebst den übrigen Wesiren und die angesehensten Herren vom Hofe waren bereits hineingegangen, als sie ans Thor kam. Die Zahl derer, die beim Divan etwas zu suchen hatten, war sehr groß. Man öffnete, und sie ging mit ihnen in den Divan. Dies war ein über die Maßen schöner, tiefer und geräumiger Saal und hatte einen großen, prächtigen Eingang; sie stellte sich so, daß sie den Sultan gerade gegenüber, den Großwesir aber und die übrigen Herren, die im Räte saßen, rechts und links hatte. Man rief die verschiedenen Parteien eine nach der anderen vor in der Ordnung, wie sie ihre Bittschriften eingereicht hatten, und ihre Angelegenheiten wurden vorgetragen, verhandelt und entschieden bis zur Stunde, wo der Divan wie gewöhnlich geschlossen wurde. Dann stand der Sultan auf, entließ die Versammlung und ging in seine Zimmer zurück, wohin ihm der Großwesir folgte. Die übrigen Wesire und Mitglie-



der des Staatsrats begaben sich nach Hause, ebenso die, welche wegen Privatangelegenheiten erschienen waren; die einen vergnügt, daß sie ihren Prozeß gewonnen hatten, die anderen unzufrieden, weil gegen sie entschieden worden war, und noch andere in der Hoffnung, daß ihre Sache in einer anderen Sitzung vorkommen werde.

Als Aladdins Mutter sah, daß der Sultan aufstand und fortging, so schloß sie daraus, daß er an diesem Tage nicht wieder erscheinen werde, und ging, wie die anderen alle, nach Hause. Aladdin, der sie mit dem für den Sultan bestimmten Geschenk zurückkommen sah, wußte anfangs nicht, was er von dem Erfolg seiner Sendung denken sollte. Er fürchtete eine schlimme Botschaft und hatte kaum Kraft genug, den Mund zu öffnen und sie zu fragen, welche Nachricht sie bringe. Die gute Frau, die nie einen Fuß in den Palast des Sultans gesetzt und keine Ahnung von dem hatte, was dort Branch war, machte der Verlegenheit ihres Sohnes ein Ende, indem sie mit vieler Treuherzigkeit und Aufrichtigkeit also zu ihm sprach: „Mein Sohn, ich habe den Sultan gesehen und bin fest überzeugt, daß er mich ebenfalls gesehen hat. Ich stand gerade vor ihm und niemand hinderte mich, ihn zu sehen, allein er war so sehr mit denen beschäftigt, die zu seiner Rechten und Linken saßen, daß ich Mitleid mit ihm hatte, als ich die Mühe und Geduld sah, womit er sie anhörte. Dies dauerte so lange, daß er, glaube ich, zuletzt Langeweile bekam; denn er stand auf einmal ganz unerwartet auf und ging schnell weg, ohne eine Menge anderer Leute anzuhören, die noch mit ihm sprechen wollten. Ich war sehr froh darüber, denn ich fing wirklich an, die Geduld zu verlieren und war von dem langen Stehen außerordentlich müde. Indes ist noch nichts verdorben; ich werde morgen wieder zu ihm gehen; der Sultan ist vielleicht dann nicht so beschäftigt.“

So heftig auch das Feuer der Liebe in Aladdins Busen brannte, so



mußte er sich doch mit dieser Entschuldigung zufrieden geben und mit Geduld waffnen. Er hatte wenigstens die Genugthuung, daß seine Mutter bereits den schwersten Schritt getan und den Anblick des Sultans ausgehalten hatte, und so konnte er hoffen, daß sie, wie die anderen, die in ihrer Gegenwart mit ihm gesprochen hatten, nicht anstehen werde, sich ihres Auftrages zu entledigen, sobald der günstige Augenblick zum Sprechen komme.

Am anderen Morgen ging Aladdins Mutter wieder ebenso frühe mit ihrem Geschenk nach dem Palast des Sultans, allein sie machte diesen Gang vergeblich, denn sie fand die Türe des Divans verschlossen und erfuhr, daß nur alle zwei Tage Sitzung sei und sie am folgenden Tage wiederkommen müsse. Sie kehrte nun um und brachte diese Nachricht ihrem Sohne, der somit aufs neue Geduld fassen mußte. Noch sechsmal hintereinander ging sie an den bestimmten Tagen in den Palast, aber immer mit ebensowenig Erfolg, und vielleicht wäre sie noch hundertmal vergebens gelaufen, wenn nicht der Sultan, der sie bei jeder Sitzung sich gegenüber sah, endlich aufmerksam auf sie geworden wäre.

An diesem Tage endlich sagte der Sultan, als er nach aufgehobener Sitzung in seine Gemächer zurückgekehrt war, zu seinem Großwesir: „Schon seit einiger Zeit bemerke ich eine gewisse Frau, die regelmäßig jeden Tag, wo ich Sitzung halte, kommt und etwas in Leinwand eingehüllt in der Hand hat. Sie bleibt vom Anfang bis zu Ende der Sitzung stehen und zwar immer mir gegenüber. Weißt du wohl, was ihr Begehr ist?“

Der Großwesir, der es so wenig wußte als der Sultan, wollte gleichwohl keine Antwort schuldig bleiben. „Herr“, sagte er, „es ist dir wohl bekannt, daß die Frauen oft über geringfügige Sachen Klage führen. Diese da kommt offenbar, um sich bei dir zu beschweren, daß

man vielleicht schlechtes Mehl an sie verkauft oder ihr sonst ein Unrecht zugefügt hat, das von ebensowenig Belang ist." Der Sultan war mit dieser Antwort nicht zufrieden und sagte: „Wenn diese Frau bei der nächsten Sitzung wieder erscheint, so vergiß nicht, sie rufen zu lassen, auf daß ich sie höre.“ Der Großwesir küßte seine Hand und legte sie auf seinen Kopf zum Zeichen, daß er bereit sei, ihn sich abschlagen zu lassen, wenn er diesen Befehl nicht erfüllte.

Aladdins Mutter war schon so sehr daran gewöhnt, im Divan vor dem Sultan zu erscheinen, daß sie ihre Mühe für nichts achtete, wofern sie nur ihrem Sohne zeigen konnte, wie sehr sie sichs angelegen sein ließ, für ihn alles zu tun, was in ihren Kräften stand. Sie ging also am Sitzungstage wieder nach dem Palast und stellte sich wie gewöhnlich am Eingang des Divans dem Sultan gegenüber.

Der Großwesir hatte seinen Vortrag noch nicht begonnen, als der Sultan Aladdins Mutter bemerkte. Diese lange Geduld, die er selbst mit angesehen, rührte ihn. „Damit du es nicht vergisst“, sagte er zum Großwesir, „dort steht wieder die Frau, von der ich dir neulich gesagt habe: laß sie hierher treten, dann wollen wir sie zuerst anhören und ihre Angelegenheit ins reine bringen.“ Sogleich zeigte der Großwesir die Frau dem Obersten der Türsteher, der zu seinen Befehlen bereit stand, und befahl ihm, sie näher heranzuführen.

Der Oberste der Türsteher kam zu Aladdins Mutter und gab ihr ein Zeichen; sie folgte ihm bis an den Fuß des königlichen Thrones, wo er sie verließ, um sich wieder an seinen Platz neben den Großwesir zu stellen.

Aladdins Mutter befolgte das Beispiel der vielen anderen, die sie mit dem Sultan hatte sprechen sehen: sie warf sich zu Boden, berührte mit ihrer Stirn den Teppich, der die Stufen des Thrones bedeckte, und blieb in dieser Stellung, bis der Sultan ihr befahl, auf-





zustehen. Als sie aufgestanden war, sprach er zu ihr: „Gute Frau, ich sehe dich schon lange Zeit in meinen Divan kommen und vom Anfang bis zu Ende am Eingange stehen. Welche Angelegenheit führt dich hierher?“

Aladdins Mutter warf sich, als sie diese Worte hörte, zum zweiten Male zu Boden, und nachdem sie wieder aufgestanden war, sagte sie: „Erhabenster aller Könige der Welt, bevor ich dir die außerordentliche und fast unglaubliche Sache erzähle, die mich vor deinen hohen Thron führt, bitte ich dich, mir die Kühnheit, ja ich möchte sagen die Unverschämtheit des Anliegens zu verzeihen, das ich dir vortragen will. Es ist so ungewöhnlich, daß ich zittere und bebe und große Scheu trage, es meinem Sultan vorzubringen.“ Um ihr volle Freiheit zu geben, befahl der Sultan allen Anwesenden, sich aus dem Divan zu entfernen und ihn mit dem Großwesir allein zu lassen; dann sagte er zu ihr, sie könne jetzt ohne Furcht sprechen.

Aladdins Mutter begnügte sich nicht mit der Güte des Sultans, der ihr die Verlegenheit, vor der ganzen Versammlung sprechen zu müssen, erspart hatte; sie wollte sich auch noch vor seinem Zorn sicherstellen, den sie bei einem so seltsamen Antrag fürchten mußte. „Großer König“, sagte sie, aufs neue das Wort ergreifend, „ich wage auch noch dich zu bitten, daß du mir, im Fall du mein Gesuch im mindesten anstößig oder beleidigend finden solltest, zum voraus deine Verzeihung und Gnade zusicherst.“ — „Was es auch sein mag“, erwiderte der Sultan, „ich verzeihe es dir schon jetzt, und es soll dir nicht das geringste Leid zustoßen. Sprich ohne Scheu!“

Nachdem Aladdins Mutter alle diese Vorsichtsmaßregeln ergriffen hatte, weil sie den ganzen Zorn des Sultans für ihren Antrag fürchtete, erzählte sie ihm treuherzig, bei welcher Gelegenheit Aladdin die Prinzessin Badruldinr gesehen, welche heftige Liebe ihm dieser



Anblick eingeflößt, welche Erklärungen er ihr darüber gemacht und wie sie ihm alles vorgestellt habe, um ihn von einer Leidenschaft abzubringen, die sowohl für den König als für seine Tochter im höchsten Grade beleidigend sei. „Aber“, fuhr sie fort, „statt diese Ermahnungen zu beherzigen und die Frechheit seines Verlangens einzusehen, beharrte mein Sohn unerschütterlich bei der Sache und drohte mir sogar irgendeine Handlung der Verzweiflung zu begehen, wenn ich mich weigern würde, zu dir zu gehen und für ihn um die Prinzessin anzuhalten. Gleichwohl hat es mich sehr große Überwindung gekostet, bis ich ihm diesen Gefallen erwies, und ich bitte dich noch einmal, großer König, daß du nicht allein mir, sondern auch meinem Sohne Aladdin verzeihen mögest, der den verwegenen Gedanken gehabt hat, nach einer so hohen Verbindung zu trachten.“

Der Sultan hörte den ganzen Vortrag mit vieler Milde und Güte an, ohne im mindesten Zorn oder Unwillen zu verraten, oder auch nur die Sache spöttisch aufzunehmen. Ehe er aber der guten Frau antwortete, fragte er sie, was sie denn in ihrem leinenen Tuche eingehüllt habe. Sogleich nahm sie die porzellanene Vase, stellte sie an den Fuß des Thrones, und nachdem sie sich niedergeworfen, enthüllte sie dieselbe und überreichte sie dem Sultan.

Es ist unmöglich, die Überraschung und das Erstaunen des Sultans zu beschreiben, als er in dieser Vase so viele ansehnliche, kostbare, vollkommene und glänzende Edelsteine erblickte, und zwar alle von einer Größe, dergleichen er niemals gesehen hatte. Seine Verwunderung war so groß, daß er eine Weile ganz unbeweglich dsaß. Endlich, als er sich wieder gesammelt hatte, empfing er das Geschenk aus den Händen der Frau und rief außer sich vor Freude: „O wie schön, wie herrlich!“ Nachdem er die Edelsteine alle einen nach dem andern in die Hand genommen, bewundert und nach ihren hervorstechendsten



Eigenschaften gepriesen hatte, wandte er sich zu seinem Großwesir, zeigte ihm die Vase und sagte zu ihm: „Sieh einmal an, und du wirst gestehen müssen, daß man auf der ganzen Welt nichts Kostbareres und Vollkommneres finden kann.“ Der Wesir war ebenfalls ganz bezaubert. „Je nun“, fuhr der Sultan fort, „was sagst du zu diesem Geschenke? Ist es der Prinzessin, meiner Tochter, nicht würdig, und kann ich sie um diesen Preis nicht dem Mann geben, der um sie anhalten läßt?“

Diese Worte versetzten den Großwesir in peinliche Unruhe. Der Sultan hatte ihm nämlich vor einiger Zeit zu verstehen gegeben, daß er die Prinzessin seinem Sohne zu geben gedenke. Nun aber fürchtete er, und nicht ohne Grund, der Sultan möchte, durch dieses reiche und außerordentliche Geschenk geblendet, sich anders entschließen. Er näherte sich ihm daher und flüsterte ihm ins Ohr: „Herr, ich muß gestehen, daß das Geschenk der Prinzessin würdig ist. Allein ich bitte dich, mir drei Monate Frist zu gönnen, bevor du dich entscheidest. Ich hoffe, daß mein Sohn, auf den du früher deine Augen zu werfen geruhtest, noch vor dieser Zeit ihr ein weit kostbareres Geschenk machen kann als dieser Aladdin, den du gar nicht kennst.“ So sehr nun auch der Sultan überzeugt war, daß der Großwesir unmöglich seinen Sohn in den Stand setzen konnte, der Prinzessin ein Geschenk von gleichem Werte zu machen, so hörte er dennoch auf ihn und bewilligte ihm diesen Wunsch. Er wandte sich also zu Aladdins Mutter und sagte zu ihr: „Geh' nach Hause, gute Frau, und melde deinem Sohn, daß ich den Vorschlag, den du mir in seinem Namen gemacht hast, genehmige, daß ich aber die Prinzessin, meine Tochter, unmöglich verheiraten kann, bis ich ihr eine Ausstattung besorgt habe, die erst in drei Monaten fertig wird. Komm also um diese Zeit wieder.“

Aladdins Mutter ging mit um so größerer Freude nach Hause, als sie es im Anfang wegen ihres Standes für unmöglich gehalten hatte, Zutritt beim Sultan zu erlangen, und nun war ihr statt einer beschämenden abschlägigen Antwort, die sie erwarten mußte, ein so günstiger Bescheid zuteil geworden. Als Aladdin seine Mutter zurückkommen sah, schloß er aus zwei Sachen auf eine gute Botschaft: erstens, weil sie früher als gewöhnlich kam, und zweitens, weil ihr Gesicht vor Freude glänzte. „Ach, meine Mutter!“ rief er ihr entgegen, „darf ich hoffen oder soll ich aus Verzweiflung sterben?“ Sie legte ihren Schleier ab, setzte sich neben ihn auf das Sofa und sagte dann zu ihm: „Lieber Sohn, um dich nicht lange in Ungewißheit zu lassen, will ich dir gleich zum voraus sagen, daß du nicht aus Sterben zu denken brauchst, sondern im Gegenteil alle Ursache hast, gutes Muts zu sein.“ Hierauf erzählte sie ihm, wie sie vor allen anderen Zutritt erhalten, weswegen sie auch sobald zurückgekommen sei, welche Vorsichtsmaßregeln sie genommen, um dem Sultan, ohne ihn zu erzürnen, eine Heirat zwischen ihm und der Prinzessin Badrullbudur vorzuschlagen, und welche günstige Antwort sie aus des Sultans eigenem Munde erhalten habe. Sie fügte hinzu: aus dem ganzen Benehmen des Sultans habe sie abnehmen können, daß das Geschenk einen überaus mächtigen Eindruck auf sein Gemüt gemacht und ihn zu dieser huldreichen Antwort bestimmt habe. „Ich hatte mich dessen um so weniger versehen“, fuhr sie fort, „als der Großwesir ihm unmittelbar vorher etwas ins Ohr gesagt hatte und ich fürchten mußte, er möchte ihn von der günstigen Gesinnung, die er vielleicht für dich hegte, abbringen.“

Als Aladdin diese Nachricht hörte, hielt er sich für den glücklichsten aller Sterblichen. Er dankte seiner Mutter für die viele Mühe,

welche sie sich bei dieser Angelegenheit gegeben habe, deren glücklicher Erfolg für seine Ruhe so wichtig sei. Und obwohl ihm bei seinem ungeduldigen Verlangen nach dem Gegenstande seiner Liebe drei Monate entsetzlich lang erschienen, so nahm er sich doch vor, mit Geduld zu warten.

Endlich waren die drei Monate verstrichen, die der Sultan als Frist für seine Vermählung mit der Prinzessin Badrulbudur festgesetzt hatte. Er hatte sorgfältig jeden Tag gezählt, und als sie vorüber waren, schickte er gleich am anderen Morgen seine Mutter in den Palast, um den Sultan an sein Wort zu erinnern.

Aladdins Mutter ging nach dem Palaste, wie ihr Sohn ihr gesagt hatte, und stellte sich am Eingang des Divans wieder an denselben Platz wie früher. Kaum hatte der Sultan einen Blick auf sie geworfen, so erkannte er sie auch wieder und erinnerte sich an ihre Bitte sowie an die Zeit, auf die er sie vertröstet hatte. Der Großwesir trug ihm eben eine Sache vor. Der Sultan unterbrach ihn mit den Worten: „Wesir, ich bemerke dort die gute Frau, die uns vor einigen Monaten ein so schönes Geschenk machte: laß sie hierher treten, du magst deinen Bericht fortsetzen, wenn ich sie angehört habe.“ Der Großwesir warf einen Blick nach dem Eingang des Divans und erkannte ebenfalls Aladdins Mutter. Sogleich rief er den Obersten der Türsteher, zeigte sie ihm und befahl ihm, sie vorzutreten zu heißen.

Aladdins Mutter näherte sich dem Fuße des Thrones und warf sich der Sitte gemäß nieder. Als sie wieder aufgestanden war, fragte sie der Sultan, was sie wünsche. „Großer König“, antwortete sie, „ich erscheine zum zweiten Male vor deinem Angesicht, um dir im Namen meines Sohnes Aladdin vorzustellen, daß die drei Monate verstrichen sind, auf welche du ihn mit der Bitte, die ich dir vorzutragen

die Ehre hatte, getröstet hast. Ich bitte demütiglich, daß du dich der Sache erinnern mögest."

Der Sultan hatte diese Frist von drei Monaten das erstemal nur deshalb angesetzt, weil er glaubte, es werde dann keine Rede mehr von einer Heirat sein, die ihm für die Prinzessin, seine Tochter, durchaus nicht angemessen schien, in Anbetracht des niedrigen Standes und der Armut von Aladdin's Mutter, welche in einem sehr einfachen Aufzuge vor ihm erschien. Diese Mahnung an sein Versprechen setzte ihn jetzt in Verlegenheit. Um sich in der Sache nicht zu übereilen, zog er seinen Großwesir zu Räte und bezeugte ihm seine Abneigung, die Prinzessin mit einem Unbekannten zu vermählen, der offenbar von ganz niedriger Abkunft sein mußte.

Der Großwesir zögerte nicht, dem Sultan seine Gedanken hierüber zu sagen. „Herr“, antwortete er ihm, „mich deucht, daß es ein unfehlbares Mittel gibt, diese unpassende Heirat zu hintertreiben, ohne daß Aladdin, selbst wenn er dir bekannt wäre, sich darob beklagen könnte: du darfst nur einen so hohen Preis für die Prinzessin festsetzen, daß seine Reichtümer, wenn sie auch noch so groß sind, nicht zureichen. Auf diese Art wirst du ihn von seiner Kühnheit, ja ich möchte sagen, verwegenen Bewerbung abbringen, die er offenbar nicht gehörig überlegt hat.“

Der Sultan billigte den Rat des Großwesirs. Er wandte sich zu Aladdin's Mutter und sagte nach einigem Nachdenken zu ihr: „Gute Frau, ein Sultan muß immer sein gegebenes Wort halten, und ich bin bereit, mein Versprechen zu erfüllen und deinen Sohn mit der Hand meiner Tochter zu beglücken. Da ich sie aber nicht vermählen kann, ohne zu wissen, welche Vorteile sie sich davon versprechen darf, so melde deinem Sohn, ich werde mein Versprechen erfüllen, sobald er mir vierzig große Decken von gediegenem Gold, von oben bis unten

mit dergleichen Kostbarkeiten, wie du mir schon einmal in seinem Namen gebracht hast, angefüllt, durch vierzig schwarze Sklaven zugeschickt, die von vierzig anderen weißen Sklaven geführt sein müssen. Dies sind die Bedingungen, unter denen ich bereit bin, ihm die Prinzessin, meine Tochter, zu geben. Gehe nun, gute Frau, und bring mir bald wieder Antwort."

Aladdins Mutter warf sich abermals vor dem Throne des Sultans nieder und entfernte sich. Unterwegs lachte sie in ihrem Herzen über das närrische Verlangen ihres Sohnes. „Wahrhaftig“, sagte sie, „wo soll er so viele goldene Becken und eine solche Menge farbiger Gläser hernehmen, um sie damit zu füllen? Wird er wieder in das unterirdische Gewölbe hinabsteigen, dessen Eingang verschlossen ist, um sie von den Bäumen zu pflücken? Und woher soll er all diese Sklaven bekommen, die der Sultan verlangt? Jetzt ist er freilich weit von seinem Ziele entfernt, und ich glaube nicht, daß er mit meiner Botschaft zufrieden sein wird.“ Als sie nun nach Hause kam, sagte sie zu Aladdin: „Mein Sohn, ich rate dir, denke nicht mehr an eine Vermählung mit der Prinzessin Badruldudur. Der Sultan hat mich zwar sehr huldreich empfangen und ich glaube, daß er gut gegen dich gesinnt war, allein der Großwesir hat ihn, wenn ich mich nicht täusche, auf andere Gedanken gebracht, wie du sogleich aus dem ers sehen kannst, was ich dir jetzt sagen werde. Nachdem ich dem Sultan vorgestellt hatte, daß die drei Monate abgelaufen seien, und ich ihn nun in deinem Namen bat, sich an sein Versprechen zu erinnern, bemerkte ich, daß er eine Weile ganz leise mit dem Großwesir sprach, und dann erst gab er mir die Antwort, die ich dir jetzt sagen werde.“ Sie erzählte nun ihrem Sohne sehr ausführlich alles, was der Sultan ihr gesagt hatte, und nannte ihm die Bedingungen, unter denen er in die Verbindung der Prinzessin, seiner Tochter, mit ihm einwilli-

gen würde. „Mein Sohn“, sagte sie zuletzt, „der Sultan erwartet eine Antwort; aber unter uns gesagt“, fuhr sie lächelnd fort, „ich glaube, er wird lange warten müssen.“

„Nicht so lange, liebe Mutter, als du glaubst“, antwortete Aladdin, „und der Sultan ist gewaltig im Irrtum, wenn er meint, durch seine ungeheueren Forderungen könne er mich außerstande setzen, an die Prinzessin Badruldur zu denken. Ich hatte ganz andere unüberwindliche Schwierigkeiten erwartet oder wenigstens einen weit höheren Preis für meine unvergleichliche Prinzessin. Jetzt aber bin ich wohl zufrieden, denn was er verlangt, ist eine Kleinigkeit gegen das, was ich ihm für ihren Besitz bieten könnte. Während ich nun darauf denken werde, ihn zu befriedigen, besorge du ein Mittagessen für uns und laß mich nur gewähren.“

Sobald seine Mutter nach Lebensmitteln ausgegangen war, nahm Aladdin die Lampe und rief sie. Sogleich erschien der Geist, fragte in den gewöhnlichen Ausdrücken, was er zu befehlen habe, und sagte, daß er bereit sei, ihn zu bedienen. Aladdin sprach zu ihm: „Der Sultan gibt mir die Prinzessin, seine Tochter, zur Frau: zuvor aber verlangt er von mir vierzig große und vollwichtige Becken von gediegenem Gold, bis zum Rande angefüllt mit den Früchten des Gartens, wo ich die Lampe geholt habe, deren Sklave du bist. Ferner verlangt er, daß diese vierzig goldenen Becken von ebenso vielen schwarzen Sklaven getragen werden sollen, vor denen vierzig weiße Sklaven hergehen müssen. Gehe und schaffe mir baldmöglichst dieses Geschenk zur Stelle, damit ich es dem Sultan schicken kann, ehe er die Sitzung des Divans aufhebt.“ Der Geist sagte, sein Befehl solle unverzüglich vollzogen werden, und verschwand.

Eine kleine Weile darauf ließ sich der Geist wieder sehen, begleitet von vierzig schwarzen Sklaven, deren jeder ein schweres Becken von ge-



diegenem Gold, angefüllt mit Perlen, Diamanten, Rubinen und Smaragden, welche die dem Sultan bereits geschenkt an Größe und Schönheit weit übertrafen, auf dem Kopfe trug. Jedes Becken war mit goldgeblütem Silberstoff überdeckt. Diese Sklaven, sowohl die weißen als die schwarzen mit den goldenen Becken, erfüllten fast das ganze Haus, das ziemlich klein war, nebst dem kleinen Hofe davor und einem Gärtchen dahinter. Der Geist fragte Aladdin, ob er zufrieden sei, und ob er ihm sonst noch etwas zu befehlen habe. Aladdin antwortete, er verlange nichts mehr, und der Geist verschwand.

Als Aladdins Mutter vom Markte zurückkam, verwunderte sie sich höchlich, da sie so viele Lente und Kostbarkeiten sah. Nachdem sie die Nahrungsmittel, die sie mitbrachte, auf den Tisch gelegt hatte, wollte sie den Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, ablegen, aber Aladdin ließ es nicht zu. „Liebe Mutter“, sprach er zu ihr, „wir haben jetzt keine Zeit zu verlieren. Es ist von großer Wichtigkeit, daß du, noch ehe der Sultan den Divan schließt, in den Palast zurückkehrst und das verlangte Geschenk nebst der Morgengabe für die Prinzessin Badruldur hinbringst, damit er aus meiner Eile und Pünktlichkeit das brennende und aufrichtige Verlangen ermessen kann, womit ich nach der Ehre trachte, sein Schwiegersohn zu werden.“

Ohne die Antwort seiner Mutter abzuwarten, öffnete Aladdin die Türe nach der Straße und ließ alle seine Sklaven paarweise, immer einen weißen mit einem schwarzen, der ein goldenes Becken auf dem Kopfe trug, zusammen hinaus. Als nun seine Mutter hinter dem letzten Sklaven her ebenfalls draußen war, verschloß er die Türe und blieb ruhig auf seinem Zimmer, in der süßen Hoffnung, der Sultan werde ihm endlich nach diesem Geschenke, das er selbst gefordert hatte, seine Tochter geben. Kaum war der erste weiße Sklave vor Aladdins Hause, als alle Vorübergehenden, die ihn bemerkten, stehen

blieben, und ehe noch die sämtlichen achtzig Sklaven, die weißen und schwarzen untereinander, draußen waren, wimmelte die Straße von einer Masse Volks, das von allen Seiten herbeiströmte, um dieses prachtvolle und außerordentliche Schauspiel anzusehen. Die Straßen waren so mit Menschen angefüllt, daß jeder an dem Platze, wo er war, stehen bleiben mußte.

Da man durch mehrere Straßen gehen mußte, um zu dem Palast zu gelangen, so konnte ein großer Teil der Stadt und Lente aus allen Klassen und Ständen den prachtvollen Aufzug sehen. Endlich langte der erste von den achtzig Sklaven an der Pforte des ersten Schloßhofes an. Die Pförtner, die sich bei Annäherung dieses wunderbaren Zuges in zwei Reihen aufgestellt hatten, hielten ihn für einen König, so reich und prachtvoll war er gekleidet, und näherten sich ihm, um den Saum seines Kleides zu küssen. Der Sklave aber, den der Geist vorher seine Rolle gelehrt hatte, gab es nicht zu und sagte feierlich zu ihm: „Wir sind bloß Sklaven; unser Herr wird erscheinen, sobald es Zeit ist.“

So kam der erste Sklave an der Spitze des ganzen Zuges in den zweiten Hof, der sehr geräumig war und wo sich der Hofstaat des Sultans während der Sitzung des Divans aufgestellt hatte. Die Anführer von jeder einzelnen Truppe waren zwar sehr prachtvoll gekleidet, wurden aber weit verdunkelt, als die achtzig Sklaven erschienen, die Aladdins Geschenk brachten und selbst dazu gehörten. Im ganzen Hofstaate des Sultans gab es nichts so Herrliches und Glänzendes zu sehen und alle Pracht der ihn umgebenden Herren vom Hofe war Staub in Vergleich mit dem, was sich jetzt seinen Blicken darbot. Da man dem Sultan den Zug und die Ankunft dieser Sklaven gemeldet hatte, so hatte er Befehl gegeben, sie eintreten zu lassen. Als sie daher erschienen, fanden sie den Eingang zum Divan offen und zo-

gen in schönster Ordnung, ein Teil zur Rechten, der andere zur Linken, hinein. Nachdem sie alle drin waren und vor dem Tore des Sultans einen großen Halbkreis gebildet hatten, stellten die schwarzen Sklaven die Becken, die sie trugen, auf den Fußteppich, dann warfen sie sich alle miteinander nieder und berührten den Teppich mit ihrer Stirne. Die weißen Sklaven taten dasselbe zur gleichen Zeit. Hierauf standen sie alle zusammen wieder auf, und die schwarzen enthüllten dabei sehr geschickt die vor ihnen stehenden Becken, worauf sie alle mit gekreuzten Armen und großer Ehrerbietung stehen blieben.

Indes nahte Aladdins Mutter dem Fuße des Thrones, warf sich vor demselben nieder und sprach zu dem Sultan: „Herr, mein Sohn Aladdin weiß recht wohl, daß das Geschenk, das er dir schickt, weit unter dem steht, was die Prinzessin Badruldudur verdient. Gleichwohl hofft er, du werdest es huldreich annehmen und auch die Prinzessin werde es nicht verschmähen; er hofft dies um so zuversichtlicher, da er sich bemüht hat, der Bedingung, die du ihm vorgeschrieben, nachzukommen.“

Der Sultan war nicht imstande, die Begrüßung der Mutter Aladdins aufmerksam anzuhören. Schon beim ersten Blick auf die vierzig goldenen Becken, die bis zum Rande mit den strahlendsten, glänzendsten und kostbarsten Edelsteinen angefüllt waren, und auf die achtzig Sklaven, die man wegen ihres edlen Anstandes, des Reichtums und der merkwürdigen Pracht ihres Anzugs für Könige halten konnte, war er so überrascht worden, daß er sich von seinem Staunen nicht erholen konnte. Statt also den Gruß von Aladdins Mutter zu erwidern, wandte er sich an den Großwesir, der ebensowenig begreifen konnte, woher so viele Reichtümer gekommen sein sollten. „Nun, Wesir“, sagte er laut zu ihm, „was denkst du von dem, wer es auch sein mag, der mir ein so reiches und außerordentliches Geschenk schickt,

ohne daß wir beide ihn kennen? Hältst du ihn für unwürdig, meine Tochter, die Prinzessin Badrusbudur, zu heiraten?"

So schmerzlich es nun auch dem Großwesir war zu sehen, daß ein Unbekannter den Vorzug vor seinem Sohne erhalten und der Eidam des Sultans werden sollte, so wagte er es doch nicht, seine Ansicht zu verhehlen. Es war zu augenscheinlich, daß Aladdins Geschenk mehr als hinreichend war, um ihn dieser hohen Ehre würdig zu machen. Er antwortete also dem Sultan ganz nach seinem Sinn und sprach: „Herr, es sei ferne von mir zu glauben, daß derjenige, der dir ein deiner so würdiges Geschenk gemacht hat, der Ehre, die du ihm zuwendest, unwürdig wäre; ja ich würde die Behauptung wagen, er verdiene noch weit mehr, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es auf der ganzen Welt keinen so kostbaren Schatz gibt, der die Prinzessin, deine Tochter, aufwiegen könnte.“ Die Herren vom Hofe, die der Sitzung beizuhöhen, gaben durch ihre Beifallsbezeugungen zu erkennen, daß sie ebenso dachten wie der Großwesir.

Der Sultan verschob jetzt die Sache nicht länger und erkundigte sich nicht einmal, ob Aladdin auch die übrigen erforderlichen Eigenschaften besitze, um sein Schwiegersohn werden zu können. Schon der Anblick dieser unermesslichen Reichtümer und die Schnelligkeit, womit Aladdin sein Verlangen erfüllt hatte, ohne in den ungeheuren Bedingungen, die ihm vorgeschrieben wurden, die mindeste Schwierigkeit zu finden, war ihm Beweis genug, daß ihm nichts zu einem vollendeten Mann fehlen könne, wie er ihn sich wünschte. Um daher Aladdins Mutter vollkommen zu befriedigen, sagte er zu ihr: „Gehe jetzt, gute Frau, und sage deinem Sohn, daß ich ihn erwarte und mit offenen Armen aufnehmen werde; je schneller er kommen wird, um die Prinzessin, meine Tochter, aus meiner Hand zu empfangen, je mehr wird er mir Vergnügen machen.“

Hoch erfreut, ihren Sohn wider alles Erwarten auf einer so hohen Stufe des Glücks zu erblicken, eilte Aladdins Mutter nach Hause; der Sultan aber schloß die Sitzung für heute, stand von seinem Throne auf und befahl, daß die Diener der Prinzessin die goldenen Becken nehmen und nach den Zimmern ihrer Gebieterin tragen sollten, wohin er selbst ging, um sie mit Muße näher zu betrachten. Dieser Befehl wurde sogleich vollzogen.

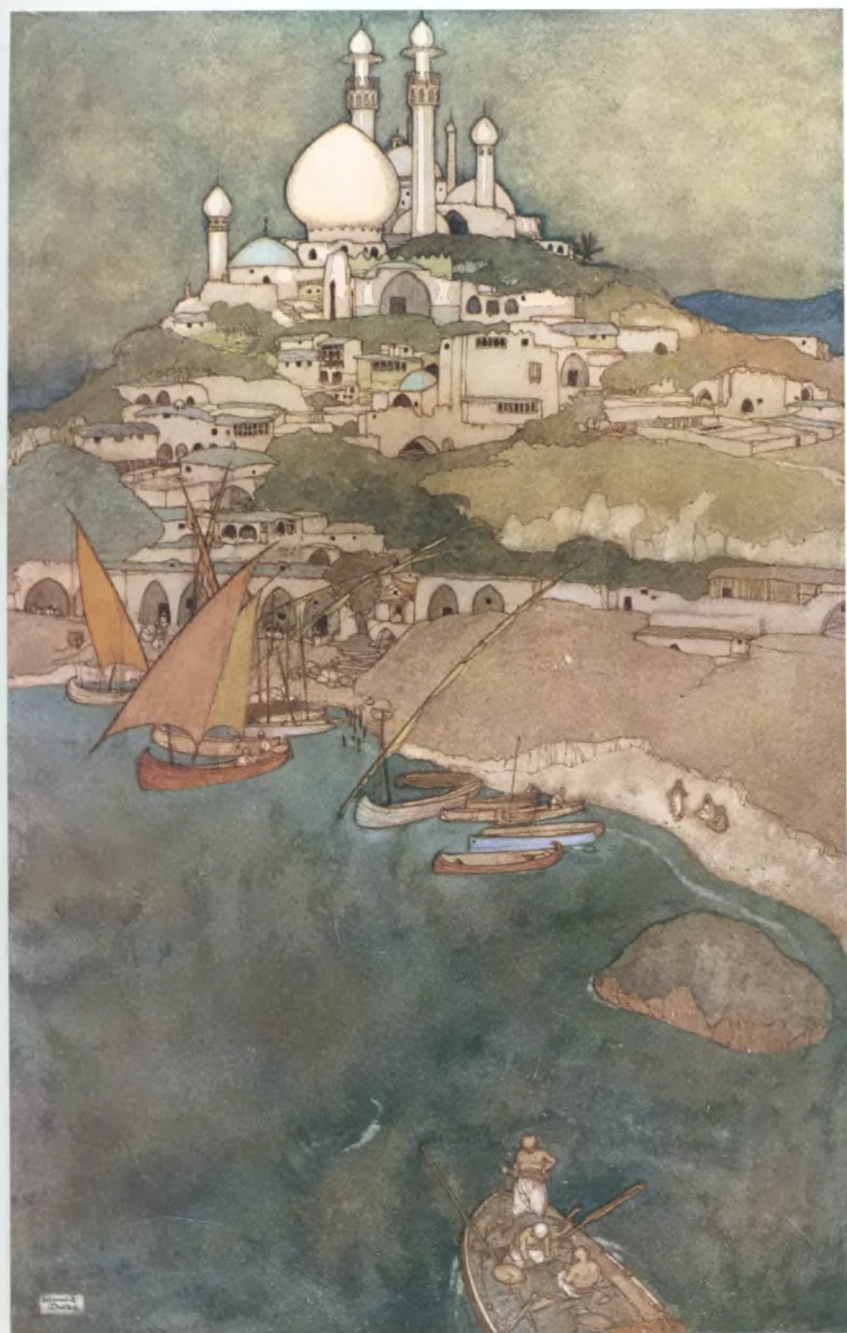
Auch die achtzig weißen und schwarzen Sklaven wurden nicht vergessen. Man ließ sie ins Innere des Palastes treten, und bald darauf befahl der Sultan, der der Prinzessin Badrulbudur von ihrer Pracht gesagt hatte, sie vor ihren Gemächern aufzustellen, damit sie dieselben durch die Gitterfenster betrachten und sich überzeugen könne, daß er in seiner Erzählung nicht nur nichts übertrieben, sondern sogar weit weniger gesagt habe, als wirklich wahr sei. Indes kam Aladdins Mutter mit einem Gesichte, das ihre gute Botschaft zum Voraus verkündigte, nach Hause. „Mein Sohn“, sagte sie zu ihm, „du hast alle Ursache zufrieden zu sein: gegen meine Erwartung sind alle deine Wünsche in Erfüllung gegangen! Ich will dich nicht lange in Ungewißheit lassen: der Sultan hat mit der Zustimmung des ganzen Hofes erklärt, daß du würdig seist, die Prinzessin Badrulbudur zu besitzen. Er erwartet dich, um dich zu umarmen und den Ehebund abzuschließen. Bereite dich auf die Zusammenkunft gehörig vor, damit sie der hohen Meinung, die er bereits von dir gefaßt hat, entspreche. Nach den Wundern, die ich bisher von dir gesehen habe, bin ich fest überzeugt, daß du es an nichts fehlen lassen wirst. Ich darf indes nicht vergessen, dir zu sagen, daß der Sultan dich mit Ungeduld erwartet; verliere also keine Zeit, dich zu ihm zu verfügen.“

Aladdin, der über diese Nachricht hoch erfreut und einzig und allein mit dem Gegenstand beschäftigt war, der ihn bezaubert hatte, gab



seiner Mutter eine kurze Antwort und ging auf sein Zimmer. Er nahm die Lampe, die ihm bisher in allen Nöten und bei allen seinen Wünschen so hilfreich gewesen war, und kaum hatte er sie gerieben, als der Geist durch sein unverzügliches Erscheinen seinen fortdauernden Gehorsam an den Tag legte. „Geist“, sagte Aladdin zu ihm, „ich habe dich gerufen, damit du mir sogleich ein Bad bereiten sollst, und sobald ich es genommen habe, will ich, daß du mir die reichste und prachsvollste Kleidung bringst, die jemals ein König getragen hat.“ Kaum hatte er dies gesprochen, als der Geist sowohl ihn als sich unsichtbar machte, aufhob und in ein Bad trug, das von äußerst feinem, schönem und buntgestreiftem Marmor gebaut war. Ohne daß er sah, wer ihn bediente, wurde er in einem sehr schönen und geräumigen Saale entkleidet. Aus dem Saale ließ man ihn in das Bad treten, das eine mäßige Wärme hatte und wo er gerieben und mit allerhand wohlriechenden Wassern gewaschen wurde. Nachdem er in den verschiedenen Badestuben alle Grade der Wärme durchgemacht hatte, kam er wieder heraus, aber ganz anders, als er hineingetreten war. Seine Gesichtsfarbe war frisch, weiß und rosig geworden, und sein ganzer Leib weit leichter und geschmeidiger. Als er in den Saal zurückkam, fand er das Kleid, das er dort gelassen hatte, nicht mehr; der Geist hatte statt desselben seinem Befehle zufolge eine andere Kleidung gebracht. Aladdin war ganz erstaunt, als er die Pracht des Anzugs sah, der für ihn bestimmt war. Er kleidete sich mit Hilfe des Geistes an und bewunderte jedes Stück, ehe er es anzog: so sehr übertraf es alles, was er sich bisher nur hatte denken können. Als er fertig war, trug ihn der Geist in dasselbe Zimmer zurück, wo er ihn abgeholt hatte, und fragte ihn, ob er noch was zu befehlen habe. „Ja“, antwortete Aladdin, „ich erwarte auf der Stelle von dir, daß du mir ein Pferd herführst, dessen Schönheit und Schnelligkeit das kost-







barste im Stalle des Sultans übertrifft; die Decke, der Sattel, der Zaum und überhaupt das Geschirr muß über eine Million wert sein. Auch verlange ich, daß du mir zu gleicher Zeit zwanzig Sklaven herbeischaffst, die ebenso reich und schmuck gekleidet sein müssen wie die, welche das Geschenk trugen, denn sie sollen mir zur Seite und als mein Gefolge einhergehen; und noch zwanzig andere der Art, die in zwei Reihen vor mir herziehen sollen. Auch meiner Mutter bring' sechs Sklavinnen zu ihrer Bedienung, die alle wenigstens ebenso reich gekleidet sein müssen wie die Sklavinnen der Prinzessin Badrnlbudur, und von denen jede einen vollständigen Anzug auf dem Kopfe tragen soll, der so prächtig und stattlich sein muß, als wäre er für die Sultantin. Ferner brauche ich zehntausend Goldstücke in zehn Beuteln. Das war es, was ich dir noch zu befehlen hatte; geh' und spute dich."

Sobald Aladdin dem Geiste diese Befehle gegeben hatte, verschwand dieser und erschien bald wieder mit dem Pferde, den vierzig Sklaven, von denen zehn je einen Beutel mit tausend Goldstücken trugen, und den sechs Sklavinnen, wovon jede einen verschiedenen Anzug für Aladdins Mutter in Silberstoff eingewickelt auf dem Kopfe trug. Der Geist übergab dies alles an Aladdin.

Aladdin nahm von den zehn Beuteln nur vier, die er seiner Mutter gab, damit sie sich derselben in Nothfällen bedienen sollte. Die sechs anderen ließ er in den Händen der Sklaven, welche sie trugen, mit dem Befehl, sie zu behalten und während ihres Zuges durch die Straßen nach dem Palaste des Sultans handvollweise unter das Volk auszuwerfen. Auch befahl er ihnen, sie sollten nebst den übrigen dicht vor ihm, drei zur Rechten und drei zur Linken, einhergehen. Endlich gab er seiner Mutter die sechs Sklavinnen und sagte ihr, sie gehörten ihr und sie könnte als Gebieterin über sie verfügen; auch die Kleider, die sie trügen, seien für ihren Gebrauch bestimmt.

Als Aladdin alle seine Angelegenheiten geordnet hatte, entließ er den Geist mit der Erklärung, daß er ihn rufen werde, sobald er seiner bedürfe, worauf dieser augenblicklich verschwand. Jetzt machte sich Aladdin fertig, dem Wunsche des Sultans, der ihn sehen wollte, zu entsprechen. Er fertigte einen der vierzig Sklaven nach dem Palaste ab mit dem Befehl, er solle sich an den Obersten der Türsteher wenden und ihn fragen, wann er wohl die Ehre haben könne, sich dem Sultan zu Füßen zu werfen. Der Sklave entledigte sich seines Auftrags sehr schnell und brachte die Nachricht zurück, daß der Sultan ihn mit Ungeduld erwarte.

Aladdin stieg nun unverzüglich zu Pferde und setzte sich mit seinem Zuge in der schon angezeigten Ordnung in Bewegung. Obgleich er nie zuvor ein Roß bestiegen hatte, so zeigte er doch dabei einen so edlen Anstand, daß selbst der erfahrenste Reiter ihn nicht für einen Neuling hätte halten können. Die Straßen, durch die er kam, füllten sich fast in einem Nu mit einer unübersehbaren Volksmasse an, von deren Beifalls-, Bewunderungs- und Segensrufen die Luft widerhallte, besonders wenn die sechs Sklaven, welche die Beutel trugen, ganze Händevoll Goldstücke rechts und links in die Luft warfen. Der Beifallsruf kam indes nicht von dem Pöbel her, der sich drängte, stieß und niederbückte, um Goldstücke aufzulesen, sondern von den wohlhabenderen Zuschauern, die sich nicht enthalten konnten, der Freigebigkeit Aladdins öffentlich das verdiente Lob zu spenden. Nicht bloß die, die sich erinnerten, ihn noch in seinen Jünglingsjahren mit den Gassenbuben spielend gesehen zu haben, erkannten ihn nicht mehr, sondern auch solche, die ihn noch vor kurzem gesehen hatten, erkannten ihn kaum; so sehr hatten sich seine Gesichtszüge verändert. Dies kam daher, daß die Lampe unter anderen Eigenschaften auch die hatte, den Besitzern allmählich alle Vollkommenheiten zu verleihen, welche

dem Rang, zu dem sie durch ihren guten Gebrauch gelangten, angemessen waren. Man schenkte Aladdins Person weit mehr Aufmerksamkeit als dem übrigen prachtvollen Zuge, da die meisten an demselben Tage bereits einen ähnlichen gesehen hatten, nämlich die Sklaven, die das Geschenk trugen und begleiteten. Da sich das Gerücht verbreitet hatte, daß der Sultan ihm die Prinzessin Badrulbudur zur Frau gebe, so wurde er trotz seiner niedern Herkunft von niemandem um sein Glück oder seine Erhebung beneidet, denn er schien all dessen würdig zu sein.

Endlich langte Aladdin vor dem Palaste an, wo alles zu seinem Empfang in Bereitschaft gesetzt war. Als er vor das zweite Thor kam, wollte er, der Sitte gemäß, die selbst der Großwesir, die Feldhauptleute und Oberstatthalter beobachteten, absteigen; allein der Oberste der Thürsteher, der ihn auf Befehl des Sultans dort erwartete, ließ es nicht zu und begleitete ihn bis an den großen Versammlungs- oder Audienzsaal, wo er ihm absteigen half, obwohl Aladdin sich sehr dagegen sträubte und es nicht dulden wollte: er konnte es aber nicht hindern. Indes bildeten die Thürsteher am Eingange des Saales eine doppelte Reihe. Ihr Oberster ging zur Linken Aladdins und führte ihn mitten durch sie hindurch bis zum Throne des Sultans.

Als der Sultan Aladdin erblickte, war er ebenso überrascht durch seine reiche und prachtvolle Kleidung, dergleichen er selbst nie getragen hatte, als auch besonders durch seinen edlen Anstand, seinen herrlichen Wuchs und seine würdevolle Haltung, die er um so weniger erwartet hatte, als sie von dem niedrigen Anzug seiner Mutter himmelweit verschieden war. Seine Verwunderung und Überraschung hinderte ihn indes nicht, aufzustehen und zwei oder drei Stufen des Thrones herabzusteigen, damit Aladdin sich nicht zu seinen Füßen werfen und er ihn freundschaftlich umarmen konnte. Nach der her-



gebrachten Gütte wollte sich Aladdin vor ihm niederwerfen, allein der Sultan hielt ihn mit eigener Hand zurück und nötigte ihn, heraufzusteigen und sich zwischen ihn und den Großwesir zu setzen.

Hierauf nahm Aladdin das Wort und sprach: „Herr, ich nehme die Ehre, die du mir erzeigst, an, weil es dir in deiner Gnade beliebt, sie mir zu erweisen; erlaube mir aber dir zu sagen, daß ich nicht vergessen habe, wie ich dein geborner Sklave bin, daß ich die Größe deiner Macht kenne und wohl weiß, wie tief meine Herkunft mich unter den Glanz und die Herrlichkeit des hohen Ranges stellt, in welchem du stehst. Wenn ich durch irgend etwas einen günstigen Empfang verdient haben sollte, so gestehe ich, daß ich ihn bloß jener durch einen reinen Zufall veranlaßten Kühnheit verdanke, die mich bewog, meine Augen, Gedanken und Wünsche bis zu der göttlichen Prinzessin zu erheben, die der Gegenstand meiner Sehnsucht ist. Ich bitte dich für diese Verwegenheit um Verzeihung, großer König, aber ich kann nicht verhehlen, daß ich vor Schmerz sterben würde, wenn ich die Hoffnung aufgeben müßte, meinen Wunsch erfüllt zu sehen.“

„Mein Sohn“, antwortete der Sultan, indem er ihn abermals umarmte, „du würdest mir Unrecht tun, wenn du auch nur einen Augenblick an der Aufrichtigkeit meines Versprechens zweifeln wolltest. Dein Leben ist mir fortan zu teuer, als daß ich es nicht durch Darbietung des Heilmittels, worüber ich verfügen kann, zu erhalten suchen sollte. Ich ziehe das Vergnügen, dich zu sehen und zu hören, allen meinen und deinen Schätzen vor.“

Bei diesen Worten gab der Sultan ein Zeichen, und alsbald ertönte die Lust vom Schall der Hoboen und Pauken; zugleich führte der Sultan Aladdin in einen prachtvollen Saal, wo ein herrliches Festmahl aufgetragen wurde. Der Sultan speiste ganz allein mit Aladdin. Der Großwesir und die vornehmen Herren vom Hofe standen



ihnen, jeder nach seinem Rang und seiner Würde, während der Mahlzeit zur Seite. Der Sultan, der die Augen fortwährend auf Aladdin geheftet hatte — denn es machte ihm ungemein viel Vergnügen, ihn zu sehen — lenkte das Gespräch auf mehrere verschiedene Gegenstände. Während der ganzen Unterhaltung aber, die sie über Tisch miteinander führten, und auf welchen Gegenstand auch das Gespräch fallen mochte, sprach Aladdin mit so viel Kenntniss und Verstand, daß er den Sultan vollends ganz in der guten Meinung bestärkte, die er gleich anfangs von ihm gefaßt hatte.

Nach dem Mahle ließ der Sultan den obersten Richter seiner Hauptstadt rufen und befahl ihm, sogleich den Ehevertrag zwischen der Prinzessin Badruldur, seiner Tochter, und Aladdin zu entwerfen und aufzusetzen. Während dieser Zeit unterhielt sich der Sultan mit Aladdin über mehrere gleichgültige Sachen in Gegenwart des Großwesirs und der vornehmen Herren vom Hofe, die den gründlichen Verstand, die große Gewandtheit in Rede und Ausdruck und die feinen und sinnreichen Bemerkungen, womit der Jüngling die Unterhaltung würzte, nicht genug bewundern konnten.

Als der Richter den Vertrag mit allen erforderlichen Förmlichkeiten vollendet hatte, fragte der Sultan Aladdin, ob er im Palaste bleiben und die Hochzeit noch heute feiern wolle. „Herr“, antwortete Aladdin, „so brennend auch mein Verlangen ist, deine Gnade und Huld in ihrem ganzen Umfange zu genießen, so bitte ich doch, daß du mir so lange noch Frist gestattest, bis ich einen Palast habe erbauen lassen, um die Prinzessin ihrem Range und ihrer Würde gemäß zu empfangen. Ich erbitte mir hierzu einen angemessenen Platz vor dem deinigen aus, damit ich recht nahe bin, um dir meine Aufwartung machen zu können. Ich werde nichts unterlassen und dafür sorgen, daß er in möglichst kurzer Zeit vollendet wird.“ — „Mein Sohn“,

sagte der Sultan, „wähle dir jede Stelle aus, die du für passend hältst; vor meinem Palaste ist leerer Raum genug, und ich selbst habe schon daran gedacht, ihn auszufüllen; aber bedenke, daß ich je eher je lieber dich mit meiner Tochter vermählt zu sehen wünsche, um das Maß meiner Freude voll zu machen.“ Bei diesen Worten umarmte er Aladdin abermals, und dieser verabschiedete sich vom Sultan mit so feinem Anstand, wie wenn er von jeher am Hofe gewesen und dort erzogen worden wäre.

Aladdin stieg nun wieder zu Pferde und kehrte in demselben Zuge, wie er gekommen war, durch dieselbe Volksmasse und unter dem Beifalljauchzen der Menge, die ihm alles mögliche Glück und Segen wünschte, nach Hause zurück. Kaum war er abgestiegen, so nahm er die Lampe und rief den Geist wie gewöhnlich. Der Geist ließ nicht lange auf sich warten, sondern erschien sogleich und bot seine Dienste an. „Geist“, sprach Aladdin zu ihm, „ich habe alle Ursache, deine Pünktlichkeit zu rühmen; du hast bisher alle Befehle, die ich dir kraft dieser Lampe, deiner Herrin, gegeben habe, pünktlich erfüllt. Heute aber handelt es sich darum, daß du aus Liebe zu ihr womöglich noch mehr Eifer und Gehorsam an den Tag legen sollst als bisher. Ich verlange nämlich, daß du mir in möglichst kurzer Zeit gegenüber vom Palaste des Sultans, jedoch in angemessener Entfernung davon, einen Palast erbauen lässest, welcher würdig ist, die Prinzessin Badruldur, meine Gemahlin, aufzunehmen. Die Wahl der Materialien, nämlich Porphyrt oder Jaspis, Achat oder Lasurstein, oder auch den feinsten buntgestreiften Marmor, sowie die übrige Einrichtung des Baues, überlasse ich ganz dir; doch erwarte ich, daß du mir obenhinauf einen großen Saal mit einer Kuppel und vier gleichen Seiten bauest, dessen Wände aus wechselnden Schichten von echtem Gold und Silber aufgeführt sein müssen, mit vierundzwanzig Fen-





stern, sechs auf jeder Seite, deren Vergitterung kunstreich und ebenmäßig mit Diamanten, Rubinen und Smaragden geschmückt sein muß, so daß dergleichen noch nie auf der Welt gesehen worden ist. Ferner will ich, daß sich bei dem Palaste ein Vorhof, ein Hof und ein Garten befinde, vor allen Dingen aber muß an einem Ort, den du mir bezeichnen wirst, ein Schatz voll mit gemünztem Gold und Silber und außerdem mehrere Küchen, Speisekammern, Magazine und Gerätekammern voll der kostbarsten Geräte für jede Jahreszeit, und der Pracht des Palastes angemessen, vorhanden sein; dann noch Ställe voll der schönsten Pferde und der gehörigen Anzahl Stallmeister und Stallknechte. Auch versteht es sich von selbst, daß du auch noch für hinlängliche Dienerschaft für die Küche und den übrigen Haushalt, sowie für die gehörige Anzahl Sklavinnen zur Bedienung der Prinzessin zu sorgen hast. Du wirst jetzt begreifen, was mein Wunsch ist; geh' und komm' wieder, wenn du alles fertig gemacht hast."

Die Sonne ging eben unter, als Aladdin dem Geiste wegen Erbauung des Palastes, den er sich ausgesonnen, seine Aufträge gab. Am anderen Morgen stand Aladdin, den die Liebe zur Prinzessin nicht ruhig schlafen ließ, in aller Frühe auf, und sogleich erschien auch der Geist. „Herr“, sprach er zu ihm, „dein Palast ist fertig; komm' und sieh', ob du damit zufrieden bist.“ Aladdin fand alles so weit über seiner Erwartung, daß er sich nicht genug wundern konnte. Der Geist führte ihn überall herum, und überall fand er Reichtum, Schönheit und Pracht, dazu Diener und Sklaven, alle dem Range und Dienste gemäß gekleidet, wozu sie bestimmt waren. Auch unterließ er nicht, ihm als eine Hauptsache die Schatzkammer zu zeigen, deren Türe vom Schatzmeister geöffnet wurde, und Aladdin erblickte hier ganze Haufen von Goldsäcken der verschiedensten Größe, je nach den Summen, die sie enthielten, bis an das Gewölbe aufgetürmt, und alles in

so schöner Ordnung, daß ihm das Herz vor Freude lachte. Beim Herausgehen versicherte ihm der Geist, daß er sich auf die Treue des Schatzmeisters vollkommen verlassen dürfe. Hierauf führte er ihn in die Ställe und zeigte ihm die schönsten Pferde von der Welt und die Stallknechte, die eifrig beschäftigt waren, sie zu pflegen und zu warten. Endlich ging er mit ihm durch die Vorratskammern, worin alle Arten von Vorräten, hauptsächlich an Nahrungsmitteln für die Pferde und Pferdeschmuck, aufgehäuft lagen.

Nachdem Aladdin den ganzen Palast von oben bis unten, von Zimmer zu Zimmer und von Gemach zu Gemach, besonders auch den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern gemustert und darin mehr Pracht und Herrlichkeit, als er je gehofft, sowie alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten angetroffen hatte, sagte er zu dem Geiste: „Geist, es kann niemand zufriedener sein als ich es bin, und es wäre sehr unrecht von mir, wenn ich mich im mindesten beklagen wollte. Bloß etwas fehlt noch, wovon ich dir nichts gesagt habe, weil ich nicht daran dachte. Ich wünschte nämlich von dem Palastore des Sultans an bis zum Eingang der Zimmer, die in diesem Palaste für die Prinzessin bestimmt sind, einen Teppich vom schönsten Samt ausgebreitet zu haben, damit sie auf demselben gehe, wenn sie aus dem Palaste des Sultans kommt.“ — „Ich komme im Augenblick wieder“, sprach der Geist und verschwand. Eine kleine Weile nachher sah Aladdin mit großem Erstaunen seinen Wunsch erfüllt, ohne daß er wußte, wie es zugegangen war. Der Geist erschien dann wieder und trug Aladdin in seine Wohnung zurück, während eben die Palastpforte des Sultans geöffnet wurde.

Die Pförtner des Palastes, die das Thor öffneten und nach der Seite hin, wo jetzt Aladdins Prachtgebäude stand, immer eine freie Aussicht gehabt hatten, waren sehr überrascht, als sie diese Aussicht



verbaut und von dorthier bis an die Palastpforte des Sultans einen Samtteppich ausgebreitet sahen. Im Anfang konnten sie sich nicht denken, was es sein sollte; aber ihr Erstaunen wuchs, als sie ganz deutlich den herrlichen Palast Aladdins sahen. Die Nachricht von diesem merkwürdigen Wunder verbreitete sich wie ein Lauffeuer im ganzen Palast. Der Großwesir, der sich gleich nach Öffnung der Pforte im Palast einfand, war ebenso überrascht wie alle anderen, und theilte die Sache sogleich dem Sultan mit, erklärte sie aber für ein Werk der Zauberei. „Wesir“, antwortete der Sultan, „warum soll es denn ein Werk der Zauberei sein? Du weißt so gut wie ich, daß es der Palast ist, den Aladdin vermöge der Erlaubnis, die ich ihm in deiner Gegenwart gab, als Wohnung für die Prinzessin, meine Tochter, hat erbauen lassen. Nach den Proben, die er uns von seinem Reichtum gegeben, ist es durchaus nicht so befremdlich, daß er diesen Palast in so kurzer Zeit vollendet hat. Er hat uns damit überraschen und zeigen wollen, daß man mit barem Gelde über Nacht Wunder tun kann. Gestehe nur, daß bei dir etwas wie Eifersucht mit unterläuft, wenn du von Zaubereien sprichst.“ Indes wurde es Zeit, in die Ratsversammlung zu gehen, und sie brachen das Gespräch ab.

Als Aladdin in seine Wohnung zurückgebracht worden war und den Geist entlassen hatte, fand er seine Mutter bereits in eines der herrlichen Prachtgewänder gekleidet, die ihr der Geist gebracht hatte. Er veranlaßte sie nun, um die Zeit, wo der Sultan gewöhnlich aus der Ratsversammlung kam, in Begleitung der Sklavinnen, die der Geist ihr gebracht hatte, nach dem Palaste zu gehen. Wenn sie den Sultan sähe, sollte sie ihm sagen, sie komme, um die Ehre zu haben, die Prinzessin auf den Abend nach ihrem Palaste zu begleiten. Aladdin selbst stieg nun zu Pferde, verließ sein Vaterhaus, um nie wieder

zurückzukehren, vergaß aber die Wunderlampe nicht, die ihm so herrliche Dienste geleistet hatte.

Gegen Abend wurde die Prinzessin mit der größten Feierlichkeit nach Aladdins Palast geleitet, wo die Hochzeit mit unbeschreiblicher Pracht gefeiert wurde. Eine ganze Woche lang fand Fest auf Fest statt; vor dem Palast standen zwei Fontänen, aus denen roter und weißer Wein sprudelte; im Freien waren überdies hundert Tafeln gedeckt, an denen das Volk ununterbrochen mit den herrlichsten Gerichten bewirtet ward; außerdem waren noch vier besondere offene Bratklüchen errichtet, an jeder Ecke des Palastes eine, in denen ganze riesige Ochsen, mit Hühnern, Enten und Gänsen gefüllt, geschmort und gebraten wurden; in riesigen Körben standen die wohlschmeckendsten Früchte, von denen jeder nach Belieben nehmen durfte; und, in Erinnerung an seine Kinderzeit, hatte Aladdin für die armen Knaben und Mädchen der Stadt die wohlschmeckendsten Kuchen und Torten backen lassen, von denen sie soviel essen durften, als sie nur wollten.

Nun führte Aladdin ein Leben voller Glanz und Herrlichkeit: er hatte seine Zeit so eingetheilt, daß er jede Woche wenigstens einmal auf die Jagd ging, bald in die nächsten Umgebungen der Stadt, bald auch in weitere Ferne, und immer zeigte er sich auf den Straßen und auf den Dörfern so freigebig wie kein anderer. Dieses großmütige Benehmen machte, daß das ganze Volk ihn mit Segenswünschen überhäufte und zuletzt nicht höher schwor als bei seinem Haupte. Ja man kann, ohne den Sultan, dem er sehr regelmäßig den Hof machte, in Schatten zu stellen, wohl sagen, daß Aladdin sich durch seine Leutseligkeit und Freigebigkeit die Zuneigung des ganzen Volkes erworben hatte und im allgemeinen mehr geliebt wurde als der Sultan selbst. Mit allen diesen schönen Eigenschaften verband er eine Tapferkeit und einen Eifer für das Wohl des Staats, den man nicht genug loben

konnte. Beweise davon gab er bei Gelegenheiten eines Aufruhrs an den Grenzen des Reichs. Kaum hatte er erfahren, daß der Sultan ein Heer ausrüstete, um ihn zu dämpfen, so bat er ihn, ihm den Oberbefehl zu übergeben und erhielt ihn auch ohne Mühe. Sobald er nun an der Spitze des Heeres stand, führte er es so schnell und mit solchem Eifer ins Feld, daß der Sultan die Niederlage, Bestrafung und Zerstreuung der Anführer eher vernahm als seine Ankunft beim Heere. Diese That, die seinen Namen im ganzen Reiche berühmt machte, verderbte doch sein Herz nicht; er kehrte zwar sieggekrönt zurück, blieb aber immer noch so mild und leutselig wie zuvor.

Aladdin hatte bereits mehrere Jahre auf diese Art gelebt, als der Zauberer, der ihn wider Wissen und Willen in den Stand gesetzt hatte, sich so hoch aufzuschwingen, in Afrika, wohin er zurückgekehrt war, sich seiner erinnerte. Obwohl er bisher des festen Glaubens gelehrt hatte, Aladdin müsse in dem unterirdischen Gewölbe zugrunde gegangen sein, so bekam er doch auf einmal Lust, genau zu erfahren, welches Ende er genommen habe. Als großer Meister in der Punktirkunst zog er daher aus seinem Schrank ein Viereck in Form einer verschlossenen Schachtel hervor, dessen er sich bei seinen Beobachtungen in der Punktirkunst zu bedienen pflegte. Er setzte sich auf sein Sofa, legte das Viereck vor sich, nahm den Deckel ab, und nachdem er den Sand zurechtgemacht und geebnet hatte, um zu erfahren, ob Aladdin in der unterirdischen Höhle gestorben sei oder nicht, machte er seine Punkte, zog seine Linien und stellte fest, daß Aladdin nicht nur nicht in dem unterirdischen Gewölbe gestorben sei, sondern sich daraus gerettet habe und in großem Glanz und gewaltigem Reichtum, vermählt mit einer Prinzessin, hochgeehrt und geachtet lebe.

Kaum hatte der afrikanische Zauberer mittelst seiner teuflischen Kunst die Entdeckung gemacht, daß Aladdin sich so hoch hinaufgeschwungen

habe, so stieg ihm auch das Blut ins Gesicht. Voll Wut sagte er zu sich selbst: „Dieser elende Schneidersohn hat also das Geheimnis und die Wunderkraft der Lampe entdeckt; ich hielt seinen Tod für gewiß, und nun genießt er die Frucht meiner Arbeiten und Nachtwachen! Aber eher will ich untergehen, als ihn noch länger in seinem Glücke lassen.“ Er hatte seinen Entschluß schnell gefaßt, bestieg gleich am anderen Morgen einen Berberhengst, den er im Stalle hatte, und machte sich auf den Weg. So kam er von Stadt zu Stadt, und von Land zu Land, ohne sich unterwegs länger aufzuhalten, als sein Pferd zum Ausruhen Zeit brauchte, bis nach China und bald auch in die Hauptstadt des Sultans, dessen Tochter Aladdin geheiratet hatte. Er stieg in einem Khan oder öffentlichen Wirthshause ab und mietete sich ein Zimmer. Hier blieb er den noch übrigen Teil des Tages und die folgende Nacht, um sich von den Beschwerden der Reise zu erholen.

Am andern Morgen wünschte der afrikanische Zauberer vor allem zu erfahren, was man von Aladdin spreche. Indem er nun durch die Stadt spazierte, trat er in ein sehr berühmtes und von vornehmen Leuten stark besuchtes Haus, wo man zusammenkam, um ein gewisses warmes Getränk zu genießen, das er noch von seiner ersten Reise her kannte. Kaum hatte er Platz genommen, als man ihm eine Schale von diesem Getränk einschenkte und überreichte. Während er trank, horchte er rechts und links und hörte, daß man von Aladdins Palaste sprach. Als er ausgetrunken hatte, näherte er sich einem von denen, die sich davon unterhielten, und nahm den Augenblick wahr, um ihn beiseite zu nehmen und ihn zu fragen, was denn das für ein Palast sei, von dem man so rühmend spreche. „Woher bist denn du, Freund?“ erwiderte ihm der Angeredete. „Du mußt erst seit ganz kurzem hier sein, wenn du den Palast des Prinzen Aladdin noch nicht









gesehen oder wenigstens noch nicht einmal davon reden gehört hast." Man nannte nämlich Aladdin immer so, seitdem er die Prinzessin Badruldudur geheiratet hatte. „Ich sage nicht“, fuhr der Mann fort, „daß er eins von den Wunderwerken der Welt ist, sondern ich behaupte vielmehr, daß er das einzige Wunder auf der Welt ist; denn gewiß hat man noch nie etwas so Großes, so Kostbares, so Prachtvolles gesehen. Du mußt sehr weit herkommen, da du noch nichts davon gehört hast, denn nach meiner Meinung muß man auf der ganzen Welt davon sprechen, seit er erbaut ist. Sieh ihn einmal selbst an und urteile, ob ich dir nicht die Wahrheit berichtet habe.“ — „Verzeihe meine Unwissenheit“, antwortete der afrikanische Zauberer, „ich bin erst gestern hier angelangt und komme in der That so weit her, ich kann sagen vom äußersten Ende Afrikas, daß sein Ruf noch nicht bis dahin gedrungen war, als ich abreiste. Da ich wegen des dringenden Geschäftes, das mich hierher führt, auf meiner Reise kein anderes Ziel vor Augen hatte, als möglichst bald anzukommen, ohne mich unterwegs aufzuhalten oder irgendeine Bekanntschaft anzuknüpfen, so erfuhr ich von der Sache nichts weiter, als was du mir eben gesagt hast. Indes will ich nicht unterlassen, ihn selbst zu sehen; ja, meine Neugierde ist so groß, daß ich sie sogleich befriedigen wollte, wenn du nur die Güte hättest, mir den Weg zu zeigen.“

Derjenige, an den sich der afrikanische Zauberer gewandt hatte, machte sich ein Vergnügen daraus, ihm den Weg nach Aladdins Palast zu beschreiben, und der afrikanische Zauberer stand nun sogleich auf und ging dahin. Als er angekommen war und den Palast von allen Seiten genau betrachtet hatte, zweifelte er nicht mehr daran, daß Aladdin sich der Lampe bedient haben müsse, um ihn erbauen zu lassen. Ohne weiter auf die Machtlosigkeit Aladdins als eines bloßen Schneiderssohnes Gewicht zu legen, wußte er recht gut, daß

solche Wunderwerke nur von den Geistern der Lampe, deren Besitz ihm entgangen war, geschaffen werden konnten. Voll Ärger über das Glück und die Größe Aladdins, der sich nicht viel von dem Sultan unterschied, kehrte er nach dem Khan zurück, wo er abgestiegen war.

Nun brauchte er nur noch zu wissen, wo die Lampe war, ob Aladdin sie bei sich trug oder irgendwo aufbewahrte, und um dies zu entdecken, mußte der Zauberer seine Punktierkunst zu Hilfe nehmen. Sobald er in sein Zimmer gekommen war, nahm er daher sein Viereck und den Sand wieder vor, was er auf allen seinen Reisen bei sich führte. Aus diesem Versuche erkannte er, daß die Lampe in Aladdins Palast war, und war außer sich vor Freude über eine solch wichtige Entdeckung. „Ich muß sie bekommen, diese Lampe“, sagte er, „und alles will ich daransetzen, auch mein Leben, um sie ihm zu entreißen und ihn in die Niedrigkeit wieder hinabzudrücken, aus der er so hoch emporgestiegen ist!“

Das Unglück wollte, daß Aladdin damals gerade für acht Tage auf die Jagd gegangen und erst seit drei Tagen fort war; der afrikanische Zauberer erfuhr dies auf folgende Weise. Sobald er durch seine Punktierkunst die frohe Entdeckung gemacht hatte, wo die Lampe sei, ging er zum Aufseher des Khans unter dem Vorwand, sich mit ihm unterhalten zu wollen, und er hatte sehr natürliche Gründe dazu, so daß er nicht weit auszuholen brauchte. Er erzählte ihm, daß er Aladdins Palast gesehen, und nachdem er in den übertriebensten Ausdrücken alles gepriesen hatte, was ihm daran am bewundernswürdigsten vorgekommen und was überhaupt jedermann am merkwürdigsten fand, setzte er hinzu: „Meine Neugierde erstreckt sich noch weiter, und ich werde mich nicht zufrieden geben, bevor ich den Herrn dieses wundervollen Gebäudes selbst gesehen habe.“ — „Das wird dir nicht schwer

werden“, antwortete der Aufseher des Khans, „denn solange er in der Stadt ist, gibt er fast jeden Tag Gelegenheit dazu; aber seit drei Tagen ist er auf eine große Jagd ausgezogen, die acht Tage dauern soll.“

Mehr verlangte der afrikanische Zauberer nicht zu wissen; er nahm Abschied von dem Mann und sagte bei sich selbst: „Der Augenblick ist günstig, ich darf ihn nicht verpassen.“ Hierauf ging er in den Laden eines Mannes, der Lampen zum Verkauf machte, und sagte zu diesem: „Meister, ich sollte zwölf kupferne Lampen haben: Kannst du sie mir liefern?“ Der Lampenverkäufer antwortete, es fehlten ihm zwar noch einige, wenn er sich aber bis morgen gedulden wolle, so könne er ihm ein volles Duzend zu jeder beliebigen Stunde liefern. Der Zauberer war es zufrieden und empfahl ihm, sie müßten recht hübsch und blank sein; nachdem er ihm noch eine gute Bezahlung versprochen hatte, ging er in seinen Khan zurück.

Am anderen Tage wurde das Duzend Lampen dem afrikanischen Zauberer abgeliefert, der ohne zu markten den verlangten Preis dafür bezahlte. Er legte sie in einen Korb, womit er sich zu diesem Behuf versehen hatte, ging mit diesem Korb am Arm nach Aladdins Palast und fing, als er in der Nähe war, an zu rufen: „Wer will alte Lampen gegen neue austauschen?“ Als die kleinen Kinder, die auf dem Plage spielten, dies hörten, liefen sie herbei und sammelten sich mit lautem Hohngelächter um ihn, denn sie hielten ihn für einen Narren. Auch die Vorübergehenden lachten über seine Dummheit, wofür sie es hielten. „Bei diesem Manne“, sagten sie, „muß es im Kopfhäuschen nicht richtig sein, sonst könnte er nicht neue Lampen für alte anbieten.“ Der afrikanische Zauberer ließ sich weder durch den Spott der Kinder noch durch das, was die älteren Leute von ihm sagten, irre machen, sondern fuhr fort, seine Ware auszubieten und laut

zu schreien: „Wer will alte Lampen gegen neue austauschen?“ Er wiederholte dies so oft, auf dem Plage vor dem Palast und in der Nähe desselben auf- und abgehend, daß die Prinzessin Badrulbudur, die gerade in dem Saale mit den vierundzwanzig Fenstern war, die Stimme des Mannes hörte; da sie aber wegen des Geschreies der Kinder, die ihm nachfolgten und deren Zahl sich mit jedem Augenblick vermehrte, nicht verstand, was er ausrief, so schickte sie eine ihrer Sklavinnen, die ihr am nächsten stand, hinab, um zu sehen, was der Lärm bedeuten sollte.

Die Sklavin kam bald wieder mit lautem Lachen in den Saal. Sie lachte so herzlich, daß die Prinzessin bei ihrem Anblick ebenfalls lachen mußte. „Nun, du Narrin“, sagte sie endlich, „wirfst du mir nicht sagen, warum du so lachst?“ — „Herrin“, antwortete die Sklavin, immerfort lachend, „wie könnte man auch anders, wenn man einen Narren sieht, der einen Korb voll schöner, ganz neuer Lampen am Arm hat, aber sie nicht verkaufen, sondern nur gegen alte austauschen will! Der Lärm aber, den du hörst, kommt von den Kindern her, die ihn verhöhnen und in solcher Masse umgeben, daß er kaum von der Stelle kommen kann.“

Nach diesem Bericht nahm eine andere Sklavin das Wort und sagte: „Da von alten Lampen die Rede ist, so weiß ich nicht, ob die Prinzessin schon bemerkt hat, daß hier auf dem Kranzgesims eine solche steht. Der Eigentümer wird es wohl nicht übel nehmen, wenn er statt der alten eine neue findet. Wenn es der Prinzessin genehm ist, so kann sie sich den Spaß machen, zu erproben, ob dieser Narr wirklich verrückt genug ist, eine neue Lampe für eine alte zu geben, ohne etwas herauszuverlangen.“

Die Lampe, von der die Sklavin sprach, war eben die Wunderlampe, die Aladdin zu seiner Größe geholt hatte, und er selbst hatte

sie, bevor er auf die Jagd ging, auf das Kranzgefäß gestellt, um sie nicht zu verlieren: eine Vorsichtsmaßregel, die er jedesmal anwendete, wenn er zu diesem Behuf auszog. Aber weder die Sklavinnen, noch die Diener, noch die Prinzessin selbst hatten sie jemals während seiner Abwesenheit bemerkt; außer der Zeit, wo er auf der Jagd war, trug er sie immer bei sich. Man wird nun sagen, diese Vorsicht Aladdins sei recht gut gewesen, aber er hätte seine Lampe wenigstens einschließen sollen. Dies ist freilich wahr, doch dergleichen Versehen sind zu jeder Zeit begangen worden, werden noch täglich begangen und auch in Zukunft begangen werden.

Die Prinzessin Badrulbudur, die von dem hohen Wert der Lampe nichts wußte und sich nicht denken konnte, daß es für Aladdin, der gar nie davon sprach, von so hoher Wichtigkeit sein könne, sie unberührt zu lassen und aufzubewahren, ging auf den Scherz ein und befahl einem Diener, sie zu nehmen und auszutauschen. Der Diener gehorchte, ging die Treppe hinab, und war kaum aus dem Tore des Palastes, als er den afrikanischen Zauberer bemerkte. Er rief ihn, und als er zu ihm kam, zeigte er ihm die alte Lampe und sagte: „Gib mir eine neue Lampe für diese da.“

Der afrikanische Zauberer zweifelte nicht, daß dies die Lampe sei, die er suchte; denn da alles Geschirr in Aladdins Palast von Gold oder Silber war, so konnte es darin nicht wohl noch eine andere solche geben. Er nahm sie dem Diener schnell aus der Hand, schob sie sorgfältig in seinen Busen und überreichte ihm dann seinen Korb, damit er nach Belieben eine auswählen könnte. Der Diener wählte eine aus, verließ den Zauberer und brachte die neue Lampe der Prinzessin Badrulbudur. Kaum aber war der Tausch geschehen, als auch schon die Kinder auf dem Platz ein lautes Geschrei und Gelächter erhoben und sich über die Dummheit des Zauberers lustig machten.



Der afrikanische Zauberer ließ sie schreien so lange sie wollten. Ohne sich länger in der Nähe von Aladdins Palast aufzuhalten, machte er sich ganz unvermerkt und ohne weiteren Lärm aus dem Staube, d. h. er schrie nicht mehr, daß er alte Lampen gegen neue eintauschen wolle. Er wollte jetzt keine andere mehr als die, die er schon hatte, und da er schwieg, so gingen auch die Kinder auseinander und ließen ihn ziehen.

Sobald er von dem Plage zwischen den beiden Palästen weg war, entschlüpfte er durch eine weniger besuchte Straße, und da er jetzt weder die anderen Lampen noch den Korb mehr brauchte, so stellte er den Korb mit den Lampen auf eine Straße, wo gerade niemand vorüberging. Hierauf schlug er eine andere Straße ein und lief hastig fort, bis er eines der Stadttore erreichte. Sodann ging er durch eine sehr lange Vorstadt, wo er einige Lebensmittel einkaufte. Sobald er aber im Freien war, lenkte er von der Hauptstraße ab nach einem abgelegenen Plage hin, wo er von niemand bemerkt werden konnte, und hier wartete er auf den günstigen Augenblick, um seinen Plan vollends auszuführen. Was lag ihm an seinem Berberhengst! Diesen ließ er in dem Khan, wo er abgestiegen war, zurück, denn er glaubte sich durch den Schatz, den er eben erworben, reichlich entschädigt.

Der afrikanische Zauberer brachte den Rest des Tages hier zu bis ein Uhr nachts, wo die Finsternis am größten war. Jetzt zog er die Lampe aus seinem Busen und rief sie. Auf diesen Ruf erschien der Geist sogleich. „Was willst du?“ fragte er ihn; „ich bin bereit, dir zu gehorchen als dein Sklave und als Sklave aller, welche die Lampe in der Hand haben; sowohl ich als auch die anderen Sklaven der Lampe.“ — „Ich befehle dir“, antwortete der afrikanische Zauberer, „daß du augenblicklich den Palast, den du oder die anderen Sklaven der Lampe in der Stadt erbaut, so wie er ist, mit allen seinen



lebenden Bewohnern aufhebest und zugleich mit mir nach Afrika versehest." Ohne etwas zu antworten, schaffte der Geist mit Hilfe der übrigen der Lampe dienstbaren Geister in sehr kurzer Zeit sowohl ihn selbst als den ganzen Palast nach Afrika. Wir wollen indes den afrikanischen Zauberer und den Palast samt der Prinzessin Badrubudur in Afrika lassen und nur von dem Erstaunen des Sultans reden.

Als der Sultan aufgestanden war, ging er wie gewöhnlich nach dem offenen Erker, um sich das Vergnügen zu machen, Aladdins Palast zu betrachten und zu bewundern. Er richtete seinen Blick nach der Seite hin, wo er diesen Palast zu sehen gewohnt war, erblickte aber nur einen leeren Platz. Im Anfang glaubte er, er täusche sich, und rieb sich die Augen; allein er sah so wenig als das erstemal, obgleich das Wetter sehr heiter, der Himmel rein und die Morgenröte bereits aufgestiegen war, so daß man alles recht deutlich sehen konnte. Er blickte rechts und links durch die beiden Öffnungen und sah noch immer nichts. Sein Erstaunen darüber war so groß, daß er lange wie angewurzelt auf derselben Stelle stehen blieb, die Augen starr nach der Seite hin geheftet, wo der Palast bisher gewesen, aber jetzt nicht mehr zu sehen war; denn es war ihm unmöglich zu begreifen, wie ein so großer und ansehnlicher Palast, wie der Aladdins, den er seit jenem Tage, wo er die Erlaubnis zu seiner Erbauung gegeben, tagtäglich und erst gestern noch gesehen hatte, auf einmal ganz spurlos verschwunden sein solle. „Ich kann mich nicht täuschen“, sprach er bei sich selbst, „er stand auf dem Platze dort. Wäre er eingestürzt, so müßten sich doch noch Trümmer davon zeigen, und hätte die Erde ihn verschlungen, so müßte man wenigstens eine Spur sehen.“ Es ging über seine Verstandeskräfte, zu enträtseln, wie dies zugegangen sei, und so fest er auch überzeugt war, daß der Palast nicht mehr da stand,

so wartete er doch noch einige Zeit, um sich zu überzeugen, ob er sich nicht täusche. Endlich entfernte er sich und ging, nachdem er noch einmal zurückgeblickt hatte, auf seine Zimmer zurück. Dann ließ er in aller Eile den Großwesir rufen und setzte sich nieder, während sein Geist von so verschiedenartigen Gedanken bestürmt wurde, daß er nicht wußte, was er tun sollte.

Der Großwesir ließ nicht lange auf sich warten. Er kam in solcher Eile, daß weder er noch seine Leute im Vorbeigehen bemerkten, daß Aladdins Palast nicht mehr an seiner Stelle stand. Selbst die Pförtner hatten es nicht bemerkt, als sie die Tore des Palastes öffneten. Der Großwesir redete den Sultan also an: „Herr, die Eile, womit man mich berufen hat, läßt mich schließen, daß irgend etwas Außerordentliches vorgefallen sein muß; denn du weißt ja wohl, daß heute Ratssitzung ist und ich mich meiner Pflicht gemäß ohnehin in einigen Augenblicken eingestellt hätte.“ — „Ja“, antwortete der Sultan, „es hat sich wirklich etwas sehr Außerordentliches zugetragen und du wirst es selbst gestehen müssen. Sprich, wo ist der Palast Aladdins?“ — „Der Palast Aladdins?“ erwiderte der Großwesir sehr erstaunt, „ich ging soeben daran vorbei, und mich deuchte, er stand an seinem alten Platz. So gewaltige Gebäude wie dieses ändern ihre Stelle nicht so leicht.“ — „Sieh einmal zum Kabinett hinaus“, entgegnete der Sultan, „und sag mir dann, ob du ihn gesehen hast.“

Der Großwesir begab sich in den offenen Erker, und es ging ihm wie dem Sultan. Als er sich völlig versichert hatte, daß Aladdins Palast nicht mehr da stand und auch nicht die mindeste Spur davon zu sehen war, trat er wieder vor den Sultan. „Nun, hast du Aladdins Palast gesehen?“ fragte ihn dieser. — „Herr“, antwortete der Großwesir, „du erinnerst dich vielleicht, daß ich die Ehre hatte, dir zu sagen, der Palast, den du mit seinen unermesslichen Reichtümern so sehr be-

wunderdest, könne bloß ein Werk der Zauberei und eines Zauberers sein; allein du wolltest damals nicht auf mich achten."

Der Sultan, der dies nicht leugnen konnte, geriet in einen um so größeren Zorn, als sein früherer Unglauben offenbar am Tage lag. „Wo ist er“, rief er, „dieser Betrüger, dieser Schurke? Ich lasse ihm den Kopf abschlagen.“ — „Herr“, antwortete der Großwesir, „er hat sich vor einigen Tagen von dir verabschiedet. Man muß ihn fragen lassen, wo sein Palast hingekommen ist, denn er allein kann es wissen.“ — „Das wäre zu viel Schonung für ihn“, entgegnete der Sultan; „geh' und schicke dreißig von meinen Reitern ab, daß sie ihn in Ketten vor mich führen.“ Der Großwesir überbrachte den Reitern den Befehl des Sultans und unterrichtete ihren Anführer, wie sie sich zu benehmen hätten, damit er ihnen nicht entweichen könne. Sie gingen ab und trafen Aladdin fünf oder sechs Stunden von der Stadt auf dem Heimwege begriffen. Der Anführer ritt auf ihn zu und sagte ihm, der Sultan habe großes Verlangen, ihn wieder zu sehen, und deshalb habe er sie abgeschickt, um es ihm zu melden und ihn nach Hause zu begleiten.

Aladdin hatte nicht die entfernteste Ahnung von dem wahren Grunde, warum diese Abtheilung der Leibwache des Sultans zu ihm gekommen war, und ritt getrost weiter. Als er aber noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt war, umringte ihn die Reiterschar, und der Anführer derselben nahm das Wort und sagte zu ihm: „Prinz Aladdin, mit großem Bedauern haben wir dir zu erklären, daß wir vom Sultan Befehl haben, dich zu verhaften und als Staatsverbrecher vor ihn zu führen; wir bitten dich, es nicht übel aufzunehmen, wenn wir jetzt unsere Pflicht erfüllen, und uns zu verzeihen.“

Aladdin war äußerst überrascht durch diese Erklärung, denn er fühlte sich unschuldig. Er fragte den Anführer, ob er wisse, welches Ver-

brechens er angeklagt sei; dieser aber antwortete, weder er noch seine Leute wüßten davon.

Da Aladdin sah, daß seine Leute viel schwächer waren als die Reiter-  
schar und ihn sogar verließen, so stieg er vom Pferde ab und sagte:  
„Hier bin ich, vollziehet euern Befehl. Übrigens kann ich versichern,  
daß ich mir keines Verbrechens bewußt bin, weder gegen die Person  
des Sultans noch gegen den Staat.“ Man warf ihm sogleich eine  
sehr dicke und lange Kette an den Hals und band ihn damit auch  
mitten um den Körper, so daß er die Arme nicht frei hatte. Der An-  
führer stellte sich nun wieder an die Spitze des Zuges, einer der Reiter  
aber faßte das Ende der Kette und führte so, hinter dem Anführer  
herreitend, Aladdin, der zu Fuße folgen mußte, mit fort. In diesem  
Zustande wurde er in die Stadt gebracht.

Als die Reiter in die Vorstadt kamen und man Aladdin als Staats-  
verbrecher daherführen sah, glaubte jedermann, es werde ihm den  
Kopf kosten. Da er aber allgemein beliebt war, so ergriffen die einen  
Cäbel und andere Waffen, und die, welche keine hatten, bewaffneten  
sich mit Steinen und folgten den Reitern nach. Einige von den hinter-  
sten schwenkten um und machten Miene, sie auseinander zu sprengen;  
allein die Volksmasse wurde so groß, daß die Reiter es für geratener  
fanden, sich keinen Ärger anmerken zu lassen und sich glücklich schätz-  
ten, wenn sie nur den Palast des Sultans erreichten, ohne daß Alad-  
din ihnen entrisen wurde. Um dies zu bewerkstelligen, nahmen sie  
geflissentlich die ganze Breite der Straße ein, indem sie sich bald aus-  
dehnten, bald näher aneinanderschlossen, je nachdem sie weiter oder  
enger war. So gelangten sie endlich an den Platz vor dem Palaste,  
wo sie sich alle in einer Linie anstellten und gegen die bewaffnete  
Volksmasse Front machten, bis ihr Befehlshaber und der Reiter,  
welcher Aladdin führte, in den Palast eingetreten waren und die

Pförtner das Thor hinter ihm geschlossen hatten, um das Volk abzuhalten.

Aladdin wurde sofort vor den Sultan geführt, der ihn mit dem Großwesir auf einem Balkon erwartete. Sobald er ihn sah, befahl er dem Scharfrichter, der ebenfalls hierher bestellt worden war, ihm den Kopf abzuhanen, ohne daß er ihn anhören oder irgendeinen Aufschluß von ihm haben wollte.

Der Scharfrichter bemächtigte sich Aladdins, nahm ihm die Kette, die er um den Hals und Leib hatte, ab, breitete sofort ein Leder, das mit dem Blute von unzähligen Verbrechern befleckt war, auf den Boden, hieß ihn darauf niederknien und verband ihm die Augen. Hierauf zog er sein Schwert, holte weit aus, ließ es dreimal in der Luft blitzen und schickte sich an, den Todesstreich zu führen, indem er nur noch auf ein Zeichen vom Sultan wartete, um Aladdin den Kopf abzuschlagen.

In diesem Augenblick bemerkte der Großwesir, daß das Volk die Reiter überwältigt hatte und in den Schloßplatz gedrungen war, ja sogar, daß einige die Mauern des Palastes an mehreren Stellen mit Leitern erstiegen und bereits anfangen, sie niederzureißen, um eine Öffnung zu machen. Er sagte daher zum Sultan, ehe er das Zeichen gab: „Herr, ich bitte dich, daß du den Schritt, den du zu tun im Begriffe bist, reiflich überlegen mögest. Du läufst Gefahr, deinen Palast erstürmt zu sehen, und wenn dies Unglück geschähe, so könnte es unheilbare Folgen haben.“ — „Mein Palast erstürmt!“ versetzte der Sultan. „Wer darf sich dessen unterfangen?“ — „Herr“, antwortete der Großwesir, „wirf nur einen Blick auf die Mauern des Palastes und auf den Platz, so wirst du dich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen.“

Als der Sultan die heftige Aufregung unter dem Volke sah, er-



schraf er dermaßen, daß er augenblicklich dem Scharfrichter den Befehl gab, sein Schwert wieder in die Scheide zu stecken, die Binde von Aladdins Augen wegzunehmen und ihn freizulassen. Zugleich befahl er seinen Trabanten auszurufen, daß er Aladdin Gnade schenke und jedermann sich nun entfernen möge.

Als nun diejenigen, welche bereits die Mauern des Palastes erklettert hatten, sahen, was vorging, so gaben sie ihr Vorhaben auf. Sie stiegen schnell wieder herab und hocherfreut, einem Mann, den sie wahrhaft liebten, das Leben gerettet zu haben, teilten sie diese Nachricht allen Umstehenden mit. Sie verbreitete sich von Mund zu Mund unter der ganzen Volksmasse, die sich auf dem Platz vor dem Palaste gesammelt hatte, und die Trabanten bestätigten sie auch von oben herab. Als nun das Volk sah, daß der Sultan Aladdin Gerechtigkeit widerfahren ließ und ihn begnadigte, so entwaffnete sich sein Zorn, der Aufruhr hörte auf und es gingen alle einer nach dem anderen nach Hause.

Sobald Aladdin sich wieder in Freiheit sah, schaute er nach dem Balkon hinauf, und als er den Sultan bemerkte, so rief er ihm in rührendem Tone zu: „Herr, ich bitte dich, mir zu der bereits erwiesenen Gnade noch eine neue zu schenken und mich wissen zu lassen, was mein Verbrechen ist.“ — „Was es ist, du Schurke!“ erwiderte der Sultan, „weißt du es noch nicht? Komm einmal hier herauf, so will ich dir es zeigen.“

Aladdin ging hinauf und trat vor den Sultan. „Folge mir“, sagte dieser zu ihm und ging vor ihm her, ohne ihn anzusehen. Er führte ihn an den offenen Erker, und als er an der Türe war, sagte er zu ihm: „Gehe hinein, du mußt doch wissen, wo dein Palast stand; sieh dich jetzt hier nach allen Seiten um und sage, was daraus geworden ist.“



Aladdin sah hin und erblickte nichts. Er bemerkte wohl den ganzen Platz, den sein Palast sonst eingenommen hatte, da er aber nicht begreifen konnte, wie er hätte verschwinden sollen, so machte ihn dieses seltsame und überraschende Ereignis so bestürzt und verdutzt, daß er dem Sultan kein einziges Wort erwidern konnte.

Der Sultan wiederholte voll Ungeduld die Frage: „Sag’ mir doch, wo der Palast und meine Tochter ist?“ Endlich brach Aladdin das Stillschweigen und sagte: „Herr, ich sehe wohl und gestehe es ein, daß der Palast, den ich erbauen ließ, nicht mehr auf seinem Plage steht; ich sehe, daß er verschwunden ist, kann dir aber nicht sagen, wo er sein mag. Nur so viel kann ich versichern, daß ich keinen Teil an diesem Ereignis habe.“

„Mir liegt nichts daran, was aus deinem Palaste geworden ist“, antwortete der Sultan. „Meine Tochter ist mir millionenmal lieber. Du mußt sie mir zurückgeben, sonst lasse ich dir ohne alle weitere Rücksichten den Kopf abschlagen.“

„Herr“, antwortete Aladdin, „ich flehe dich an, daß du mir vierzig Tage Frist gebest, um meine Maßregeln zu treffen, und gelingt es mir in dieser Zeit nicht, so gebe ich dir mein Wort, daß ich selbst meinen Kopf zu den Füßen deines Thrones niederlegen will, damit du nach Belieben darüber verfügst.“ — „Ich bewillige dir diese Frist von vierzig Tagen“, erwiderte der Sultan; „aber glaube ja nicht, daß du meine Gnade mißbrauchen und meinem Zorn entfliehen kannst. In welchem Winkel der Erde du sein magst, ich werde dich schon zu finden wissen.“

Aladdin entfernte sich in großer Demütigung und in einem wahrhaft Mitleid erregenden Zustande aus dem Angesicht des Sultans. Er ging mit gesenktem Haupte über die Höfe des Palastes und war so beschämt, daß er es nicht wagte, die Augen aufzuschlagen. Die

vornehmsten Hofbeamten, von denen er keinen einzigen beleidigt hatte und die vorher seine Freunde gewesen, waren jetzt weit entfernt, sich ihm zu nähern oder ihm eine Zufluchtsstätte anzubieten; nein, sie kehrten ihm den Rücken, damit sie ihn nicht sehen mußten und er sie nicht erkennen möchte. Aber wenn sie sich ihm auch genähert hätten, um ihm Trost einzusprechen oder ihre Dienste anzutragen, so hätten sie Aladdin kaum mehr erkannt: kannte er sich doch selbst nicht mehr und war seines Verstandes nimmer mächtig. Dies bewies er auch, sobald er zum Palaste hinausgetreten war; denn ohne zu bedenken, was er tat, fragte er von Türe zu Türe und alle Leute, die ihm begegneten, ob sie seinen Palast nicht gesehen hätten und ihm keine Nachricht davon geben könnten.

Solche Fragen brachten jedermann auf die Meinung, Aladdin habe seinen Verstand verloren. Einige lachten bloß darüber, aber die Vernünftigeren, und besonders diejenigen, die in freundschaftlicher Verbindung oder sonst in einem Verkehr mit ihm gestanden hatten, wurden von wahrhaftem Mitleid ergriffen. Er blieb drei Tage in der Stadt, indem er sich bald nach dieser, bald nach jener Seite hin wendete und nichts aß, als was ihm mitleidige Menschen reichten, im übrigen aber keinen Entschluß faßte.

Endlich, da er in diesem elenden Zustande nicht länger in einer Stadt verweilen wollte, wo er früher den vornehmen Herrn gespielt hatte, entfernte er sich aus derselben und schlug den Weg nach dem Felde ein. Er vermied die großen Heerstraßen, und nachdem er in schrecklicher Ungewißheit mehrere Felder durchirrt hatte, kam er mit Anbruch der Nacht an das Ufer eines Flusses. Hier faßte er einen Gedanken der Verzweiflung. „Wo soll ich jetzt meinen Palast suchen?“ sagte er bei sich selbst. „In welcher Provinz, in welchem Lande, in welchem Teile der Welt werde ich ihn und meine vielgeliebte Prin-





zessin wiederfinden, die der Sultan von mir fordert? Dies wird mir nie gelingen; deshalb ist es besser, ich befreie mich auf einmal von all diesen Mühseligkeiten, die zu nichts führen würden, und von dem bitteren Kummer, der mein Herz zerfrißt." Schon hatte er den Entschluß gefaßt, sich in den Fluß zu werfen, doch glaubte er als guter und frommer Muselmann dies nicht eher tun zu können, als bis er sein Gebet verrichtet hätte. Indem er sich nun dazu anschicken wollte, näherte er sich dem Rande des Wassers, um sich der Landesitte gemäß die Hände und das Gesicht zu waschen. Da aber die Stelle etwas abschüssig und naß war, so glitt er aus und wäre in den Fluß gefallen, wenn er sich nicht noch an einem kleinen Felsstück gehalten hätte, das etwa zwei Zoll hoch hervorragte. Glücklicherweise hatte er noch den Ring, den der afrikanische Zauberer ihm an den Finger gesteckt hatte, ehe er in das unterirdische Gewölbe hinabstieg, um die festbare Lampe zu holen, die ihm jetzt wieder entrisen worden war. Diesen Ring rieb er ziemlich stark an dem Felsen, als er sich daran hielt, und augenblicklich stand derselbe Geist vor ihm, der ihm in dem unterirdischen Gewölbe erschienen war, wo der afrikanische Zauberer ihn eingesperrt hatte. „Was willst du?“ fragte der Geist; „ich bin bereit, dir zu gehorchen als dein Sklave und als Sklave aller derer, die den Ring am Finger haben, sowohl ich als die anderen Sklaven des Ringes.“

Maddin, der in seiner verzweiflungsvollen Lage durch diese Erscheinung angenehm überrascht war, antwortete: „Geist, rette mir zum zweiten Male das Leben und zeige mir, wo der Palast ist, den ich erbauen ließ, oder Sorge, daß er unverzüglich wieder an seinen alten Platz zurückgetragen wird.“ — „Was du hier verlangst“, antwortete der Geist, „liegt nicht in meinem Wirkungskreise, ich bin bloß Sklave des Ringes; wende dich deshalb an den Sklaven der Lampe.“

— „Wenn dem so ist“, versetzte Aladdin, „so befehle ich dir Kraft des Ringes, versetze mich sogleich an den Ort, wo mein Palast ist, sei es auch wo es wolle, und bringe mich unter die Fenster der Prinzessin Badruldudur.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Geist ihn nahm und nach Afrika mitten auf eine große Wiese trug, auf der der Palast nicht weit von einer großen Stadt stand; er setzte ihn dicht unter den Fenstern der Prinzessin nieder und ließ ihn dann allein. Alles dies war das Werk eines Augenblicks.

Ungeachtet der Dunkelheit der Nacht erkannte Aladdin recht gut seinen Palast und die Zimmer der Prinzessin Badruldudur. Da es indes schon weit in der Nacht und im Palast alles ruhig war, so ging er etwas abseits und setzte sich unter einen Baum. Da er seit fünf oder sechs Tagen kein Auge mehr geschlossen hatte, so überwältigte ihn zuletzt der Schlaf, und er schlummerte am Fuße des Berges ein.

Als am folgenden Tage die Morgenröte anbrach, wurde Aladdin sehr angenehm erweckt durch den Gesang der Vögel, die theils auf dem Baume, unter dem er lag, theils auch auf den dickbelaubten Bäumen im Garten seines Palastes die Nacht zugebracht hatten. Er warf sogleich seine Augen auf dieses bewundernswürdige Gebäude und fühlte eine unaussprechliche Freude, daß er jetzt Hoffnung habe, wieder Herr desselben zu werden und aufs neue seine teure Prinzessin Badruldudur zu besitzen. Er stand auf und näherte sich den Zimmern der Prinzessin, dann ging er unter ihren Fenstern eine Weile spazieren und wartete, bis sie erwachen würde und sich sehen ließe. Inzwischen dachte er bei sich selbst darüber nach, woher wohl die Ursache seines Unglücks gekommen sein möge, und nachdem er sich lange hin und her besonnen, zweifelte er nicht mehr daran, sein ganzes Mißgeschick könne bloß davon herrühren, daß er seine Lampe aus den Augen verloren habe. Er machte sich nun Vorwürfe über seine



Nachlässigkeit und daß er nicht Sorge getragen habe, sie keinen Augenblick aus der Hand zu lassen. Was ihn noch mehr in Verlegenheit setzte, war, daß er sich gar nicht einbilden konnte, wer wohl auf sein Glück eifersüchtig sei. Dies wäre ihm zwar klar geworden, wenn er gewußt hätte, daß er und sein Palast sich in Afrika befänden; allein der dienstbare Geist des Ringes hatte es ihm nicht gesagt, und er hatte ihn auch nicht darum gefragt. Sonst hätte ihn schon der Name Afrikas sogleich an den afrikanischen Zauberer, seinen abgesagten Feind, erinnert.

Die Prinzessin Badrulbudur stand diesmal früher als gewöhnlich auf, seit sie durch die Tücke des afrikanischen Zauberers nach Afrika entführt worden war. Als sie angekleidet war, sah eine ihrer Frauen zufällig durchs Gitterfenster, bemerkte Aladdin und verkündete es sogleich ihrer Gebieterin. Die Prinzessin, die diese Nachricht nicht glauben konnte, lief schnell ans Fenster, bemerkte Aladdin ebenfalls und öffnete das Gitter. Bei dem Geräusch, das dadurch entstand, hob Aladdin den Kopf in die Höhe, erkannte sie und begrüßte sie mit einer Miene, auf der überschwengliche Freude sich abspiegelte. „Um keine Zeit zu verlieren“, sagte die Prinzessin zu ihm, „habe ich dir die geheime Türe öffnen lassen, geh durch dieselbe hinein und komm herauf.“ Nach diesen Worten schloß sie das Fenster wieder.

Die geheime Türe befand sich unter den Zimmern der Prinzessin. Aladdin fand sie offen und ging rasch die Treppe hinauf. Es ist unmöglich, die Freude zu beschreiben, welche die beiden Ehegatten empfanden, als sie sich nach einer Trennung, die sie ewig geglaubt hatten, endlich wiedersehen. Als sich Aladdin einigermaßen gefaßt hatte, nahm er das Wort und sprach: „Prinzessin, bevor wir von irgend etwas anderem sprechen, beschwöre ich dich im Namen Gottes, sage mir, was ist aus einer alten Lampe geworden, die ich, bevor ich auf die Jagd

ging, in dem Saal mit den vierundzwanzig Fenstern auf das Kranz-  
gestims gestellt hatte?"

„Ach, teuerer Gemahl“, antwortete die Prinzessin, „ich habe mir’s  
wohl gedacht, daß unser beiderseitiges Unglück von dieser Lampe her-  
komme, und was mich untröstlich macht, ist, daß ich selbst daran schuld  
bin.“ — „Prinzessin“, erwiderte Aladdin, „miß dir die Schuld nicht  
bei, sie ist ganz auf meiner Seite, denn ich hätte die Lampe sorgfamer  
aufbewahren sollen. Jetzt aber laß uns nur daran denken, den Scha-  
den wieder gut zu machen; deshalb tu’ mir den Gefallen und erzähle  
mir umständlich, wie die Sache zugegangen und in welche Hände die  
Lampe geraten ist.“

Die Prinzessin Badrulbudur erzählte hierauf Aladdin alles: unter  
welchen Umständen sie die alte Lampe gegen die neue, die sie hierauf  
zur Ansicht herbeibringen ließ, ausgetauscht und wie sie in der folgen-  
den Nacht die Versetzung des Palastes bemerkt und sich am anderen  
Morgen in einem unbekannten Lande befindend habe, wo sie jetzt  
beide seien und das Afrika heiße. Letzteres hatte sie aus dem Munde  
des Schurken selbst erfahren, der sie durch seine Zauberkunst hierher  
versetzt hatte.

„Prinzessin“, unterbrach sie Aladdin, „du hast mir den Schurken  
deutlich genug bezeichnet, indem du mir sagtest, daß ich gegenwärtig  
mit dir in Afrika bin. Er ist der abscheulichste aller Menschen; doch  
ist jetzt weder die Zeit noch der Ort, dir seine Schlechtigkeiten aus-  
fühlicher zu erzählen, und ich bitte dich bloß, mir zu sagen, was er mit  
der Lampe angefangen und wo er sie aufbewahrt hat.“ — „Er trägt  
sie wohlbewahrt in seinem Busen“, erwiderte die Prinzessin, „ich  
kann dies mit Bestimmtheit sagen, da er sie in meiner Gegenwart  
herausgezogen und enthüllt hat, um sich damit gegen mich zu brü-  
sten.“

„Geliebte meines Herzens“, sagte hierauf Aladdin, „werde nicht unwillig, wenn ich dich durch vieles Fragen ermüde: es ist für dich und mich von gleicher Wichtigkeit. Aber um auf das zu kommen, was mich besonders nahe berührt, so beschwöre ich dich, mir zu sagen, wie dieser schlechte und treulose Mensch dich behandelt hat.“ — „Seit ich hier bin“, antwortete die Prinzessin, „hat er sich mir nur einmal des Tages gezeigt, und alle seine Reden, die er gegen mich zu führen pflegt, zielen dahin, daß ich mein Wort, das ich dir gegeben, brechen und ihn zum Gemahl nehmen soll. Dabei gibt er mir zu verstehen, daß ich nimmermehr hoffen dürfe, dich je wiederzusehen, denn du seiest nicht mehr am Leben, und der Sultan, mein Vater, habe dir den Kopf abschlagen lassen. In seiner Rechtfertigung fügt er hinzu, du seiest ein Undankbarer, der sein ganzes Glück ihm zu verdanken habe, und so noch tausend Sachen, auf die ich nicht einmal acht gebe.“

„Prinzessin“, unterbrach sie Aladdin, „ich hege die Zuversicht, daß du mit Recht nichts mehr zu fürchten brauchst, und ich glaube ein Mittel gefunden zu haben, uns beide von unserem gemeinschaftlichen Feinde zu befreien. Zu diesem Behuf muß ich indessen notwendig in die Stadt gehen. Ich werde gegen Mittag zurückkommen, um dir dann meinen Plan mitzuteilen und was du zum Gelingen desselben beizutragen hast. Doch sage ich dir zum voraus, wundere dich nicht, wenn du mich in einer anderen Kleidung zurückkommen siehst, und gib Befehl, daß man mich an der geheimen Türe, wenn ich klopfe, nicht lange warten läßt.“ Die Prinzessin versprach, man werde ihn an der Türe erwarten und schnell öffnen.

Als Aladdin wieder zum Palaste hinausgegangen war, sah er sich nach allen Seiten um und bemerkte einen Bauersmann, der aufs Feld ging.

Da der Bauer vom Palaste ziemlich weit weg war, so lief Aladdin

schnell, um ihn einzuholen, und machte ihm den Antrag, die Kleider mit ihm zu wechseln, worauf der Bauer endlich auch einging. Der Umtausch geschah hinter einem Gebüsch, und als sie sich getrennt hatten, schlug Aladdin den Weg nach der Stadt ein. Sobald er hineingekommen war, ging er auf der Straße, die vom Tore auslief, fort und lenkte von da in die besuchtesten Straßen ein, bis er an den Platz kam, wo die Kaufleute und Handwerker jeder Art ihre besondere Gasse hatten. Er trat nun in die Gasse der Materialienhändler, ging in den größten und bestausgestatteten Laden und fragte den Kaufmann, ob er nicht ein gewisses Pulver habe, das er ihm nannte. Der Kaufmann, der aus Aladdins Kleidung schloß, er müsse arm sein und werde nicht Geld genug haben, um ihn zu bezahlen, antwortete, er habe zwar dieses Pulver, allein es sei sehr teuer. Aladdin erriet seine Gedanken, zog seinen Beutel aus der Tasche, ließ einige Goldstücke hervorblicken und verlangte dann eine halbe Drachme von dem Pulver. Der Kaufmann wog so viel ab, wickelte es ein, übergab es Aladdin und forderte ein Goldstück dafür. Aladdin händigte es ihm ein, und ohne sich in der Stadt länger aufzuhalten als nötig war, um einige Nahrung zu sich zu nehmen, kehrte er nach seinem Palast zurück. Er brauchte an der geheimen Türe nicht lange zu warten, sie wurde ihm sogleich geöffnet, und so ging er ins Gemach der Prinzessin Badrulbudur hinauf. „Geliebte“, sprach er zu ihr, „da du so großen Widerwillen gegen deinen Entführer hast, so wird es dir vielleicht schwer werden, den Rat zu befolgen, den ich dir jetzt gebe. Bedenke aber, daß du dich notwendig verstellen und dir einige Gewalt antun muß, wenn du dich von seinen Nachstellungen befreien und dem Sultan, deinem Vater und meinem Herrn, die Freude machen willst, dich wiederzusehen. Befolge also meinen Rat“, fuhr Aladdin fort, „schmücke dich sogleich mit deinen schönsten Kleidern, und wenn

der afrikanische Zauberer kommt, so empfang' ihn aufs freundlichste. Du darfst dir aber keinen Zwang und keine Befangenheit anmerken lassen, sondern muß ihm ein heiteres Gesicht zeigen, so daß er daraus schließen muß, wenn je noch ein Wölkchen Trübniß zurückgeblieben sei, so werde auch dieses mit der Zeit schon verschwinden. Im Gespräch gib ihm sodann zu erkennen, daß du dir alle Mühe gebest, mich zu vergessen; und um ihn vollkommen von deiner Aufrichtigkeit zu überzeugen, lade ihn zum Abendessen ein und drücke den Wunsch aus, den besten Wein seines Landes einmal zu kosten. Er wird dann sogleich weggehen, um dir welchen zu holen. Indes du nun auf seine Wiederkehr wartest und den Schenktisch in Bereitschaft setzen lässest, so schütte in einen der Becher, der dem deinigen gleich ist, dies Pulver hier, stelle ihn sodann auf die Seite und befehl derjenigen von deinen Frauen, die das Schenkkamt versieht, sie soll ihn dir auf ein verabredetes Zeichen voll Wein bringen und sich ja in acht nehmen, daß kein Irrthum dabei vorgeht. Denn, Geliebte, dieses Pulver ist ein tödlich wirkendes Gift, vor dem es keine Rettung gibt. Wenn dann der Zauberer zurückkommt und ihr beide bei Tische sitzt und nach Herzenslust gegessen und getrunken habt, so laß den Becher mit dem Pulver bringen und vertausche deinen Becher mit dem seinigen. Er wird dies als eine so hohe Gunst ansehen, daß er es nicht ablehnen, sondern den Becher bis auf den Grund austrinken wird; kaum aber wird er ihn geleert haben, so wirst du ihn rücklings hinsinken sehen. Dann ist der Augenblick gekommen, wo ich dich retten und den tückischen Zauberer bestrafen kann."

Es geschah alles so, wie Aladdin es wünschte. Als der Zauberer rücklings zusammengesunken war, trat Aladdin in den Saal. Er verschloß die Thüre, näherte sich dem entseelten Leichnam des afrikanischen Zauberers, öffnete sein Kleid und zog die Lampe heraus, die noch so



verhüllt war, wie die Prinzessin es ihm beschrieben hatte. Er enthüllte sie und rieb daran, und alsbald erschien der Geist mit seinem gewöhnlichen Gruß. „Geist“, sagte Maddin zu ihm, „ich habe dich gerufen, um dir im Namen der Lampe zu befehlen, daß du diesen Palast wieder nach China zurücktragen lässest, und zwar an denselben Ort und dieselbe Stelle, von wo er weggenommen ist.“ Der Geist gab durch ein Kopfnicken zu verstehen, daß er gehorchen werde und verschwand. Die Versetzung ging wirklich vor sich, und man spürte sie nur an zwei sehr leichten Erschütterungen: die eine, als der Palast von seiner Stelle in Afrika emporgehoben, und die andere, als er in China gegenüber dem Palast des Sultans niedergelassen wurde, was alles in wenigen Augenblicken geschehen war.

Seit der Entführung des Palastes und der Prinzessin Badrulbudur war der Sultan, der Vater dieser Prinzessin, untröstlich, weil er sie für immer verloren glaubte. Mehrere Male des Tages ging er an den offenen Erker seines Palastes hinauf, um seinen Tränen freien Lauf zu lassen und sich immer tiefer in seine Betrübniß zu versenken durch den Gedanken, daß er das, was ihm so wohlgefallen hatte, nie wiedersehen werde, und das Liebste, was er auf der Welt besessen, auf immer verloren habe. Auch an dem Morgen, wo Maddins Palast wieder an seinen alten Platz gebracht worden war, hatte sich die Morgenröthe kaum am Himmel gezeigt, als der Sultan wieder in den Erker ging. Er war so in sich gekehrt und so durchdrungen von seinem Schmerz, daß er seine Augen traurig nach der Seite hinwendete, wo er nur den leeren Raum und keinen Palast mehr zu erblicken vermeinte. Als er nun auf einmal diese Leere ausgefüllt sah, hielt er es für einen Nebel. Endlich aber, nachdem er es aufmerkamer betrachtet hatte, erkannte er, daß es ganz unzweifelhaft Maddins Palast war. Freude und Fröhlichkeit bemächtigten sich jetzt seines Herzens



nach langem Kummer und Gram. Er kehrte eilig auf sein Zimmer zurück und befahl, man solle ihm ein Pferd satteln und vorführen. Er schwang sich hinauf, ritt fort, und es war ihm, als könne er nicht schnell genug bei Aladdins Palast anlangen.

Aladdin, der dies vorausgesehen hatte, war mit Tagesanbruch aufgestanden, hatte eines seiner prächtigsten Kleider angelegt und sich sodann in den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern begeben, von wo aus er den Sultan kommen sah. Er eilte hinab und kam noch gerade zur rechten Zeit, um ihn unten an der Haupttreppe zu empfangen und ihm vom Pferd absteigen zu helfen. „Aladdin“, sprach der Sultan zu ihm, „ich kann mit dir nicht sprechen, bevor ich meine Tochter gesehen und umarmt habe.“

Aladdin führte den Sultan in das Zimmer der Prinzessin Badruldur, die eben mit ihrem Anzuge fertig geworden war; denn Aladdin hatte sie beim Aufstehen erinnert, daß sie sich nicht mehr in Afrika, sondern in China, in der Hauptstadt des Sultans, ihres Vaters, und gegenüber von seinem Palast befinde. Der Sultan umarmte sie mehrere Male, während ihm die hellen Freudentränen über die Wangen liefen, und die Prinzessin ihrerseits bewies ihm auf alle mögliche Art, wie hoch erfreut sie sei, ihn wiederzusehen.

Der Sultan war eine Zeitlang ganz sprachlos vor Rührung, daß er seine geliebte Tochter, die er schon so lange als verloren beweint, wiedergefunden hatte, und auch die Prinzessin vergoß viele Tränen vor Freude, daß sie den Sultan, ihren Vater, wieder sah. Dann aber mußten ihm Aladdin und die Prinzessin alle ihre Erlebnisse auf das genaueste erzählen; zu seiner größten Verwunderung erhielt er jetzt Kunde von der Wunderlampe und dem heimtückischen Zauberer.

Um sich vollends ganz zu überzeugen, ging der Sultan hinauf, und als er den afrikanischen Zauberer tot daliegen sah, umarmte er Alad-

bin mit vieler Zärtlichkeit und sagte zu ihm: „Mein Sohn, halte mir mein Betragen gegen dich zugute; bloß meine Vaterliebe hat mich dazu veranlaßt, und du mußt mir die Übereilung, zu der ich mich hinreißen ließ, verzeihen.“ — „Herr“, erwiderte Aladdin, „ich habe nicht die mindeste Ursache, mich über dich zu beklagen; du hast bloß getan, was du tun mußtest. Dieser schändliche Zauberer, dieser Auswurf der Menschheit, war die einzige Ursache, daß ich deine Gnade verlor. Wenn du einmal Muße haben wirst, so werde ich dir von einer anderen Bosheit erzählen, die er mir angetan und die nicht minder schwarz ist als seine letzte, vor der mich Gottes ganz absonderliche Gnade behütet hat.“ — „Ich werde mir diese Muße ausdrücklich dazu nehmen“, antwortete der Sultan, „und zwar recht bald. Jetzt aber laß uns nur daran denken, fröhlich zu sein, auch Sorge, daß dieser verhaßte Gegenstand fortgeschafft wird.“

Aladdin ließ den Leichnam des afrikanischen Zauberers wegbringen und in den Fluß werfen. Der Sultan aber gab Befehl, durch Trommeln, Pauken, Trompeten und andere Instrumente das Zeichen zur allgemeinen öffentlichen Freude zu geben und ließ ein zehntätiges Freudenfest ankündigen, um die Rückkehr der Prinzessin Badrulbudur und Aladdins zu feiern.

So entging denn Aladdin zum zweiten Male einer Todesgefahr, der er beinahe erliegen mußte; allein es war noch nicht die letzte, und er mußte noch eine dritte, gleich gefährliche Prüfung bestehen, die wir hier umständlich erzählen wollen.

Der afrikanische Zauberer hatte noch einen jüngeren Bruder, der in der Zauberkunst nicht minder geschickt war als er; ja man kann sagen, daß er ihn an Bosheit und verderblichen Ränken noch übertraf. Da sie nicht immer beisammen oder in derselben Stadt lebten und der eine sich manchmal im Osten befand, während der andere im Westen

war, so unterließen sie es nicht, mit Hilfe der Punktierkunst alle Jahre einmal auszumitteln, in welchem Teile der Welt jeder von ihnen lebe, wie er sich befinde und ob er nicht die Hilfe des anderen bedürfe.

Kurze Zeit, nachdem der afrikanische Zauberer in der Unternehmung gegen Aladdins Glück den Tod gefunden hatte, wollte sein jüngerer Bruder, der seit Jahr und Tag keine Nachrichten von ihm hatte und sich nicht in Afrika, sondern in einem sehr entlegenen Land aufhielt, erfahren, an welchem Ort der Erde sein älterer Bruder lebe, wie er sich befinde und was er treibe. Wie sein Bruder hatte er überall, wo er ging und stand, sein Punktierviereck bei sich. Er nahm nun dieses Viereck, ordnete den Sand, machte die Punkte und zog die Figuren und Linien. Indem er nun alle einzelnen Figuren durchlief, fand er in der einen, daß sein Bruder nicht mehr auf der Welt, in einer andern, daß er vergiftet worden und plötzlich gestorben sei, in der dritten, daß dies in China, in der vierten, daß es in einer Hauptstadt Chinas, die an dem und dem Ort liege, geschehen, und endlich, daß der, welcher ihn vergiftet, ein Mann von niedriger Abkunft sei, der eine Prinzessin des Sultans geheiratet habe.

Als der Zauberer auf diese Art das traurige Ende seines Bruders erfahren hatte, verlor er keine Zeit mit nutzlosem Jammern, das seinen Bruder doch nicht ins Leben zurückgerufen hätte, sondern beschloß augenblicklich, seinen Tod zu rächen, stieg zu Pferde und begab sich auf den Weg nach China. Er mußte über Ebenen, Flüsse, Berge, Einöden, und nach langer Reise kam er endlich, nachdem er sich unterwegs nirgends aufgehalten, unter unglaublichen Beschwerden nach China und bald darauf in die Hauptstadt, die er durch seine Punktierkunst ausgemittelt hatte. Da er gewiß wußte, daß er sich nicht getäuscht und dieses Königreich mit keinem anderen verwechselt

habe, so blieb er in dieser Hauptstadt und nahm seine Wohnung daselbst.

Den Tag nach seiner Ankunft ging der Zauberer aus und spazierte in der Stadt herum, nicht sowohl um ihre Schönheiten zu betrachten, die ihm höchst gleichgültig waren, sondern um sogleich auf Maßregeln zur Ausführung seines verderblichen Planes zu denken; er ging daher an die besuchtesten Orte und lankte begierig auf alles, was man sprach. An einem dieser Orte, wo man sich mit allerlei Arten von Spielen die Zeit vertrieb, und wo, während die einen spielten, die anderen sich von den Denigkeiten des Tages oder auch von ihren eigenen Geschichten unterhielten, hörte er gar merkwürdige Dinge erzählen von der Tugend und Frömmigkeit, ja selbst von den Wundertaten einer von der Welt abgeschiedenen Frau, namens Fatime. Da er nun glaubte, diese Frau könne ihm bei seinem Vorhaben vielleicht in irgend etwas behilflich sein, nahm er einen von der Gesellschaft beiseite und bat ihn um nähere Auskunft über die heilige Frau und über die Art von Wundern, die sie verrichte.

„Wie!“ sagte der Angeredete zu ihm, „du hast diese Frau noch nie gesehen und auch nicht von ihr sprechen hören? Sie ist durch ihr Fasten, ihre strenge Lebensweise und das Beispiel, das sie gibt, Gegenstand der allgemeinen Bewunderung in der ganzen Stadt. Außer Montags und Freitags geht sie nie aus ihrer kleinen Einsiedelei heraus und an den Tagen, wo sie sich in der Stadt sehen läßt, tut sie unendlich viel Gutes, auch heilt sie jeden, der mit Kopfschmerzen behaftet ist, durch Auflegung ihrer Hände.“ Der Zauberer verlangte über diesen Punkt nichts mehr zu wissen, sondern fragte bloß noch, in welchem Teile der Stadt die Einsiedelei der heiligen Frau wäre. Der Mann beschrieb ihm genau die Stelle; der Zauberer aber, nachdem er diese Erkundigung eingezogen und den ruchlosen Plan, von

dem wir bald sprechen werden, gefaßt und entworfen hatte, beobachtete, um seiner Sache noch gewisser zu sein, gleich am ersten Tage, wo sie ausging, alle ihre Schritte und verlor sie nicht aus dem Auge bis zum Abend, wo er sie in ihre Einsiedelei zurückkehren sah. Als er sich nun den Platz gut gemerkt hatte, begab er sich an einen der schon oben erwähnten Orte, wo man ein gewisses warmes Getränk zu sich nahm, und wenn man Lust hatte, auch die ganze Nacht zubringen konnte, besonders bei großer Hitze, wo man in diesen Ländern lieber auf Matten als in Betten schläft.

Gegen Mitternacht bezahlte der Zauberer dem Wirt seine kleine Zeche und ging geradeswegs nach der Einsiedelei Fatimes, der heiligen Frau; denn unter diesem Namen war sie in der ganzen Stadt bekannt. Er öffnete ohne Mühe die mit einer bloßen Klinke verschlossene Thüre, trat hinein und machte die Thüre ganz leise wieder zu; drinnen erblickte er bei hellem Mondschein Fatimen, die an freier Luft auf einem mit einer schlechten Matte überdeckten Sofa schlief und gegen ihre Zelle hingelehnt dalag. Er näherte sich ihr, zog einen Dolch, den er an seiner Seite trug, und weckte sie.

Als die arme Fatime die Augen aufschlug, erschrak sie über die Maßen beim Anblick eines Mannes, der im Begriff war, sie zu erdolchen. Er setzte ihr den Dolch auf die Brust, machte Miene, zuzustoßen, und sagte zu ihr: „Wenn du schreiest oder nur das mindeste Geräusch machst, so bist du des Todes; steh' aber jetzt auf und tue, was ich dir sagen werde.“

Fatime, die sich in ihren Kleidern niedergelegt hatte, stand zitternd und bebend auf. „Fürchte dich nicht“, sagte der Zauberer zu ihr, „ich verlange bloß dein Kleid; gib es mir und nimm dafür das meine.“ Sie vertauschten ihre Kleider, und nachdem der Zauberer das Kleid Fatimens angezogen hatte, sagte er zu ihr: „Jetzt färbe mir

das Gesicht gleich dem deinigen und zwar so, daß ich dir ähnlich sehe und die Farbe sich nicht verwischt." Da er sah, daß sie noch immer zitterte, sagte er, um sie zu beruhigen und damit sie mit um so größerer Zuversicht seinen Wunsch erfüllen möchte, abermals zu ihr: „Fürchte dich nicht; ich schwöre dir bei dem Namen Gottes, daß ich dir das Leben lasse." Fatime hieß ihn in ihre Zelle treten, zündete ihre Lampe an, nahm einen Pinsel und einen gewissen Saft, den sie in einem Gefäße stehen hatte, rieb ihm damit das Gesicht ein und versicherte ihm dann, die Farbe werde nicht ausgehen und sein Gesicht sei jetzt durchaus ganz wie das ihrige. Hierauf setzte sie ihm ihre eigene Kopfbedeckung aufs Haupt nebst ihrem Schleier und zeigte ihm, wie er sich auf seinem Gang durch die Stadt das Gesicht damit verhüllen müsse. Endlich, nachdem sie ihm noch einen großen Rosenkranz, der ihm vorne bis auf den Gürtel herabhing, um den Hals geschlungen, gab sie ihm denselben Stab, den sie gewöhnlich trug, in die Hand, hielt ihm dann einen Spiegel vor und sagte zu ihm: „Da blick' einmal hinein und du wirst sehen, daß du mir gleichst wie ein Ei dem anderen." Der Zauberer fand alles nach Wunsch, hielt aber der guten Fatime den Schwur nicht, den er ihr so feierlich geleistet hatte. Damit man keine Blutspuren sehen möchte, wenn er sie erstäche, so erwürgte er sie, und als er sah, daß sie den Geist aufgegeben hatte, schleppte er ihren Leichnam an den Füßen zum Wasserbehälter der Einsiedelei und warf ihn da hinein.

Nach Vollführung dieser verruchten Mordtat brachte der als heilige Fatime verkleidete Zauberer den Rest der Nacht in der Einsiedelei zu. Am andern Morgen ging er, obgleich dies kein gewöhnlicher Ausgangstag für die heilige Fran war, dennoch aus, denn er glaubte, es würde ihn niemand darum fragen, und wenn man ihn fragte, so würde er schon zu antworten wissen. Da er sich bei seiner Ankunft







vor allen Dingen nach Aladdins Palast erkundigt hatte und da er dort seine Rolle spielen wollte, so nahm er sogleich seinen Weg dahin.

Jedermann hielt ihn für die heilige Frau, und so wurde er bald von einer großen Menschenmasse umringt. Einige empfahlen sich seinem Gebet, andere küßten ihm die Hand, andere, die noch ehrerbietiger waren, küßten bloß den Saum seines Kleides, und noch andere, die Kopfweh hatten, neigten sich vor ihm, damit er ihnen die Hände auslegen möchte, was er auch that, indem er einige gebetähnliche Worte murmelte; kurz, er ahmte die heilige Frau so gut nach, daß jedermann ihn dafür ansah. Nachdem er mehrere Male unterwegs stehen geblieben war, um solche Leute zu befriedigen, die von dieser Art Händeauflegen weder einen Nutzen noch einen Schaden hatten, kam er endlich auf den Platz vor Aladdins Palast, wo sich noch mehr Volk versammelt hatte, so daß es große Mühe kostete, sich ihm zu nähern. Die Stärksten und Eifrigsten drängten sich mit Gewalt durch das Gewühl, und darüber erhoben sich Klagen und ein solches Geschrei, daß man es in dem Saal mit den vierundzwanzig Fenstern, wo die Prinzessin Badrulbudur war, hören konnte.

Die Prinzessin fragte, was der Lärm bedeuten sollte, und da es ihr niemand sagen konnte, befahl sie nachzusehen und ihr Bericht abzustatten. Eine ihrer Frauen sah, ohne den Saal zu verlassen, durch ein Fenster und meldete ihr sodann, der Lärm komme von der Volksmenge her, welche die heilige Frau umgebe, um sich durch ihr Händeauflegen das Kopfweh vertreiben zu lassen.

Die Prinzessin, die schon lange Zeit viel Gutes von der heiligen Frau gehört, sie aber noch nicht gesehen hatte, wurde neugierig, ihre Bekanntschaft zu machen und mit ihr zu sprechen. Sie ließ also die vermeintliche Fatime zu sich heraufbitten; und diese folgte augenblicklich dem Gebot der Prinzessin.

Als der Zauberer, der unter dem heiligen Kleide ein teuflisches Herz verbarg, in den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern eintrat und die Prinzessin bemerkte, begann er mit einem Gebet, das eine lange Reihe von Wünschen für ihr Wohlbefinden, ihr Glück und die Erfüllung alles dessen, was sie nur begehren könnte, enthielt. Hierauf entfaltete er all seine trügerische und heuchlerische Beredsamkeit, um sich unter dem Mantel großer Frömmigkeit ins Herz der Prinzessin einzuschleichen, was ihm auch um so leichter gelang, als die Prinzessin in ihrer natürlichen Gutherzigkeit die Überzeugung hatte, alle Leute müßten ebenso gut sein wie sie, besonders aber diejenigen Männer und Frauen, die es sich zur Pflicht machten, Gott in der Einsamkeit zu dienen.

Als die falsche Fatime ihre lange Anrede vollendet hatte, sagte die Prinzessin zu ihr: „Meine gute Mutter, ich danke dir für deine schönen Gebete, ich habe großes Vertrauen darauf und hoffe, daß Gott sie erhören wird. Komm näher und setze dich zu mir.“ Die falsche Fatime setzte sich mit heuchlerischer Bescheidenheit. Hierauf nahm die Prinzessin wieder das Wort und sagte: „Meine gute Mutter, ich bitte dich um etwas, das du mir bewilligen mußt und nicht abschlagen darfst, nämlich darum, daß du bei mir bleibst, mir die Geschichte deines Lebens erzählst und mich durch deine guten Beispiele lehrst, wie ich Gott dienen soll.“

„Prinzessin“, sagte hierauf die angebliche Fatime, „ich bitte dich, verlange nichts von mir, worein ich nicht willigen kann, ohne mich ganz zu zerstreuen und von meinen Gebeten und frommen Übungen abzukommen.“ — „Das darf dich nicht beunruhigen“, erwiderte die Prinzessin, „ich habe mehrere Zimmer, die nicht bewohnt sind; wähle dir eins daraus, welches dir am besten zusagt, dann kannst du deine Übungen darin ebenso ruhig verrichten wie in deiner Einsiedelei.“

Der Zauberer, der keinen anderen Zweck hatte, als in Aladdins Palast zu gelangen, wo es ihm weit leichter sein mußte, sein Schelmstück auszuführen, wenn er unter Begünstigung und dem Schutze der Prinzessin daselbst wohnte, als wenn er immer von der Einsiedelei in den Palast und von da wieder zurück hätte hin- und hergehen müssen, machte jetzt keine großen Einwendungen mehr gegen das verbindliche Anerbieten der Prinzessin und nahm es an. „Prinzessin“, sagte er zu ihr, „so fest auch der Entschluß einer armen und elenden Frau, wie ich, sein muß, der Welt und ihrer Pracht zu entsagen, so wage ich es doch nicht, dem Willen und Befehl einer so frommen und mildtätigen Prinzessin zu widerstreben.“

Auf diese Antwort des Zauberers stand die Prinzessin auf und sagte zu ihm: „Stehe auf und komm mit mir, ich will dir meine leeren Zimmer zeigen, auf daß du darunter wählen kannst.“ Er folgte der Prinzessin Badrulbudur und wählte unter ihren Zimmern, die sämtlich sehr schön und prächtig ausgestattet waren, dasjenige, welches am wenigsten schön war, indem er mit heuchlerischem Tone sagte: es sei noch viel zu gut für ihn und er wähle es bloß der Prinzessin zu Gefallen.

Die Prinzessin wollte den Schurken in den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern zurückführen, damit er bei ihr zu Mittag speisen sollte. Da er aber beim Essen sein bis jetzt immer noch verschleiertes Gesicht hätte enthüllen müssen und da er fürchtete, die Prinzessin möchte merken, daß er nicht die heilige Frau Fatime sei, für die sie ihn hielt, so bat er sie so inständig, ihm dies zu erlassen, indem er bloß Brot und trockene Früchte esse, und ihm zu erlauben, seine kleine Mahlzeit auf seinem Zimmer zu sich zu nehmen, daß sie es ihm bewilligte. „Meine gute Mutter“, sagte sie zu ihm, „es steht ganz in deinem Belieben, du kannst tun, wie wenn du in deiner Einsiedelei



wärest. Ich will dir zu essen bringen lassen; aber vergiß nicht, daß ich dich zurückerwarte, sobald du deine Mahlzeit eingenommen hast."

Die Prinzessin speiste zu Mittag, und die falsche Fatime unterließ nicht, sich wieder bei ihr zu melden, sobald sie ihr durch einen Diener hatte sagen lassen, daß sie von der Tafel aufgestanden sei. „Meine gute Mutter“, sagte die Prinzessin zu ihr, „ich bin hoch erfreut, eine heilige Frau, wie dich, zu besitzen, die diesem Palaste Segen bringen wird. Wie gefällt dir denn der Palast? Gehe ich dir aber Zimmer für Zimmer zeige, so sage mir vor allem, was hältst du von diesem Saale?“

Die falsche Fatime, die, um ihre Rolle besser spielen zu können, bisher immer mit gesenkten Augen dagestanden war und ihren Kopf weder rechts noch links hingewendet hatte, hob ihn endlich bei dieser Frage empor, durchmusterte den Saal von einem Ende zum anderen, und als sie ihn genugsam betrachtet hatte, sagte sie: „Prinzessin, dieser Saal ist wahrhaft bewundernswürdig und ausgezeichnet schön. Indes deucht es mich, so viel eine arme Einsiedlerin, wie ich es bin, über diese Dinge überhaupt urteilen kann, daß eine einzige Sache daran fehle.“ — „Und was denn, meine gute Mutter?“ fragte die Prinzessin Badrubdur; „ich beschwöre dich, sage es mir. Ich für meinen Teil habe immer geglaubt und auch sagen hören, daß er in allem vollkommen sei. Wenn aber etwas daran fehlt, so will ich diesem Mangel abhelfen lassen.“

„Prinzessin“, erwiderte die falsche Fatime mit vieler Verstellung, „verzeih, daß ich mir so viel Freiheit herausnehme. Meine Meinung, wenn dir etwas daran liegen könnte, wäre nämlich, daß, wenn oben von der Mitte dieser Kuppel ein Rochei herabhinge, dieser Saal in allen vier Theilen der Welt seinesgleichen nicht haben und der Palast ein Wunder der Welt sein würde.“



„Meine gute Mutter“, fragte die Prinzessin, „was für ein Vogel ist denn der Roch, und woher könnte man wohl ein Ei von ihm bekommen?“ — „Prinzessin“, antwortete die falsche Fatime, „es ist dies ein Vogel von bewundernswürdiger Größe, der auf der höchsten Spitze des Berges Kaukasus wohnt; der Baumeister von diesem Palaste wird dir schon ein solches Ei verschaffen.“

Die Prinzessin Badrulbudur dankte der falschen Fatime für ihren, wie sie glaubte, guten Rat, und unterhielt sich mit ihr noch über eine Menge anderer Gegenstände; doch vergaß sie das Rochei nicht und nahm sich vor, mit Aladdin darüber zu sprechen, sobald er von der Jagd zurückgekehrt sein würde. Er war nämlich seit sechs Tagen fort und der Zauberer, der dies recht gut wußte, hatte seine Abwesenheit benützen wollen. Aladdin kam noch an demselben Tag abends zurück, als die falsche Fatime sich soeben von der Prinzessin verabschiedet und auf ihr Zimmer begeben hatte. Er ging sogleich ins Zimmer der Prinzessin, die soeben dahin zurückgekehrt war, begrüßte und umarmte sie; allein es schien ihm, als ob sie ihn etwas kalt empfinde. „Leure Prinzessin“, sagte er zu ihr, „ich finde dich nicht so heiter wie sonst. Ist in meiner Abwesenheit etwas vorgekommen, das dir mißfallen und Verdruß oder Mißvergnügen verursacht hätte? Ich beschwöre dich bei Gott, verhehle es mir nicht, denn ich werde alles aufbieten, deinen Wunsch zu erfüllen, wenn es in meiner Macht steht.“ — „Es ist bloß eine Kleinigkeit“, antwortete die Prinzessin, „und die Sache kümmert mich so wenig, daß es mir unbegreiflich ist, wie du auf meinem Gesichte hast etwas bemerken können. Da du jedoch wider mein Erwarten eine Veränderung auf demselben wahrgenommen hast, so will ich dir die Ursache davon mitteilen, obgleich sie nicht von Bedeutung ist.“

„Ich hatte“, fuhr die Prinzessin Badrulbudur fort, „wie du auch,

bisher immer geglaubt, unser Palast sei der herrlichste, prachsvollste und vollkommenste auf der ganzen Welt. Doch muß ich dir jetzt sagen, was mir bei genauerer Besichtigung des Saales mit den vierundzwanzig Fenstern für ein Gedanke gekommen ist. Meinst du nicht auch, daß nichts zu wünschen übrigbleiben würde, wenn mitten im Kuppelgewölbe ein Rochei hänge?" — „Prinzessin“, antwortete Aladdin, „sobald du findest, daß noch ein Rochei daran fehlt, so finde ich diesen Fehler auch, und aus dem Eifer, womit ich diesem Mangel abhelfen werde, sollst du dich überzeugen, daß es nichts gibt, was ich nicht dir zuliebe tun würde.“

Aladdin verließ augenblicklich die Prinzessin Badruldur, ging in den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern, zog die Lampe, die er seit der Gefahr, worin ihn die Vernachlässigung derselben gestürzt, überall, wo er ging und stand, bei sich trug, aus seinem Busen hervor und rieb sie. Sogleich erschien auch der Geist. „Geist“, sprach Aladdin zu ihm, „es fehlt dieser Kuppel noch ein Rochei, das mitten in ihrer Vertiefung hängen muß: ich befehle dir nun im Namen der Lampe, die ich in der Hand halte, daß du diesem Mangel abhilfst.“

Raum hatte Aladdin diese Worte ausgesprochen, als der Geist ein so lautes und entsetzliches Geschrei erhob, daß der Saal davon erbebte und auch Aladdin taumelte, so daß er beinahe zu Boden stürzte. „Wie! Glender!“ sagte der Geist in einem Tone zu ihm, der auch dem unerschrockensten Manne Furcht eingeflößt haben würde, „ist es dir nicht genug, daß meine Gefährten und ich dir zu Liebe alles getan haben? Mußt du auch noch mit einer Undankbarkeit, die ihresgleichen nicht hat, befehlen, daß ich dir meinen Meister bringe und mitten in diesem Kuppelgewölbe aufhängen soll? Dieser Trebel verdiente, daß du samt deiner Frau und deinem Palaste auf der Stelle in Staub und Asche verwandelt würdest. Zu deinem Glück bist du

jedoch nicht selbst auf diesen Gedanken gekommen, und der Wunsch geht nicht unmittelbar von dir aus. Du mußt nämlich wissen, daß er von dem Bruder des afrikanischen Zauberers, deines Feindes, herkommt, den du vertilgt hast, wie er es verdiente. Er befindet sich in deinem Palast im Anzug der heiligen Fatime, die er ermordet hat, und er hat deiner Frau das verderbliche Verlangen eingegeben, das du gegen mich geäußert hast. Seine Absicht ist, dich umzubringen, sei daher wohl auf deiner Hut.“ Mit diesen Worten verschwand er.

Aladdin verlor keins von den letzten Worten des Geistes. Er hatte von der heiligen Frau Fatime sagen hören und wußte recht gut, wie sie dem allgemeinen Glauben zufolge das Kopfweh heilte. Er ging aufs Zimmer der Prinzessin zurück und ohne ein Wort von dem zu sprechen, was ihm soeben begegnet war, setzte er sich nieder, stützte seine Stirn auf die Hand und sagte, es habe ihn plötzlich ein heftiges Kopfweh befallen. Die Prinzessin befahl sogleich, die heilige Frau zu rufen, und während sie geholt wurde, erzählte sie Aladdin, wie sie in den Palast gekommen sei und wie sie ihr darin ein Zimmer eingeräumt habe.

Die falsche Fatime kam, und sobald sie da war, sagte Aladdin zu ihr: „Komm her, meine gute Mutter, es freut mich, dich zu sehen, du bist gerade zu meinem Glück hierher gekommen. Ich bin soeben von einem abscheulichen Kopfweh überfallen worden, und im Vertrauen auf deine Gebete bitte ich dich um Hilfe, denn ich hoffe, daß du eine Wohlthat, die du schon so vielen mit dieser Krankheit Behafteten erwiesen hast, auch mir nicht abschlagen werdest.“ Mit diesen Worten stand er auf und bückte den Kopf; die falsche Fatime näherte sich ihm, indem sie zugleich mit der Hand nach einem Dolche griff, den sie unter ihrem Kleide am Gürtel stecken hatte. Aladdin aber, der

sie genau beobachtete, fiel ihr in die Hand und durchbohrte sie mit seinem Dolche, so daß sie tot auf dem Fußboden zusammenstürzte.


„Mein teurer Gemahl, was hast du getan!“ rief die Prinzessin voll Angst: „du hast die heilige Fran getödet!“ — „Nein, geliebte Prinzessin“, antwortete Aladdin mit großer Ruhe; „ich habe nicht Fatime getödet, sondern einen Schurken, der mich ermordet hätte, wenn ich ihm nicht zuvor gekommen wäre. Dieser Bösewicht, den du hier siehst“, fuhr er fort, indem er ihn enthüllte, „hat die wahre Fatime erwürgt und sich in ihre Kleider gesteckt, um mich zu erdolchen; mit einem Wort, er war der Bruder des afrikanischen Zauberers, deines Räubers.“ Aladdin erzählte ihr hierauf, auf welche Art er diese Umstände erfahren hatte, und ließ sodann den Leichnam wegschaffen.

Auf diese Art wurde also Aladdin von der Verfolgung der beiden verbrüdereten Zauberer befreit. Wenige Jahre darauf starb der Sultan in hohem Alter. Da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, so folgte ihm die Prinzessin Badruldudur als gesetzmäßige Erbin auf dem Throne nach und teilte ihre Herrschaft mit Aladdin. Sie regierten miteinander viele Jahre und hinterließen eine berühmte Nachkommenschaft.



## Das Zauberpferd



s herrschte einmal vor undenklichen Zeiten ein König in Persien, namens Sabur, der war der größte und mächtigste unter allen Herrschern seiner Zeit und besaß unermessliche Länder und Reichtümer, die von einer zahllosen Armee verteidigt wurden. Er war aber ebenso berühmt wegen seiner schönen Tugenden, als wegen seiner furchtbaren Macht und Größe, denn er war nicht allein ein Mann von ausgeteuten Kenntnissen, gewandt und voll Unternehmungsgeist, sondern sein Herz war auch ebenso weich und teilnahmsvoll, als sein Verstand scharf und durchdringend; seine Hand war ebenso mildtätig und frei-

gebig gegen die Armen, als für den Bösen furchtbar und strafend. Er war ein Trost für den Unglücklichen und Beladenen, und der Verstoßene und Verfolgte fand stets eine Freistätte bei ihm. Seine Verwandten liebte er zärtlich, gegen die Fremden war er milde, und nie wurde ein Fall bekannt, daß ein Unterdrückter ihn vergebens um Recht gegen die Gewalt angefleht hätte. Er war Vater von drei Mädchen und einem Sohne, deren Besitz ihn noch glücklicher machte als die Bewunderung der Welt und die fast an Anbetung grenzende Liebe seines Volkes.

Dieser König feierte jährlich zwei Feste, Niradj und Murchadjam, die über sein unermessliches Reich bis in die kleinste Hütte des kleinsten Dörfchens hinein Freude und Jubel verbreiteten. Was nur gehen konnte, kam herbei, und mehr als einen Monat vor den Festen waren schon alle Landstraßen voll Reisender, die zu Wagen, zu Pferde und zu Fuße nach der Hauptstadt eilten, wo der König sein ganzes Volk in den Straßen und Plätzen der Stadt und auf einer unübersehbaren Ebene außerhalb derselben bewirtete.

Tausende von Gold- und Silbermünzen, kostbare Stoffe und Waren aller Art wurden unter das Volk verteilt und alle Gefangenen begnadigt und freigelassen. Alle Wachen wurden eingezogen, ja nicht einmal im Palaste blieb ein Aufseher stehen, so daß jedermann durch die herrlichen Säle und Gänge, durch die Gärten und selbst die Schatzkammer, wo die Reichtümer ganzer Welten aufgehäuft lagen, ohne Hindernis gehen konnte. Der König selbst saß in dem kostbarsten Saale auf seinem goldenen Throne, und das Volk ging in langen Reihen vom Morgen bis zum Abend zu ihm hinein, um ihn zu begrüßen und ihm Glück zu wünschen zu dem Feste und der Gnade Gottes. Wer es vermochte, brachte ihm ein Geschenk, sei es ein kostbares Erzeugnis des Bodens oder der Kunst, oder auch nur eine be-



sonders schöne Blume und dergleichen. Der König nahm alles, auch das Unbedeutendste, mit Güte und freundlicher Herablassung an, vorzüglich aber war er erfreut, wenn man ihm schöne Erfindungen und andere von Nachdenken und Geist zeugende Dinge überreichte; denn er war ein sehr großer Freund der Philosophie, Mathematik, Astrologie und anderer schönen Wissenschaften.

Nun traf es sich an einem dieser Festtage, daß drei äußerst gelehrte und erstannlich weise Männer in seine Stadt kamen. Sie waren alle drei aus verschiedenen Ländern und sprachen auch verschiedene Sprachen. Der eine war ein Indier, der andere ein Grieche und der dritte ein Perser.

Der Indier war ein Mann in den besten Jahren, jedoch von schwächtigem Körperbau, und in seiner ganzen Gestalt prägte sich die Ruhe und der Gleichmut aus, die das Merkmal dieser Stämme sind. Auf der Brust trug er ein Amulett, das von der größten Kunst zeugte, und dem der wunderbarste Einfluß zugeschrieben ward.

Der Grieche war etwas älter und schien verschlagener zu sein als die beiden anderen; denn während jeder von ihnen einen gewissen Ernst und Selbstgefühl zeigte, sprach aus jedem Zuge seines Antlitzes List, Neid und Bosheit.

Was jedoch den Perser betraf, so war er zwar ein Mann von ausgezeichneter Höflichkeit, aber doch der Klügste von ihnen. Auch ward seine Höflichkeit noch durch den Anzug vermehrt; denn er trug eine hohe schwarze Mütze, die mit Bändern an seinem Kopf festgebunden war. Außerdem hatte er noch einen langen dunklen Kasten an und trug einen Zauberstab in der Hand, so daß seine Erscheinung von der merkwürdigsten Art war.

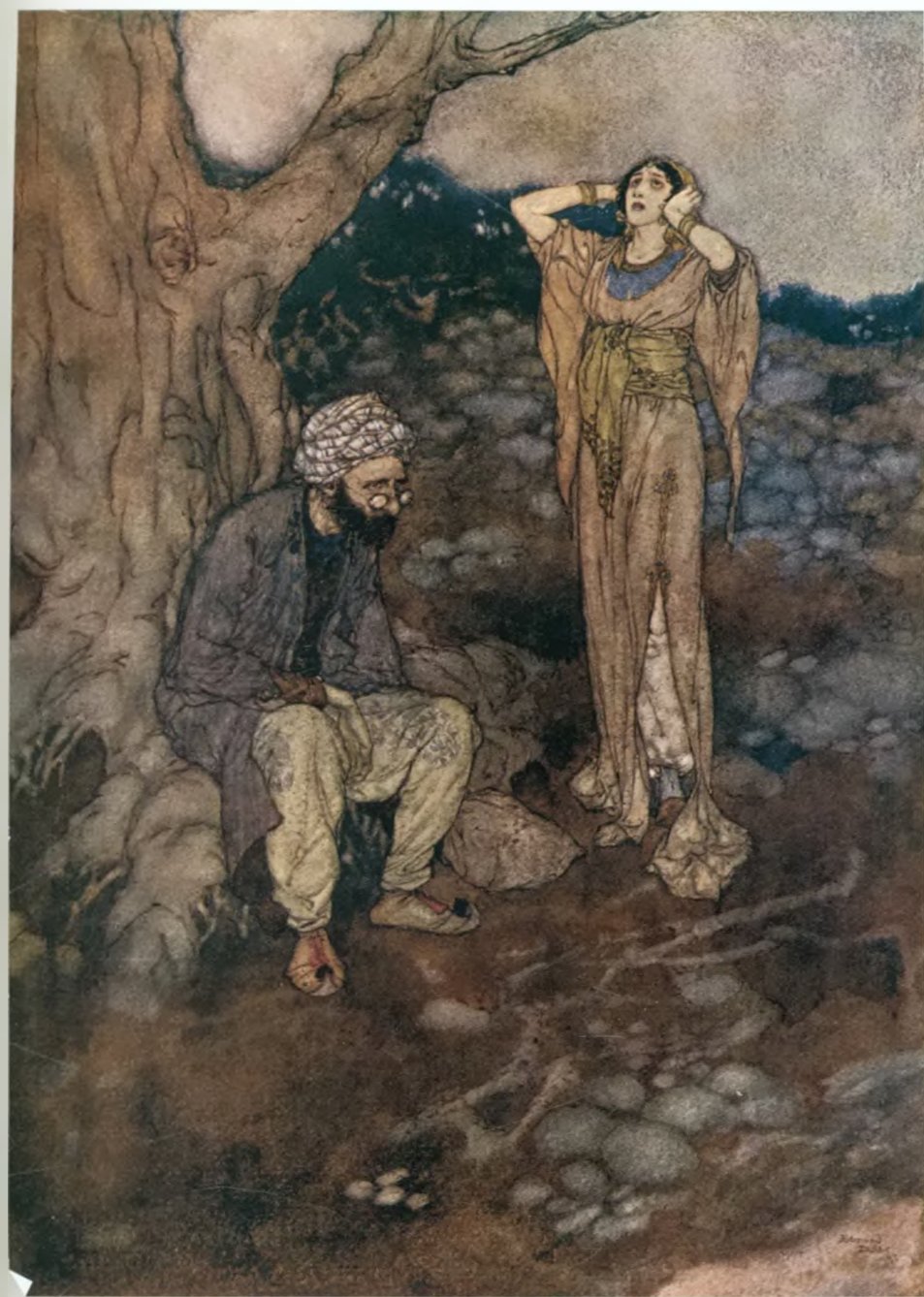
Der Indier ging zuerst zum König, warf sich vor dem Fuße des Thrones nieder und übergab ihm, indem er zum Feste Glück wünschte,

ein höchst bewunderungswürdiges Geschenk. Es war eine mit kostbaren Edelsteinen verzierte goldene Bildsäule, die ein goldenes Horn in der Hand hielt. Alle Anwesende brachen in laute Bewunderungsrufe aus über die Pracht und die Schönheit dieses Geschenkes, und nachdem es der König von allen Seiten genau betrachtet hatte, sagte er zu dem Indier: „Höchst weiser Mann, so wunderbar schön auch dieses Bildnis ist, so kann ich doch nicht einsehen, zu welchem Zwecke es dienen soll, und Schönheit ohne Nutzen ist tot.“ — „Großer Herr und König!“ antwortete der Weise: „in diesem Bildnisse ist eine Kraft, die dir Tausende von Soldaten erspart und dein Leben viel besser beschützen wird als sie. Denn dieser goldene Mann zeigt dir die entfernteste Gefahr an, ehe ein Mensch sie nur ahnen kann; ja, er tut noch viel mehr als dies, er vernichtet die Gefahr, ehe die Bösen an die Ausführung ihres Planes kommen.“ Die Hofleute sahen bei diesen Worten des Indiers zuerst sich untereinander, dann den König, dann den Weisen an, dann lachten sie und winkten einander zu, als wollten sie sagen: der gelehrte Mann da ist verrückt und weiß nicht, was er redet. Der König aber beugte den Kopf zur Erde und nach einigem Bedenken schüttelte er ihn ungläubig und fragte den Weisen, wie das zu verstehen sei. „Herr“, erwiderte der Indier lächelnd, indem er im Kreise um sich sah, „dieses Bildnis hat die für dich unbezahlbare Eigenschaft, daß, wenn ein Spion in die Stadt kommt oder irgendwer einen Entschluß gegen dein Leben faßt, es sogleich in das goldene Horn stößt, und der Schall dieses Hornes wird in dem Herzen des Bösewichtes, sei er auch eine Stunde von hier, am entferntesten Tore, so furchtbar widerhallen, daß er sogleich zu zittern anfangen und unter brennenden Schmerzen tot niederfallen wird.“ Manche der Hofleute wurden bleich bei diesen Worten, und als der Indier sie lächelnd fragte, ob sie einen Versuch

machen wollten, entschuldigten sie sich, wie es guten Hofleuten ziemt, mit der Versicherung, es sei ihnen, selbst wenn sie wollten, rein unmöglich, einem Gedanken in ihrem treuen Herzen Raum zu geben, der nicht für das Wohl ihres Herrn und Gebieters sei. Der König, selbst im höchsten Grade überrascht von den Worten des Indiers, sagte zu ihm: „Ob ich gleich zu Gott hoffe, daß ich nie den Ton des goldnen Hornes hören werde, so nehme ich doch dein Geschenk an, und da ich nicht weiß, womit ich ein solches Geschenk erwidern soll, so gebe ich dir mein königliches Wort, daß ich dir im voraus alles gewähre, um was du mich auch bitten magst.“ Ehe der Indier aber antworten konnte, drängte sich der griechische Weise durch den Kreis der Umstehenden, warf sich dem König zu Füßen und überreichte ihm ein kunstreich gearbeitetes Becken, in dessen Mitte ein goldener Pfau saß, rundherum umgeben von 24 Jungen. Die Federn waren aus wundersein gesponnenem Golde, das mit unendlich kleinen Diamanten und anderen Edelsteinen wie übersät war; die Augen an den Schwanzfedern waren aus größeren, äußerst wertvollen Edelsteinen zusammengesetzt. Die täuschende Nachahmung der Natur und die fast unbegreifliche Feinheit und Pracht dieser Arbeit erregten ein ebenso großes Staunen als der Mann mit dem goldenen Horn, und nachdem der König es lange in stummer Bewunderung betrachtet hatte, fragte er den Weisen, was der Zweck dieses Werkes sei, zu dessen Ausführung ein Menschenalter kaum hinreichend scheine. „Mächtiger Herr und König!“ erwiderte der Grieche, „wär' ein Menschenalter auch dreimal so lang als es ist, es würde dennoch nicht vergeblich geopfert für das Schaffen eines Werkes, das, wie dieser Vogel, die Zeit des Menschenlebens verlängert, indem es uns den unanhaltsamen Flug desselben vor die Augen führt und uns dadurch mahut, sie zu benutzen. Dieser Pfau hier wird nach Verlauf

jeder Stunde eins seiner Jungen verschlingen und so die Tageszeit anzeigen. Hat er aber alle verschlungen, so darf man nur an diesem diamantenen Knopfe drücken, dann kommen sie alle wieder hervor. Nach 24 Stunden aber wird er jedesmal den Schnabel öffnen, und darinnen wird der Mond erscheinen, wie er gerade am Himmel steht.“ Als der König das hörte, sagte er: „Gott ist ewig, aber der Mensch ist sterblich und kurz die Zeit seines Lebens. Dein Werk, o Weiser, ist eine Gabe, die ich nicht nach ihrem Werte zu belohnen vermag; wähle aber, wonach dein Herz gelüftet, und jeder deiner Wünsche soll erfüllt werden.“ Während aber der Grieche sich noch besann, was er sich erbitten solle, trat der persische Weise hervor, beugte sich zur Erde und überreichte dem König ein Pferd, das er an goldenen Zügeln führte. Jedermann war entzückt über das Ebenmaß und die Schönheit dieses Pferdes, das, mit Gold und Edelsteinen beschlagen, vollkommen ausgerüstet war mit prächtigem königlichen Sattel, Zaum und Steigbügeln. Als aber die Hofleute es befühlten und entdeckten, daß es kein natürliches, sondern ein aus Ebenholz gefertigtes Pferd war, da wollten ihre Ausrufe der Bewunderung und Freude gar kein Ende mehr nehmen. Der König aber sah sie zornig an und sagte: „Ihr Toren, ein Stück Holz gilt euch mehr als das Leben, und das Werk eines Menschen verwirrt euren blöden Verstand mehr als die Werke des Allmächtigen. Ich sage euch, der schlechteste Karrengaul des ärmsten Bauern ist mehr wert als das prachtvolle, aber unnütze Ding da, das nur ein Kunstreich gearbeitetes Stück Holz ist.“ Der Weise aber nahm das Wort und sprach: „Ob ich es gleich nicht wage, o Herr der Erde, mein Geschenk denen der beiden anderen Weisen, die mir zuvorgekommen, gleichzustellen, so hat dennoch dieses Pferd Eigenschaften, die es weit über alle natürlichen Pferde setzt. Der goldene Mann des Indiers beschützt dein Leben; der Pfau des Grie-









chen warnt dich, es ungenützt verfliegen zu lassen, mein Pferd aber setzt dich instand, dein Leben wirklich zu benützen und in einem Tage das zu tun, wozu andere ein Jahr brauchen. Dieses hölzerne Pferd hier trägt dich in einem Tage weiter als ein wirkliches in einem Jahre; denn es fliegt in der Luft wie ein Adler. Kein Meer ist zu groß und zu stürmisch, kein Gebirge zu hoch und zu unwegsam, du kannst es überfliegen auf diesem Rosse. Wozu jedoch Worte, wo ich Beweise geben kann. Befiehl nur, o Herr, und ich erhebe mich vor deinen Augen in die Luft und jage durch die Wolken dahin, wie keiner deiner besten Renner auf der ebensten Bahn." Der König war im höchsten Grade erstaunt über das Zusammentreffen dieser drei Wunder an einem Tage und sagte zu dem Perser: „Bei dem erhabenen Gott, dem milden Schöpfer und Erhalter der Menschen, wenn du die Wahrheit gesprochen hast und deine Rede sich bewährt, so gewähre ich dir im voraus jede Bitte, die du an mich stellen magst." Dann setzte er, sich zu den beiden anderen Weisen wendend, hinzu: „Kommt morgen wieder zu mir, ihr gelehrten und weisen Männer, um mir eure wunderbaren Erfindungen zu zeigen und eure im voraus gewährten Bitten mitzuteilen."

Am anderen Morgen kamen also die drei Weisen in den Palast, wo sie der König mit seinem ganzen Hofstaate auf einer Terrasse erwartete. Nachdem der Grieche und der Indier ihre Werke wiederholt gezeigt und in Bewegung gesetzt hatten, setzte der persische Weise den Fuß in den Steigbügel, schwang sich auf das Pferd und fragte den König, ob es ihm gefällig sei, sich nun auch von der Wahrhaftigkeit seiner Worte zu überzeugen. Der König winkte ihm mit der Hand, und nachdem der Perser einen Wirbel am Halse des Pferdes umgedreht hatte, erhob sich das Pferd mit unglaublicher Schnelligkeit in die Höhe. Der König und sein Hofstaat blickten sprachlos vor

Erstaunen dem wunderbaren Reiter nach, der bald nur noch wie ein Adler, dann wie ein Sperling und endlich klein wie eine Mücke erschien, bis er ganz im Azur verschwand. Nach einer Weile erschien er wieder und ließ sich langsam bis zur Höhe der Zinnen des Palastes herab, flog um dieselben in den kunstreichsten Wendungen, brach von der Spitze der höchsten Palme einen Zweig ab und ließ sich dann wieder auf die Terrasse vor dem König nieder, dem er den Palmzweig überreichte. Der König geriet beinahe außer sich vor Freude und sagte zu den Weisen: „Ihr habt eure Versprechen erfüllt und die Wahrheit eurer Worte durch die That bewiesen; nun ist es an mir, auch mein Versprechen in Erfüllung gehen zu lassen. Fordere jeder von mir, was er will, er soll es auf der Stelle haben.“ — Die Weisen hatten aber schon den Abend vorher untereinander beraten, welche Bitte sie an den König stellen sollten. Der Indier hatte geraten, eine Statthalterschaft zu fordern; der Grieche hatte vorgeschlagen, hundert Kamele voll Waren und Gold zu verlangen; der Perser aber schüttelte zu alledem den Kopf und meinte: „Statthalterschaften kann uns der König wieder nehmen, Güter und Geld können uns Räuber unterwegs entreißen; wir müssen aber eines wie das andere vermeiden und uns den wohlverdienten Lohn durch ein Mittel sichern, das ich wohl überlegt habe und euch nun mitteilen werde. Der König hat drei Töchter, eine schöner als die andere, diese wollen wir zu Gemahlinnen verlangen, so wird er uns Statthalterschaften und Gold noch obendrein geben und erhalten müssen. Ich nehme die jüngste, ihr könnt euch in die beiden anderen teilen.“ Nach einigem Bedenken gingen der Indier und der Grieche auf diesen Vorschlag ein, und so sprach der Perser zu dem König: „Wenn der König, unser Herr, mit uns zufrieden ist, unsere Geschenke annimmt und uns erlaubt, etwas zu erbitten, so möchten wir, daß der König, der doch gewiß sein

Wort nicht brechen wird, uns seine drei Töchter gebe und uns zu seinen Schwieger söhnen annehme." Der König runzelte zwar die Stirne, als er diese freche Bitte hörte, doch faßte er sich gleich wieder und sagte: „Ich werde mein königliches Wort halten und eurer Bitte willfahren. Man rufe sogleich den Radi zu Abfassung der Ehekontrakte!"

Die Prinzessinnen hatten aber hinter einem Vorhange dem Schauspiel zugesehen, und als sie hörten, welche Wendung die Sache nahm, blickten sie nach den Weisen, ihren bestimmten Gemahlen. Die beiden älteren waren mit ihrer Untersuchung nicht sehr unzufrieden, der Grieche und der Indier waren hübsche, noch nicht allzu alte Männer; als aber die jüngste ihren künftigen Gemahl, den Perser, betrachtete, entdeckte sie mit Schaudern, daß es ein hundertjähriger Greis war, mit einer Stirne voll Runzeln und Falten, dem alle Haare des Hauptes, der Augenbrauen und des Bartes ausgefallen waren. Seine Augen waren rot und triefend, und seine Wangen so abscheulich gelb und eingefallen, daß man jeden Knochen seines Gesichtes sehen konnte. Er hatte eine Nase wie eine Gurke; seine paar Zähne waren braun und locker und seine ganze Haut eingeshrumpft und lederfarben. Und dieses Ungetüm sollte der Gatte eines Mädchens werden, das das schönste und liebenswürdigste ihrer Zeit war; flinker als eine Gazelle, zarter als ein Zephyr, übertraf sie den Mond an Glanz und milder Schönheit; sie beschämte alle Baumzweige, wenn sie sich sanft neigte, und keine Gazelle kam ihr gleich in der Geschwindigkeit und Kühnheit der Wendungen. Wie schön auch ihre Schwestern waren, sie verschwanden vor ihrer Schönheit wie die Sterne vor der Sonne.

Als diese Prinzessin nun ihren Bräutigam sah, eilte sie jammernd in ihr Gemach, strente Erde auf ihr Haupt, zerriß ihre Kleider und

fieng an unter lautem Weinen und Wehklagen sich Gesicht und Brust zu zerschlagen. Ihr Bruder, der sie weit mehr als seine anderen Schwestern liebte, kam eben von der Jagd zurück. Wie er nun ihr herzerreißendes Geschrei und Weinen hörte, eilte er schnell zu ihr hinein, hob sie auf und fragte sie, was ihr denn zugestoßen sei, sie solle ihm doch die Wahrheit sagen und nichts verhehlen. Sie schluchzte aber in einem fort und erst auf vieles und zärtliches Bitten sprach sie zu ihm: „Wisse, theurer Bruder, mein Vater hat mich mit einem Zauberer, einem wahren Teufel, verlobt, der ihm ein schwarzes hölzernes Pferd geschenkt und ihn mit seiner Zauberkunst überlistet hat. Ich aber mag diesen hundertjährigen Alten mit garstigem Gesichte und verkrüppeltem Körper nicht; ich will nicht um seinetwillen auf die Welt gekommen sein.“ Und mit diesen Worten brach die unglückliche Prinzessin wieder in lautes Weinen aus und rang verzweiflungsvoll ihre schönen Hände. Ihr Bruder nahm sie in die Arme und sprach ihr mit liebevollen Worten Trost und Mut ein, verließ sie dann und eilte zu seinem Vater, den er fragte: „Wer ist der Zauberer, mit welchem du meine jüngste Schwester verlobt hast, und was hat er dir für ein Geschenk gebracht, daß du um seinetwillen deine Tochter vor Gram sterben lassen willst? Das soll bei Gott nicht sein; sie, die würdig ist, einen Engel des Himmels zu heiraten, soll nicht die Gattin eines abscheulichen Zauberers werden!“ Der Weise, der diese Rede mit anhörte, ergrimmete in seinem Herzen über den Prinzen und dachte auf Mittel, sich zu rächen und ihn zu verderben. Der König aber sprach zu seinem Sohne: „Wenn du das Pferd und seine Kunst gesehen haben wirst, so wirst du vor Erstaunen fast den Verstand verlieren und dich über meine Handlungsweise nicht mehr verwundern.“ Er befahl dann einem Diener, es herbeizuführen, und als der Prinz es sah, war er in der That von der außerordentlichen

Schönheit desselben überrascht. Als ihm sein Vater sagte, daß es schneller sei als ein natürliches, schwang er sich sogleich in den Sattel und stieß ihm die Steigbügel in den Leib.<sup>1</sup> Als sich aber das Pferd nicht von der Stelle bewegte, sprach der König zu dem Weisen: „Gehe und zeige ihm, wie man es in Bewegung setzt, dann wird er sich wohl meinem Willen und deinem Wunsche nicht mehr widersetzen.“ Der Weise, der schon einen tödlichen Haß auf den Prinzen geworfen hatte, ging mit einem Blicke voll Bosheit und Schadenfreude zu ihm hin, beugte sich zur Erde und sagte: „Gebe sich der edle Prinz, der mir seine Schwester nicht zur Frau geben will, nur die kleine Mühe, diesen Wirbel am Nacken des Pferdes umzudrehen, so wird das Pferd alle seine Wünsche befriedigen.“ Der Prinz, ungestüm wie er war, drehte den Wirbel um, ohne den Alten zu betrachten oder sonst noch etwas zu fragen; und nun stieg das Pferd mit ihm in die Höhe und flog mit so reißender Schnelligkeit dahin, daß er bald nur wie ein kleines schwarzes Pünktchen am Himmel erschien und dann gar nicht mehr gesehen wurde. Das alles war das Werk eines einzigen Augenblicks. Der König ward, nachdem er sich von seiner Überraschung etwas erholt hatte, besorgt um seinen Sohn und fragte den Weisen: „Wie kann er aber nun das Pferd wieder zur Erde lenken, oder kannst du das bewirken?“ — „Herr“, versetzte der Weise mit schlechtverhehlter Schadenfreude, „diese Kunst besitze ich nicht, auch ist's keine und nicht meine Schuld, wenn du ihn bis zum Auferstehungstage nicht mehr wiedersehst. Aus Dünkel und Hochmut verschmähte er, mich zu fragen, auf welche Weise das Pferd dahin gebracht wird, wieder niederwärts zu fliegen, und ich selbst dachte im Augenblicke nicht daran, es ihm zu sagen.“ Der König geriet über diese Worte in so heftigen Zorn, daß er den Weisen schlagen

<sup>1</sup> Bekanntlich dienen im Orient die spizen Steigbügel auch als Sporen.



und einsperren ließ. Er selbst überließ sich seinem Schmerze, schlug sich ins Gesicht und auf die Brust, jammerte und weinte. Die Tore des Palastes wurden geschlossen und alle Festlichkeiten eingestellt; nicht allein der König, seine Gemahlin und Töchter waren von diesem großen Unglück so schmerzlich berührt, sondern auch alle Stadtbewohner theilten ihren Kummer über den Verlust des Prinzen. So war auf einmal Lust in Trauer und Glück in Unglück verwandelt und aus einem Freudentage ein Trauertag geworden.

Der Prinz, um den so viele Tränen flossen und so viele Gebete zum Himmel emporstiegen, ward indessen von dem Pferde mit unaufhaltbarer Schnelligkeit emporgetragen. Die Erde war schon längst seinen Blicken entschwunden; er fühlte sich höchst ermattet von dem reißenden Flug und machte sich schon auf seinen Tod bereit. Muth und unerschrocken aber, wie er war, raffte er noch einmal seine Kräfte zusammen und untersuchte das Pferd zu wiederholten Malen; denn, sagte er zu sich selbst, wenn ich auch sterben muß, so will ich doch vorher alles versuchen, um mich zu retten. Es muß doch notwendig an dem Pferde eine Vorrichtung sein, durch die es wieder zur Erde gebracht werden kann. So untersuchte er denn das Pferd mit der größten Aufmerksamkeit, und endlich fand er auf der linken Seite des Nackens einen zweiten kleineren Wirbel, den er sogleich umdrehte. Augenblicklich bemerkte er auch, daß das Pferd in seinem Fluge innehielt und sich dann zur Erde niedersenkte; wirklich sah er auch bald zu seiner großen Freude das Meer und die höchsten Gebirge im Glanze der Sonne: so näherte er sich der Erdoberfläche immer mehr und flog dann in nicht großer Entfernung darüber hin, doch kannte er keines der Länder, über welche er hinschweifte. Als es Abend ward, erblickte er ein hohes, prachtvolles Schloß mitten in einer blühenden Ebene, durch die murmelnde, silberklare Bäche flossen, wo herrliche Blumen







standen und muntere Gazellen umhersprangen. Gleich darauf sah er eine große Stadt, mit einer festen Zitadelle, Thürmen und hohen Mauern, und auf der anderen Seite der Stadt war ein sehr hohes, großes und festes Schloß, auf dessen Zinnen er vierzig bepanzerte Sklaven, mit Schwertern, Bogen und Lanzen bewaffnet, umhergehen sah. Er dachte bei sich selbst: o wüßte ich doch nur, in welchem Lande ich mich befinde; denn die Nacht bricht an und ich finde kein Obdach! Nach einigem Nachdenken aber entschloß er sich, die Nacht auf der Terrasse des Schloßes zuzubringen und sich dann den Bewohnern desselben zu erkennen zu geben und sie um Schutz und Hilfe anzusprechen. Sogleich bemühte er sich nun, das Pferd nach dem Schloße hinzulenken und es auf die Terrasse niederzulassen. Die Nacht war schon hereingebrochen, als ihm dies gelang und er, äußerst hungrig und durstig, abstieg. Er untersuchte, so gut es die Dunkelheit erlaubte, die Terrasse von allen Seiten, bis er endlich eine Treppe fand, die in das Innere des Schloßes hinabführte. Langsam und vorsichtig stieg er die Treppe hinunter, die sich nach und nach erhellte. Er kam auf einen breiteren Gang, dessen Boden mit weißem Marmor gepflastert war und wie der Mond leuchtete; hier sah er sich überall um und bemerkte ein Licht, das aus dem Innern des Schloßes schimmerte. Als er darauf zuing, kam er an eine Thüre, vor welcher ein riesiger Sklave schlief. Zu seiner Seite brannte ein Licht und lag ein Schwert, das wie eine Fenerflamme funkelte; nebenan aber stand ein Tischchen voll Speisen und Getränken, was dem erschöpften Prinzen ein sehr angenehmer Anblick war. Der Sklave mit dem großen Schwerte hätte wohl jeden anderen erschreckt; auch zauderte der Prinz einige Augenblicke, ob er bleiben oder zurückgehen solle, bald aber faßte er sich und sprach: „Ich rufe Gott um Hilfe an! Du, o Gott, der du mich soeben vom Untergange befreit hast, gib mir nun

auch die Kraft, mein Abenteuer glücklich zu Ende zu führen!" Mit diesen Worten streckte er die Hand nach dem Tische aus, ergriff ihn und ging damit auf die Seite, wo er sich sogleich über die herrlichen Speisen, die darauf waren, hermachte und aß und trank, bis er satt war. Dann ruhte er ein wenig aus, trug den Tisch wieder an seinen vorigen Platz, nahte sich dann auf den Behen dem Schlafenden und zog ihm das Schwert aus der Scheide. Damit ging er vorwärts, ohne zu wissen, was die Bestimmung über ihn verhängen werde; bald erblickte er wieder ein Licht, das aus einer Thür schimmerte, welche mit einem dünnen, durchsichtigen Vorhang bedeckt war. Er ging darauf zu, hob leise den Vorhang auf und trat in das Zimmer, wo sich ihm ein ebenso überraschender als schöner Anblick darbot. In der Mitte des herrlich ausgeschmückten Zimmers stand ein Thron aus weißem Elfenbein, mit Perlen, Rubinen und anderen Edelsteinen besetzt, und an dem Fuße desselben lagen vier schlafende Sklavinnen, blühend und schön wie frische Rosen. Vorsichtig näherte er sich dem Throne, um zu sehen, wer auf ihm liege, und fand ein schlafendes Mädchen, schön wie der leuchtende Mond. Über ihrer ganzen Gestalt lag ein Liebreiz ausgegossen, daß des Prinzen Herz ganz von Liebe entbrannte und er sich nicht mehr um Gefahr und Tod kümmerte. Er näherte sich ihr zitternd und bebend, und ohne fast zu wissen, was er tat, neigte er sich zu ihr und küßte sie auf ihre rechte Wange. Sie erwachte sogleich und öffnete ihre Augen, deren Blicke wie Strahlen eines Sternes auf den Prinzen fielen und ihn gänzlich verwirrten. Nachdem sie ihn einen Augenblick mit stummer Verwunderung, aber nicht ohne Wohlgefallen, betrachtet hatte, denn der Prinz war der schönste Jüngling seiner Zeit, sagte sie zu ihm: „Wer bist du, Jüngling, und wie kommst du hierher?" Er antwortete, indem er sich auf ein Knie vor ihr niederließ und den Saum ihres Kleides küßte: „Schönste

Prinzessin, ich bin dein Sklave und liebe dich mehr als mein Leben!" — „Wer aber hat dich hierher gebracht?" fragte die Prinzessin weiter, indem sie errötete, aber nicht vor Unwillen. „Mein Gott und mein Schicksal", erwiderte der Prinz.

Über diesem Gespräche erwachten die Sklavinnen. Sie sprangen auf, und ehe es die überraschte Prinzessin hindern konnte, eilten sie zu dem noch immer schlafenden Sklaven, weckten ihn auf und riefen ihm zu: „So bewachst du das Schloß, daß Leute hereinkommen, während wir schlafen?" Als der Sklave das hörte, sprang er erschrocken auf und wollte nach seinem Schwerte greifen, da er es aber nicht mehr fand, ging er voll Angst und Betäubung zu seiner Herrin. So wie er den Prinzen neben der Prinzessin sitzen sah, rief er ihm voll Zorn und Wut entgegen: „Wer hat dich hierher gebracht, du Betrüger! du Dieb! du Landstreicher! Das sollst du mit deinem Leben büßen, elender Räuber!" Bei diesen und anderen Schimpfreden ergrimmte der Prinz so sehr, daß er mit dem Schwerte in der Faust wie ein Löwe aufsprang und auf den Sklaven losstürzte; dieser aber entfloß und eilte laut schreiend in die Gemächer des Königs. Die Wachen geboten ihm Stillschweigen und sagten ihm, der König schlafe und man dürfe ihn ohne Gefahr für sein Leben nie in seinem Schlummer stören. Der Sklave aber, ganz außer sich vor Wut, schrie immer lauter: „Führt mich zum König, seine Ehre und sein Leben sind in Gefahr; es sind Räuber im Schloß." So entstand nach und nach ein solches Getöse und Hin- und Herlaufen, daß der König davon erwachte und sogleich den obersten Hauptmann rufen ließ, um sich nach der Ursache dieses Lärmens zu erkundigen. Sobald ihm dieser gesagt hatte, daß der Sklave der Prinzessin herbeigelaufen sei und immer rufe, es seien Räuber im Schloß, und er wolle zum König, machte er sich auf, ergriff sein Schwert und trat zu dem Sklaven

hinaus, den er voll Zorn anredete: „Wehe dir! du Hund, was ist das für eine schlimme Nachricht, womit du das ganze Schloß in Aufruhr bringst und selbst meine Ruhe störst?“ — „Herr und König“, erwiderte der Sklave, „ich schlief vor der Türe der Prinzessin, und als ich erwachte, sah ich auf einmal einen Mann von vornehmerm Aussehen und schöner Gestalt neben meiner Gebieterin sitzen; weder ich noch eine der Sklavinnen konnten begreifen, wie er hereingekommen, ob er von oben oder von unten gekommen ist.“ Ohne ein Wort zu sagen, eilte der König selbst in die Gemächer der Prinzessin, um diesen ungewöhnlichen Vorfall zu untersuchen. Als er in ihr Zimmer trat und den Prinzen neben seiner Tochter sitzen sah, geriet er in eine unglaubliche Wut; er zog sein Schwert, drang auf ihn ein und wollte ihm den Kopf spalten. Der Prinz aber erhob sich von dem Throne, streckte ihm sein Schwert entgegen und sagte: „Beim erhabenen Gott! wäre mir dies Haus nicht durch meinen Eintritt heilig, so würde ich dich denen, die in deiner Väter Gruft liegen, nachsenden!“

Der König, voll Überraschung über den Widerstand, den er fand, und die kecken Worte, die der Prinz ihm zu sagen wagte, ließ sein Schwert sinken und sagte: „Wer bist du, Betrüger? und wer ist dein Vater, daß du es wagen darfst, in solchem Tone mit mir zu reden und meine Tochter in ihrem Schlosse zu überfallen? Weißt du nicht, Elender! daß ich der größte König der Erde bin? Bei dem erhabenen Gott, ich will dich der Welt zum Beispiel und Schrecken den martervollsten Tod sterben lassen, du Dieb! du Landstreicher!“

Der Prinz lächelte mitleidig über diese Drohnungen, gab sich dem König zu erkennen und sagte schließlich: „Ich will dir einen Vorschlag machen, der dir zugleich Genugthuung und den Verweis geben wird, daß ich kein Landstreicher bin. Laß von deinen Truppen versammeln so viel du willst, und ich will ganz allein gegen sie kämpfen;



werde ich besiegt, so magst du mich immerhin als einen Räuber behandeln lassen." Der König war sehr zufrieden mit dem Vorschlag. „Es sei so!" sprach er, versammelte, sobald der Tag anbrach, seine Truppen auf einer Ebene vor dem Schlosse und befahl, den Prinzen, der eingeschlossen war, herbeizuführen und ihm ein Pferd und Waffen zu bringen. Der Prinz aber wies das Pferd zurück und sagte: „Nein, o König, ich will mein eigenes Pferd besteigen; befiehl nur, daß man es mir von der Terrasse, wo es angebunden ist, herabhole." Der König war zwar höchst erstaunt, als er in der That oben auf der höchsten Terrasse das Pferd stehen sah, aber so sehr überwog sein Durst nach des Prinzen Blut seine sonst sehr große Neugierde, daß er, ohne weitere Fragen an den Prinzen zu richten, befahl, es sogleich herabzuholen. Das geschah, und als das Pferd von einem Jungen herbeigeführt wurde, bewunderte der König und jedermann die Schönheit und Stärke seiner Gestalt. Der Prinz bestieg es und winkte mit stolzer Miene dem König, seinen Truppen das Zeichen zum Angriff zu geben. Diese umringten ihn von allen Seiten und sprengten mit entblößten Waffen heran, um ihn gefangenzunehmen oder zu erschlagen. Der Prinz ließ sie bis auf zwei Schritte heran, dann drehte er den Wirbel an der rechten Seite des Pferdes, und augenblicklich erhob es sich in die Luft wie ein Vogel. Die Reiter und der König bemerkten sein Verschwinden wegen des großen Staubes nicht sogleich, und der letztere rief immer: „Ergreife ihn, und schlepp ihn gebunden vor meine Füße!" Die Soldaten aber trafen aufeinander und rannten hin und her mit Schreien und Rufen, und keiner wußte, wo der Prinz hingekommen. Da sagten sie: „O König, wen sollen wir ergreifen? Bei dem erhabenen Gotte! der ist ein Teufel, ein abtrünniger Geist! Gelobt sei Gott, der dich von ihm befreit hat." Der König sah voll Verwirrung und Erbitterung gen Himmel, da sah

er den Prinzen hoch oben in den Lüften dahinschweben. Er hob sprachlos vor Erstaunen die Hände in die Höhe und zeigte das Wunder seinen Offizieren und Sklaven. Keiner wußte, was er dazu sagen sollte, und so kehrten sie verwirrt und betäubt ins Schloß zurück. Der König ging in die Gemächer der Prinzessin, die indessen unter heißen Tränen für die Rettung ihres Geliebten gebetet hatte und mit Schmerzen die Nachricht über den Ausgang des Kampfes erwartete. Als ihr aber ihr Vater das Vorgefallene erzählte, da hüpfte ihr das Herz in der Brust vor Freude und sie wandte ihr Gesicht ab, um ihr Lächeln und Erröten zu verbergen; sie hörte es kaum, als der König über den Prinzen schimpfte und sagte: „Gott verdamme diesen schlechten, betrügerischen Zauberer!“ Nachdem er eine geraume Zeit so zu ihr gesprochen hatte, verließ er sie und kehrte in seinen Palast zurück; die Prinzessin aber brach nun in lautes Weinen und Jammern aus und konnte weder essen, noch trinken, noch schlafen.

Der Prinz Kamr al Akmar (Mond der Monde, so hieß er) durchflog indessen die Luft, bis er in das Land seines Vaters kam. Er ließ sich auf der Terrasse seines väterlichen Schlosses nieder und stieg vom Pferde; wie er die Treppe in das Schloß hinunter ging, fand er zu seinem Schrecken Aische auf die Pfosten des Schlosses gestreut, so daß er glauben mußte, es sei jemand von seinen Verwandten gestorben; er eilte in die inneren Gemächer, um den Grund dieser Trauer zu erfahren, und hier fand er seinen Vater, seine Mutter und Schwester in Trauerkleider gehüllt, mit bleichen, schmerzentstellten Gesichtern. Sein Vater sah ihn zuerst; er stieß einen lauten Schrei aus und fiel in Ohnmacht; und als er nach einer Weile in den Armen seines Sohnes wieder zu sich kam, drückte er ihn laut weinend an seine Brust. Die Königin und die Prinzessinnen, welche bis jetzt in Schmerz versunken nichts gehört noch gesehen hatten, erwachten durch





die Freudenrufe des Königs aus ihrer Betäubung, und als sie aufblickten, sahen sie ihn in den Armen seines totgeglaubten Sohnes. Sie stürzten auf ihn zu, umarmten und küßten ihn und fragten ihn unter Tränen, wie es ihm ergangen sei? Er erzählte ihnen alles, was ihm begegnet war, von Anfang an bis zum Ende. Als er seine Erzählung geschlossen hatte, hob sein Vater die Augen gen Himmel und sagte: „Gelobt sei Gott, der Erhabene, für deine Rettung, du Freude meines Auges und Leben meines Herzens!“ Die Nachricht durchflog schnell die Stadt und verbreitete überall Jubel und Freude; man schlug Trommeln und Pauken und vertauschte die Trauerkleider mit Freudenkleidern; die Stadt ward illuminiert und die Leute drängten sich herbei, um dem König Glück zu wünschen. Dieser ließ große Festlichkeiten anordnen, erließ alle Strafen, gab alle Gefangenen frei und gab sieben Tage und sieben Nächte lang Mahlzeiten, bei denen jedermann essen und trinken konnte, was er mochte. Dann ritt der König mit seinem Sohne durch die Straßen, damit alle Leute ihn sehen und sich seiner erfreuen konnten. Als die öffentlichen Festlichkeiten zu Ende waren, gingen die Stadtbewohner wieder nach Hause ihren Geschäften nach, der König aber begab sich mit seinem Sohne ins Schloß und feierte das glückliche Ereignis nun auch im Kreise seiner Familie. Da sie nun so bei Tische saßen und aßen und tranken und sich belustigten, befahl der König einer sehr schönen Sklavin, die Meisterin im Lautenspiele war, etwas zu singen. Sie ergriff die Laute, schlug die Saiten und sang folgende Verse:

„Glaube nicht, daß ich in der Ferne deiner vergesse; denn was könnte ich noch denken, wenn ich dich vergäße? Die Zeit vergeht, aber meine Liebe zu dir ist ewig. Mit ihr werde ich sterben, und mit ihr werde ich wieder auferstehen!“



Als der Prinz diese Verse hörte, ward sein Herz ganz entzündet von der Flamme der Sehnsucht; Schmerz und Trauer überwältigten seine Seele, und da er nicht hoffen durfte, die Einwilligung seines Vaters zur Abreise zu erhalten, so verließ er ihn heimlich, bestieg das Pferd aus Ebenholz und flog auf ihm in einem Fort, bis er das Schloß der Prinzessin erblickte. Er ließ sich wieder auf der Terrasse nieder und stieg dieselbe Treppe wie früher hinab, wo er auch den Sklaven, wie das erstemal, schlafend fand; leise ging er an ihm vorbei auf den Vorhang zu, der die Türe des Schlafgemaches der Prinzessin bedeckte; er trat aber nicht sogleich hinein, sondern blieb hinter dem Vorhange stehen und blickte nach seiner geliebten Prinzessin. Diese sah er wie das erstemal auf dem Throne liegen, aber nicht schlafend, sondern laut weinend und jammernd, bald rang sie verzweiflungsvoll ihre zarten Hände und drückte ihre rotgeweinten Augen in die Kissen, bald richtete sie sich wie im Fieber wieder auf, so daß dem Prinzen selbst die Tränen aus den Augen drangen und er sich halb ohnmächtig an die Türpfosten lehnen mußte. Die Mädchen wurden durch das laute Schluchzen und Weinen der Prinzessin aus dem Schlafe aufgeweckt und sagten zu ihr: „O Gebieterin, warum doch grämst du dich so über einen, der deinen Gram nicht mit dir teilt und dich vergift? Behandle ihn doch ebenso und suche sein Bild aus deinem Gedächtnisse zu verdrängen!“ Die Prinzessin aber ward unwillig über diese Worte und sagte: „O ihr unverständigen Mädchen, ist das ein Mann, den mau wieder vergessen kann, wenn man ihn auch nur ein einziges Mal gesehen hat?“ Und nun brach sie wieder von neuem in Jammern und Weinen aus, bis sie endlich vor Ermattung einschlief. Der Prinz hörte und sah das alles von der Türe aus mit an, aber sein Herz pochte so heftig und seine Brust war so beklommen, daß er weder einen Schritt vorwärts tun noch einen Laut von



sich geben konnte. Sobald er wieder seiner Kräfte Herr wurde, trat er in das Zimmer und ging zu dem Throne, wo die Prinzessin mit verwirrten Haaren und zerrissenen Kleidern lag. Er weinte, wie er ihre bleichen Wangen und den schmerzlichen Ausdruck ihrer Züge sah, und zitternd beugte er sich auf ihre herabhängende Hand und drückte seine Lippen darauf. Die Prinzessin erwachte sogleich bei dieser Berührung, und wie sie die Augen aufschlug, sah sie den Prinzen vor ihr auf den Knien liegen. Sie traute ihren Augen nicht und glaubte ein Traumgesicht zu erblicken, bis der Prinz mit flehender Stimme zu ihr sagte: „Warum weinst du und bist so traurig?“ Bei diesen Worten sprang sie auf, fiel ihm um den Hals, und unter Tränen und Küssen sagte sie: „Deinetwegen, weil ich von dir getrennt bin.“ Der Prinz tröstete sie und erzählte ihr nun seine Geschichte; als er aber damit zu Ende war, machte er Miene, aufzubrechen, und Schems ulnabar (so hieß die Prinzessin) fragte ihn: „Wohin gehst du?“ — „Zu meinem Vater“, sagte er, „doch verspreche ich dir, jede Woche einmal zu dir zu kommen.“ Sie aber umschlang ihn mit den Armen und sagte: „Ich beschwöre dich bei dem erhabenen Gotte, nimm mich mit dir, wohin du auch gehen magst, und laß mich nicht ein zweites Mal die Bitterkeit der Trennung kosten.“ Der Prinz suchte sie zu trösten und stellte ihr alles vor, um sie von ihrem Vorsatz abzubringen, er schilderte ihr den Schmerz ihres Vaters, die Gefahren der Reise und schwor ihr bei Gott dem Erhabenen, keine Woche vorübergehen zu lassen, ohne sie zu besuchen. Sie aber antwortete immer: „Nimm mich mit, ich kann nicht ohne dich leben und will auch nicht ohne dich sterben.“ Als er sah, daß alles vergeblich sei, ihren Entschluß wankend zu machen, und da er selbst nur mit blutendem Herzen sich von ihr hätte losreißen können, so gab er ihren Bitten nach und sagte, sie solle sich zur Reise vorbereiten. Schems ulnabar eilte sogleich nach

ihrem Kleiderschrank und zog die kostbarsten mit Gold und Juwelen besetzten Gewänder an. Dann gingen sie leise an den wieder eingeschlafenen Mädchen vorüber zur Türe hinaus und kamen so, ohne den Sklaven aufzuwecken, auf die Terrasse, wo der Prinz sein Pferd stehen hatte. Der Prinz hob die Prinzessin in den Sattel, schwang sich hinter ihr auf und drehte den Wirbel um, worauf das Pferd wie ein Pfeil durch die Lüfte flog. Die Prinzessin war wohl anfangs etwas erschrocken, da sie aber bald sah, daß das Pferd ruhig und ohne alle Erschütterung dahinflog, so machte ihr diese Art zu reisen nicht nur nicht mehr bang, sondern sie fand auch ein großes Vergnügen daran, besonders weil ihr geliebter Prinz bei ihr war und sie nun nicht mehr befürchten mußten, von Spähern belanscht und überfallen zu werden. Es ging auch nach dem Willen Gottes alles gut von statten, und in sehr kurzer Frist kamen die Liebenden über der Hauptstadt des Königs von Persien an. Der Prinz flog zuerst um dieselbe herum, um der Prinzessin zu zeigen, welch ein mächtiger und reicher König sein Vater sei, dann ließ er das Pferd in einem herrlichen königlichen Garten außerhalb der Stadt langsam nieder, hob die Prinzessin herab und führte sie in ein äußerst geschmackvoll und reich verziertes Gartenhaus. Nachdem sie hier eine Weile miteinander gesprochen und sich ausgeruht hatten, stand er auf und sagte: „Bleibe du einstweilen hier, ich will zu meinen Eltern gehen und sie von deiner Ankunft benachrichtigen, damit sie alles zu deinem Empfange Nötige bereiten können, denn du sollst als Tochter eines Königs und Braut eines Prinzen in das Schloß meines Vaters einziehen. Die Wesire und die ganze Armee sollen dir entgegenreisen und Pracht und Glanz sollen jeden deiner Schritte begleiten.“ Hierauf umarmte und küßte er sie aufs zärtlichste und eilte dann zu seinem Vater, der schon wieder anfing unruhig zu werden über sein langes Ausbleiben, und deshalb

sehr erfreut war, als er seinen Sohn wieder gesund und strahlend vor Vergnügen eintreten sah. Als ihm aber dieser sein ganzes Abenteuer mit der Prinzessin erzählt hatte und hinzusetzte, daß seine Brant im Gartenhaus seiner harre, da kannte er sich gar nicht mehr vor Freude, er rief die Königin und die Prinzessinnen herbei, theilte ihnen das glückliche Ereignis mit und gab sogleich Befehl, alle Offiziere und Hofbeamten zusammenzurufen und große Festlichkeiten zu veranstalten. Die Nachricht von der wunderbaren Ankunft der königlichen Braut verbreitete sich schnell durch die ganze Stadt, und alle Leute strömten hinaus nach dem Garten, um ihren Einzug in den Palast zu sehen.

Der persische Weise, den der König bei der ersten Rückkehr des Prinzen wieder in Freiheit gesetzt hatte, hielt sich gewöhnlich beim Gärtner auf und ging oft in dem Garten ein und aus. Nun traf es sich aber, daß er gerade an dem Tage, wo der Prinz mit der Prinzessin ankam, unter einem Baume des Gartens saß und voll Zorn, daß er die Prinzessin nicht zur Frau bekommen, allerlei Pläne zur Rache sich ausdachte; da sah er plötzlich den Prinzen auf seinem Pferde herabfliegen, der dann ein wunderschönes Mädchen aus dem Sattel hob und mit ihr in das Gartenhaus ging. Der persische Weise näherte sich vorsichtig einem offenen Fenster, vor welchem ein dichtes Gebüsch stand, wodurch er so geschützt wurde, daß er alles beobachten konnte, was in dem Gemache vorging, ohne selbst gesehen zu werden. Den Prinzen hatte er zwar sogleich erkannt, nun aber sah er die entschleierte Prinzessin, deren Schönheit ihn ganz außer sich brachte. Er hörte ihre ganze Unterhaltung mit an, trat, sobald der Prinz Schems ulnabar verlassen hatte, um in den Palast zu gehen, aus dem Gebüsch und zanderte nicht länger, seinen höllischen Plan auszuführen und seine Rache zu kühlen. Er klopfte dann an die Thür des Gemaches, und als die Prinzessin fragte, wer da sei, antwortete

er: „Dein Sklave und dein Diener. Dein Herr schickt mich zu dir und läßt dich bitten, mir zu folgen; ich soll dich auf dem Pferde in ein Haus näher zur Stadt bringen, weil meine Herrin, die Königin, nicht so weit gehen kann und sich doch so sehr darauf freut, dich zu sehen und zu begrüßen, daß sie sich niemand zuvorkommen lassen will.“

Die Prinzessin zweifelte nicht im mindesten an der Wahrheit dieser Botschaft und öffnete die Thüre; sie schwang sich schnell aufs Pferd und trieb den Perser zur Eile an; dieser säumte auch nicht, hinter ihr aufzusitzen, drehte dann unverzüglich den Wirbel um, so daß sich das Pferd mit reißender Schnelligkeit in die Lüfte schwang. Die Prinzessin hatte kaum so viel Atem, ihn zu fragen, was diese Frechheit bedeute; der Weise aber umfaßte sie laut auflachend mit den Armen und flog immer weiter in der Richtung nach China.

Zur gleichen Zeit, wo der Weise die Prinzessin entführte, brach der Zug zu ihrem Empfang von dem Palaste auf. Unter dem Schall von Trommeln, Pauken und Trompeten zog der Prinz mit dem König, seinem Vater, und allen Offizieren und Hofbeamten an der Spitze herrlich gekleideter Truppen in den Garten ein. Kostbare Tücher wurden auf dem ganzen Wege ausgebreitet, daß der Prinzessin Fuß nur auf Gold und Seide trete. Der Prinz selbst in seiner reichsten Kleidung trat zuerst in das Gartenhaus, um seine geliebte Prinzessin dem König, seinem Vater, vorzustellen; aber starr und sprachlos vor Schrecken blieb er stehen, als er das Gemach leer fand und auch das hölzerne Pferd nicht mehr darin sah. Dann schrie er laut auf vor Schmerz, warf seinen Turban auf die Erde und schlug sich ins Gesicht und auf die Brust. Der König und seine Wesire stürzten voll Schrecken in das Gemach und fanden da niemanden als den Prinzen, der im Uebermaß seines Schmerzes gegen sich selbst wüthete und keine ihrer Fragen beantwortete. Als er aber unter den Umstehenden auch

den Gärtner bemerkte, sprang er auf ihn zu, packte ihn an der Brust und schüttelte ihn, daß er beinahe sein Leben anschauchte. „Du Betrüger“, schrie er ihn an, „wo ist die Prinzessin, was hast du mit ihr begonnen? Sage mir die Wahrheit oder ich schlage dir den Kopf vom Kumpfe!“ Der Gärtner, der an allen Gliedern zitterte, sagte: „Mein Herr! Du sprichst da von etwas, wovon ich gar nichts weiß. Bei meinem Leben und dem geehrten Barte deines Vaters! ich weiß nicht, was du meinst und habe nichts gesehen von dem, weshalb du mich in Verdacht hast.“ Der König selbst suchte jetzt den Prinzen zu beruhigen und ihm die Hoffnung zu geben, daß das Ganze sich noch zur Zufriedenheit aller lösen werde. Der Prinz aber, dessen wildes Ungestüm sich etwas gelegt hatte, schüttelte traurig das Haupt, denn er ahnte den Zusammenhang der ganzen Sache und fragte den Gärtner nur noch, wer heute in den Garten gekommen sei. Dieser antwortete: „Niemand als der persische Weise.“ Der Prinz erwiderte kein Wort darauf, aber Wut und Scham, sich so überlistet zu sehen, zersprengten ihm fast das Herz; er ballte seine Fäuste und knirschte mit den Zähnen, daß alle Leute erschrocken und ihm ans dem Wege gingen, wie einem verwundeten Löwen. Sein Vater blieb allein bei ihm in dem Gemach und erschöpfte sich mit Bitten und Trostgründen; allein alles war vergeblich, der Prinz hörte nicht darauf und sagte endlich zu ihm: „Mein Vater! gehe du mit den Truppen in die Stadt zurück, ich weiche nicht von hinnen, bis ich im Klaren mit mir bin und einen Entschluß gefaßt habe.“ Sein Vater schlug sich weinend auf die Brust und sagte: „Mein Sohn! Folge dem Triebe deines guten Herzens und verlaß deinen Vater nicht! Komm mit uns und wähle dir eine Prinzessin zur Gattin von allen Prinzessinnen der Erde.“ Der Prinz aber antwortete nicht hierauf, sondern drückte seinen Vater an die Brust, nahm Abschied von ihm und ließ ihn allein und be-



trübt in die Stadt zurückkehren. Und so ward die Freude wieder in Trauer verwandelt.

Um aber wieder auf den persischen Weisen zurückzukommen, so lenkte dieser das Zauberpferd in China zur Erde und stieg mit der Prinzessin unter einem Baume an einer kühlen, silberhellen Quelle ab; hier ließ er sie auf den grünen Rasen sitzen und entfernte sich mit dem Pferde, um Früchte und Nahrungsmittel zu holen, denn er war ebenso hungrig wie die Prinzessin. Diese dachte nach seiner Entfernung wohl daran, die Flucht zu ergreifen, allein sie wußte nicht, wo sie sich befand und wohin sie sich wenden sollte, um zu Menschen zu kommen, und dann bedachte sie auch, daß der schändliche Alte auf seinem Pferde von der Luft herab sie leicht entdecken, einholen und mißhandeln würde; zu alledem war sie auch so müde und hungrig, daß sie kaum einen Schritt weit zu gehen vermochte. So beschloß sie denn, auf Gott zu vertrauen und die Rückkehr ihres Entführers abzuwarten. Dieser kam auch nach kurzer Zeit mit Lebensmitteln zurück, setzte sich zu ihr nieder und lud sie mit schmeichelnden Bitten ein, mit ihm zu essen. Nach der Mahlzeit sagte die Prinzessin zu dem Perjer: „O Diener, gedenke deiner Pflichten und bringe mich zurück zu deinem Herrn und seinen Eltern. Ich verspreche dir nicht allein Straflosigkeit für dein frevelhaftes Beginnen, sondern werde dich auch mit Geschenken überhäufen.“ Der Weise aber lachte sie an und sagte: „Gott verdamme sie alle; jetzt bin ich dein Herr und du bist Skavin. Dies Pferd hier gehört mir, ich habe es gemacht und bin dadurch reicher als alle Könige der Welt. Glaube nur nicht, daß du diesen Elenden, den Prinzen, je wiedersehen wirst. Mein bist du, schöne Prinzessin; aber ich liebe dich auch mehr als er und werde jeden deiner Wünsche befriedigen. Sklaven und Sklavinnen, Kleider, Geld, Schlösser und Gärten, alles, was du nur willst, sollst du bekommen.“ Sie aber brach in



Tränen ans und wollte nichts von ihm wissen. Durch die Bestimmung des erhabenen Gottes aber traf es sich, daß der König von China gerade in jener Gegend jagte, und gerade in diesem Augenblick zu dem Baum und der Silberquelle kam. Als er hier das wunderbar schöne, zornglühende Mädchen mit einem über alle Beschreibung häßlichen Alten sah, sprang er vom Pferde und fragte den Perser, was er da für ein Mädchen habe und warum es so weine. Der Weise, der den König an seinem Turban erkannte, warf sich auf die Knie nieder und sagte: „Mächtiger Herr und König, das undankbare Geschöpf hier, das ich aus dem Staube zu mir emporgehoben und zu meiner Gattin angenommen habe, ist mir entlaufen, um einen elenden Landstreicher aufzusuchen, und nachdem ich sie nun eingeholt und ihr mit milden Worten ihr Vergehen vorgehalten und Verzeihung zugesagt habe, fiel sie in ihrer Wut über mich mit Kraken und Schlägen her, so daß ich genötigt war, sie zu züchtigen. Ich bitte dich nun, großer und gerechter König, laß diese Hündin von deinen Dienern fesseln, damit ich sie nach Hause bringen und dort bestrafen kann, wie sie es verdient.“ Die Prinzessin, welche halb ohnmächtig auf den Rasen niedergesunken war, sprang bei diesen schamlosen Lügen des Alten mit funkelnden Augen und glühenden Wangen auf, warf sich dann zu den Füßen des Königs, küßte den Saum seines Kleides und sagte: „O Herr, wer du auch sein magst, den mir der erhabene Gott zur Rettung gesendet hat, sieh mitleidig herab auf eine unglückliche Prinzessin und glaube diesem Elenden nicht. Er lügt, o Herr, und ist ein listiger Zauberer, der mich aus den Armen meines Bräutigams entführt hat aus Rache, weil er ihm seine Schwester nicht zur Frau geben wollte.“

Der König von China, entzückt über die Schönheit und den Anstand der Prinzessin, hob sie auf und sagte: „Es bedarf nur eines Blickes

auf euch beide, um zu entscheiden, wer recht und unrecht hat. Gebt diesem schändlichen Alten sogleich die Bastonade und führt ihn gefesselt ins Gefängnis bis auf weitere Befehle." Die Diener des Königs vollstreckten diesen Befehl vor den Augen der Prinzessin, der dies zu großer Genugthuung gereichte.

Der König ließ sie dann auf ein Pferd setzen und kehrte an ihrer Seite nach der Stadt zurück. Unterwegs fragte er sie, was denn das für ein Pferd sei, das der Alte bei sich gehabt und ein Diener hintennach führte. Die Prinzessin war vorsichtig genug, das Geheimnis mit dem Pferde nicht zu entdecken, und sagte deshalb nur: „D Herr, auf diesem hölzernen Pferde ritt er vor den Leuten und machte allerlei Kunststücke darauf.“ Wie der König das hörte, befahl er seinen Dienern, als sie im Schloß ankamen, das Pferd in die Schatzkammer zu führen. Er war voll Vergnügen über die Schönheit der Prinzessin, die er sogleich in eines seiner Zimmer hatte bringen lassen, und sagte lächelnd zu seinem Wesir: „Wir sind ausgegangen, um wilde Tiere zu jagen und haben dafür eine menschliche Gazelle gefangen.“ Sein Herz ward von Liebe zu ihr ergriffen, und noch an demselben Abend ging er zu ihr, um ihr seine Hand anzubieten. Er hatte schon Befehl gegeben zur Beleuchtung der Gärten und der Stadt, prachtvolle Festlichkeiten wurden angeordnet und eine große Anzahl königlich gekleideter Diener und schöner Sklavinnen zogen unter Musik und Gesang vor ihm her. Die Prinzessin, im Glauben, nun allen Nachstellungen entgangen zu sein, hatte sich ein wenig niedergelegt und schief mit dem frohen Gedanken ein, ihren Prinzen, dem sie unverbrüchliche Treue geschworen hatte, bald wieder zu sehen, denn sie zweifelte gar nicht daran, daß der König sie, die Tochter eines so mächtigen Königs, sicher in ihre Heimat oder nach Persien werde geleiten lassen. Wie war sie aber erstaunt, als sie von dem Klange von

Pauken, Trommeln und Trompeten angeweckt, den König vor sich  
 stehen sah und seinen Antrag vernahm! Ihre Überraschung und Be-  
 stürzung waren so groß, die Wirklichkeit nach einem so süßen Traume  
 war für sie so bitter, daß sie in Ohnmacht fiel und, als man sie durch  
 Essenzen wieder ins Leben gerufen hatte, einen Anfall von Wahnsinn  
 bekam. Sie schlug die Hände zusammen, stampfte mit den Füßen,  
 zerriß unter wildem Schreien ihre Kleider und versuchte, sich den Kopf  
 an der Wand zu zerschmettern. Die Frauen, welche ihr der Sultan  
 zur Bedienung gegeben, eilten auf sie zu, hoben sie an Armen und  
 Füßen und trugen sie auf ein Polster; der Sultan selbst verließ höchst  
 verwirrt und betrübt über diesen Krankheitsanfall ihr Gemach, be-  
 fahl, alle Ärzte und Astrologen in seinem Reiche zusammenzurufen  
 und dem eine große Belohnung zu versprechen, der die Prinzessin von  
 ihrer Verstandesverwirrung heile. Diese kam indessen wohl wieder zu  
 sich, da sie aber in der Stille der Nacht alles wohl überlegte, so sah  
 sie ein, daß sie den Bewerbungen des Königs nur dann entgehen könne,  
 wenn sie sich fortwährend verrückt stelle. Auf diese Weise hoffte sie  
 dem Prinzen ihre Treue zu bewahren und Gelegenheit zur Flucht zu  
 bekommen. Sie war auch so geistreich und schlau, daß niemand ihre  
 Verstellung merkte, und da sie, so oft der König zu ihr kam, sich immer  
 wütender stellte, die seltsamsten Reden ausstieß, ja auf ihn selbst los-  
 zustürzen suchte, so stellte er seine Besuche, wieviel Schmerz es ihm  
 auch machte, beinahe ganz ein, und begnügte sich damit, für alle ihre  
 Bedürfnisse zu sorgen und alle Weisen und Ärzte aussuchen zu lassen.  
 Alle Tage ließ er sich nach ihrem Befinden erkundigen, aber jedesmal  
 meldete man ihm entweder, es sei beim alten, oder das Übel habe eher  
 zu- als abgenommen. Nun kamen nach und nach die Ärzte an, von  
 denen jeder behauptete, ein Mittel gegen diese Krankheit zu be-  
 sitzen, und der König ließ einen um den anderen zu der Prinzessin

führen. Diese aber, welche das vorausgesehen hatte und fürchtete, wenn sie sich den Puls fühlen lasse, könnte der eine oder der andere auf den Gedanken kommen, daß sie ganz gesund und ihre Krankheit nur Verstellung sei, stellte sich, so oft einer zu ihr wollte, so wütend, schlug mit Händen und Füßen so um sich, daß keiner ihr zu nahen wagte, aus Furcht, sie möchte ihm die Augen auskratzen und die Zähne einschlagen. Einige zwar ließen sie halten und gingen zu ihr hin, diese aber brachte sie durch ihre Reden, ihre wütenden Gebärden und Anstrengungen, sich loszumachen, ganz in Verwirrung, so daß auch sie nichts zu sagen und zu tun wußten.

Während das mit der Prinzessin vorfiel, wanderte der Prinz, ihr Geliebter, der seinen Vater verlassen hatte, kummervoll von einem Land zum anderen und durchstreifte alle Städte und Dörfer, wo er alle Quartiere und Basare besuchte, sich mit allen Kaufleuten und Reisenden in Gespräche einließ, um irgendeine Nachricht von der Prinzessin, seiner Braut, zu erfahren. Aber nie hörte er nur das Geringste, was ihn hätte auf ihre Spur führen können, und schon überließ er sich dem quälenden Gedanken, er habe eine ganz entgegengesetzte Richtung eingeschlagen, da führte ihn der Allwissende und Allhörende wie durch einen Zufall nach China. Er kam, ohne zu wissen, in welchem Lande er sich befinde, in die Hauptstadt und hier hörte er schon am ersten Abend seiner Ankunft mehrere Leute auf dem Basar von dem König und einem Mädchen sprechen, das man allgemein ebenso wegen seines Unglücks bedauerte, als wegen seiner Schönheit bewunderte. Er näherte sich den Leuten mit Anstand und Höflichkeit und ersuchte sie, ihm diese Begebenheit, von welcher sie mit so viel Teilnahme sprächen, auch mitzuteilen. „Wisse“, sagte der eine von ihnen, „unser König ging vor einiger Zeit auf die Jagd, da hörte er ein Hilferufen, und wie er hinkam, war es ein schönes Mädchen, das mit einem

alten Manne rang, und neben ihnen stand ein merkwürdiges Pferd, das war von schwarzem Holze sehr kunstreich gearbeitet. Als der König den Alten fragte, was er mit dem Mädchen habe, sagte dieser: „Sie ist meine Frau und ich züchtige sie, weil sie mir entlaufen ist.“ Das Mädchen aber fiel dem König zu Füßen und schrie: „Beim erhabenen Gott schwöre ich, daß er lügt und ein Zauberer ist, der mich listigerweise aus meines Vaters Hause entfernt hat.“ Der König glaubte ihren Worten, denn sie hatte ein sehr vornehmes, anständiges Aussehen und war über alle Maßen schön. Er ließ den Alten prüfen und ins Gefängnis werfen; das hölzerne Pferd befahl er in seine Schatzkammer zu führen; das Mädchen aber nahm er mit sich ins Schloß, und so bezaubert war er von ihr, daß er sie noch am selben Abend heiraten wollte. Schon war der Rudi und alles bereit, die Gärten illuminiert und große, niegesehene Festlichkeiten veranstaltet, da ward das Mädchen plötzlich verrückt und raste, daß vier Sklavinnen sie nicht halten konnten. Seit der Zeit wendet der König, der vor Liebe und Gram ganz krank geworden ist, alles für Ärzte und Astrologen auf, aber noch hat sich keiner gefunden, der ihr hätte helfen können, so große Belohnungen auch der König darauf gesetzt hat.“ Der Prinz hörte diese Erzählung mit wechselnden Gefühlen an, als er aber das Ende vernahm und die Gewißheit hatte, daß die Prinzessin den König nicht geheiratet habe, da war seine Freude außerordentlich und er rief laut aus: „Gott sei gelobt und gepriesen! Es bringt dir jemand Nichtigkeit, die du nicht erwartest hast.“ Die Lente wichen vor ihm zurück und sagten: „Der hat auch den Verstand verloren und wird noch sein Leben dazu verlieren, wenn der König erfährt, daß er sich über den Wahnwitz des schönen Mädchens freut.“ Der Prinz aber hörte nicht mehr auf sie, sondern sprang mehr, als er ging, in das Gemach, das er gemietet hatte, und kleidete sich als Astrolog, machte sich



weite herabhängende Ärmel, setzte einen großen Turban auf, färbte seine Augenbrauen und kämmte seinen Bart. Dann nahm er eine Schachtel mit zwei Händen voll Sand und zwei Bücher unter den Arm, wovon das eine alt und zerrissen, das andere aber köstlich fein eingebunden war; in die eine Hand nahm er einen Stock, in die andere einen Rosenkranz und ging, wie die Astrologen pflegen, die Perlen des Rosenkranzes abzählend, langsam einher. Auf der Straße schrie er von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme: „Glück unserem Quartier und dem eurigen!“ So kam er an das Tor des Palastes, wo er zu dem Pfortner sagte: „Ich möchte, daß du dem König sagest: ‚Ein weiser Sterndeuter ist aus Persien gekommen, hat die Geschichte deiner Sklavin gehört und will sie heilen.‘“ Der Pfortner ließ sogleich dem Wesir sagen, es sei ein Sterndeuter aus Persien gekommen, der sehr gelehrt ansehe und das Mädchen zu heilen verspreche. Der Wesir eilte schnell ans Tor und führte den Prinzen zum König, der ihm mit viel Achtung begegnete und große Belohnung versprach, wenn er dies Mädchen wirklich heilen könne. Der Prinz benahm sich ganz wie ein echter Sterndeuter, sprach vieles Vernünftige und Verständige, und murmelte eine Menge Worte und Phrasen durcheinander her, die keiner der Anwesenden verstehen konnte. Der König und der ganze Hof waren erstannt über die große Gelehrsamkeit des Prinzen, und der König sagte nach einer Weile zu ihm: „O Weiser, wenn es dir gefällig ist und die Zeit günstig dazu, so verführe dich zu dem wahnsinnigen Mädchen, um deine Kur zu beginnen.“ — „Es sei so!“ antwortete der Prinz, nachdem er etwas in dem alten Buche aufgeschlagen und gelesen hatte; „führe mich zu ihr, daß ich die Ursache ihrer Krankheit erforsche und sehen kann, zu welcher Klasse von Geistern der gehört, der in ihr haust.“ Der König befahl sogleich dem obersten Hauptmann, den verkleideten Prinzen in die Gemächer der Prinzessin zu







führen. Als der Prinz vor die Thür ihres Zimmers kam, hörte er, wie sie unter vielen Thränen ein Lied sang, worin sie ihr unglückliches Los beklagte, welches sie von ihrem Gatten getrennt hielt. Sein Herz entbrannte und seine Augen wurden feucht; er winkte dem Hauptmann, zurückzukehren, und trat schnell in das Zimmer. Mit Rührung und Schmerz sah er, wie der Kummer um ihn ihre Züge entstellte hatte. Er trat zu ihr heran, küßte sie dann auf die Stirne und sagte: „Gott möge dich aus diesem Zustande retten, Schems ulnabar; mit der Hilfe des Allmächtigen ist die Erlösung da! Ich bin Kamr al Akmar!“ Sie schlug die Augen auf und wußte nicht, ob sie träume oder wache; sie glaubte eine Erscheinung aus einer anderen Welt zu sehen. Nachdem sie sich beide von der Überraschung wieder erholt hatten, fragte sie den Prinzen, wie er denn ihren Aufenthaltsort erfahren habe und zu ihr habe kommen können. Er aber antwortete ihr: „Beruhige dich nur und zähme deine Neugierde; es ist jetzt keine Zeit zu langen Gesprächen, denn der oberste Hauptmann steht im Vorgemache und noch weiß ich nicht, auf welche Weise ich dich befreien soll. Indessen will ich einen Versuch machen, ob es nicht durch List geschehen kann; ist das nicht möglich, so eile ich zu meinem Vater zurück und werde dann an der Spitze aller Truppen nach China kommen und dich von dem König zurückverlangen; will er es dann auf den Krieg ankommen lassen, so ist es gut und Gott wird den Gerechten nicht verlassen. Sage mir jetzt nur alles, wie es dir ergangen und wo das hölzerne Pferd mit dem persischen Weisen hingekommen ist, damit ich meine Maßregeln danach treffen kann.“ Die Prinzessin erzählte ihm nun alles, wie der Weise sie entführt und nach China gebracht, wie der König sie befreit und dann zur Gemahlin verlangt habe; als sie dann hinzusetzte, daß ihr Wahnsinn nur Verstellung sei, lächelte der Prinz, denn er hatte das schon vorher geahnt. Er lobte sie wegen ihres

Scharfsinnes und wegen ihrer Klugheit, daß sie das Geheimnis des Pferdes dem König nicht entdeckt habe, und verließ sie dann, nachdem er ihr Mut und Trost zugesprochen und alles mit ihr verabredet hatte. Er ging zu dem König zurück und sagte: „Herr, ich will dir ein Wunder zeigen, wenn du mit mir zu dem Mädchen kommen willst!“ Der König erhob sich sogleich von seinem Throne und ging voll gespannter Erwartung mit Hamr al Akmar zu der Prinzessin. Diese fing sogleich an zu schreien und zu schäumen, wie gewöhnlich, wenn sie den König sah, stampfte mit den Füßen und schlug mit den Händen nach dem König, der sich schnell an die Türe zurückzog und zornig zu dem Prinzen sagte: „Lügnerischer Sterndeuter, ist das das Wunder, das du mir zeigen willst? Ich werde dir den Kopf abschlagen lassen, du Landstreicher!“ Der Prinz aber winkte ihm mit der Hand, zu schweigen, ging im Kreise um die Prinzessin dreimal herum, murmelte seine Beschwörungen her und schäumte und gebärdete sich ärger als die Prinzessin, die ihrerseits fortfuhr zu toben und nun auch nach ihm schlug. Als er aber auf sie zuing und ihr ins Gesicht blies und seine Hände auf die ihrigen legte, da ward sie nach und nach still und ruhig, und der Prinz flüsterte ihr, von den Anwesenden unbemerkt, die Worte zu: „Stehe jetzt mit königlicher Würde auf, gehe zum König hin und küsse ihm ehrerbietig die Hand!“

Als der verkleidete Prinz von der Prinzessin wegtrat, sank sie wie ohnmächtig nieder und blieb einige Augenblicke so liegen, dann stand sie auf wie eine vom Schlaf Erwachte, und indem sie sich langsam und majestätisch dem Könige näherte, küßte sie voll Ehrerbietung seine Hand und sagte: „Willkommen, mein Herr und König! Ich bin ebenso sehr erstaunt als erfreut darüber, daß du deine Sklavin endlich eines Besuches würdigst und ihr Gelegenheit gibst, ihre Dankbarkeit für dein edles, uneigennütziges Benehmen auszudrücken.“ Der König flog

ihr außer sich vor Freude entgegen, als er diese Worte hörte, welche mit einer wohl lautenden, nicht mehr schreienden Stimme gesprochen wurden. Ihr edles Benehmen gegen ihn, welches so sehr von ihrem bisherigen verschieden war, erfüllte ihn mit Hoffnung auf baldige Genesung der Prinzessin. Mit vor Vergnügen glänzendem Gesichte wendete er sich dann zu dem Prinzen und sagte: „O Astrologe! Du bist der Gelehrteste deiner Zeit und ich kaum reich genug, dich nach Verdienst zu belohnen. Wünsche dir aber etwas, ich gewähre dir deine Bitte im voraus.“ Der Prinz aber entgegnete mit bescheidener Würde: „Herr! Die Zeit der Wohltat ist noch nicht da, denn ich fürchte sehr, daß die Krankheit des Mädchens nur augenblicklich gehoben ist und nach kurzer Zeit wieder ausbrechen wird. Darum muß man die Kur fortsetzen, bis der böse Geist sie ganz verlassen hat. Es wird nicht leicht sein, mächtiger König! aber ich will alles tun, um die schwere Krankheit der Prinzessin zum Weichen zu bringen. Mau erfülle nur genau meine Anordnungen!“ — „Triff nur deine Anstalten“, sagte der König, „und wehe dem, der sie nicht buchstäblich ausführt!“ — „Sie muß“, sagte der Prinz, „auf der Stätte geheilt werden, auf der der Dämon der Krankheit in sie gefahren ist. Laß sie also auf einem reich und prächtig aufgezäumten Elefanten dorthin bringen, außerhalb der Stadt, wo du sie gefunden hast; denn dort ist der böse Geist in sie gefahren.“ Voll Verwunderung darüber, daß der Prinz von allen Umständen so genau unterrichtet war, sagte der König: „O Weiser und Gelehrter, der alle Dinge weiß auf Erden, bei dem erhabenen Gott, einen Mann wie dich habe ich noch nie gefunden! Sobald die Prinzessin vollends geheilt ist, werde ich alles aufbieten, um dich so zu ehren und zu belohnen, wie es deine große Gelehrsamkeit verdient. Alle deine Anordnungen sind mir Befehle, und bei meinem Barte, sie sollen Buchstabe für Buchstabe vollzogen werden.“



Sogleich setzte sich der Zug, unter Anführung des Königs und des Prinzen, umgeben von den Wesiren mit ihren Truppen, in Bewegung und durchzog die Stadt und die Gärten, bis zu der Stelle, wo die Prinzessin von dem König gefunden worden war. Hier wurden die Truppen aufgestellt, die Prinzessin herabgehoben und in einen Kreis getragen, den der Prinz unter vielen Ceremonien und Zauberformeln mit seinem Stabe in den Sand gezogen hatte. Der Prinz ging nun um den Kreis herum, streute eine Handvoll Sand nach Osten und Westen und eine nach Norden und Süden, murmelte Beschwörungen aus seinem Buche her, blickte dann wie horchend bald gen Himmel, bald zur Erde, und befahl hierauf, rings um den Kreis goldene Rauchpfannen, eine an die andere, zu stellen. Als das geschehen und das Räucherwerk bereit war, hob er den Kopf wieder in die Höhe, nickte dreimal und trat dann zu dem König, der in schweigender Erwartung seinem Beginnen zusah. „Herr!“ redete er ihn an, „meine Geister haben mir gesagt, daß der Teufel, der in dieses Mädchen gefahren, seinen eigentlichen Sitz im Leibe eines Tieres aus schwarzem Ebenholze hat. Wird nun dieses Tier nicht gefunden, daß ich den Zauber brechen und den Teufel ausjagen kann, so wird das Mädchen jeden Monat von ihm befallen und geplagt werden.“ Bei diesen Worten des Prinzen hob der König erst eine Weile sprachlos vor Erstaunen die Hände empor, dann sagte er: „Du bist ein göttlicher Mann und Meister aller Weisen und Philosophen! Du hast bei Gott recht, denn ich sah mit eigenen Augen, wie neben dem Mädchen und dem alten Bösewichte ein Pferd von schwarzem Ebenholze stand, was ohne Zweifel das Tier ist, von dem deine Geister dir sagten.“ — „Es ist so, wie du sagst“, antwortete der Prinz, „laß es in aller Eile, aber mit Sorgfalt, herholen, damit es nicht beschädigt werde, sonst ist alle unsere Mühe vergebens.“ Der König gab sogleich



die nötigen Befehle, und nach kurzer Zeit ward das Pferd herbeigeführt. Der Prinz untersuchte es aufs genaueste, um sich zu überzeugen, daß es unbeschädigt sei, und als er alles nach seinen Wünschen fand, führte er es in den Kreis, setzte die Prinzessin hinauf und befahl, alles Räucherwerk zumal anzuzünden. Als die Flammen aufloderten, zog er eine Handvoll zerschnittenes, mit allerlei Charakteren bemaltes Papier aus seinem Turban und sagte: „Sobald ich auf dem Pferd hinter dem Mädchen sitze, werfet dies Papier in die Flammen. Wenn dem Pferde dieser Geruch in die Nase kommt, wird es das Manl und die Nüstern aufsperrn, um ihn einzusaugen, und dann wird dem Teufel in seinem Leib so bang werden, daß er ausfahren wird, sobald ich diesen Wirbel drehe. Tut alles genau, blickt immer auf die Rauchpfannen, daß kein Stückchen Papier auf die Erde fällt, und der Zauber wird gewiß durch die Macht Gottes gelingen.“ Der König selbst trat hinzu, um genau acht zu geben, daß alles nach der Angabe des Prinzen geschehe, und bedrohte jeden mit augenblicklichem Tode, der sich ein Versehen zuschulden kommen lasse. Der Rauch und der Dampf stieg nun so dick empor, daß man den Prinzen nicht mehr erblicken konnte, selbst wenn der König und seine Offiziere und Diener auf ihn statt auf die Rauchpfanne gesehen hätten; und dies war der Augenblick, auf welchen der Prinz gewartet hatte; er drehte sogleich den Wirbel und das Pferd erhob sich mit ihm und der Prinzessin wie ein Vogel. Im ersten Augenblicke war jedermann so betroffen über diese unerhörte Erscheinung, daß niemand daran dachte, ihnen einen Pfeil nachzusenden, und als der König, von seiner Erstarrung zu sich gekommen, voll Wut den Befehl dazu gab, war es zu spät und der Prinz bereits ihren Blicken gänzlich entschwunden. Verwirrung und Angst bemächtigte sich aller Umstehenden und sie riefen aus: „O Herr und König, was ist da zu tun, das ist ein Teufel oder

ein böser Geist!" Der König aber, der noch in die Luft starrte, als schon längst jede Spur von dem Pferde verschwunden war, schrie plötzlich laut auf und fiel in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, konnte er es immer noch nicht begreifen und sein Erstaunen über dieses Wunder war ebenso groß, als seine Wut über den Verlust der Prinzessin. Nachdem er sich nach und nach wieder etwas gefaßt hatte, sagte er: „Es gibt keine Macht und keinen Schutz außer bei Gott dem Erhabenen! Hat jemals einer einen Menschen fliegen sehen? Bei Gott, das ist höchst wunderbar!" So kehrte er voll Verwirrung, Scham und Zorn nach der Stadt in seinen Palast zurück, und erbittert, wie er war, wollte er seinem Grimme auf irgendeine Weise Luft machen. Da fiel ihm ein, daß er den Alten noch gefangen habe, und gab Befehl, ihn herbeizuführen. Als der Perser vor ihn gebracht wurde, schrie ihn der König sogleich an: „Glender Betrüger! Warum hast du mir die wunderbare Eigenschaft dieses hölzernen Pferdes nicht gesagt, so daß es einem nichtswürdigen Landstreicher gelungen ist, mir das Mädchen zu entführen?"

Als der Weise diese Worte hörte, gebärdete er sich wie ein Wahnsinniger, schrie und weinte laut, schlug sich in das Gesicht und zerriß seine Kleider. Der König von China, noch mehr erzürnt durch dieses unehrerbietige Benehmen des Alten, befahl, ihn zu prügeln und den Scharfrichter zu holen. Durch diesen Befehl, den die Diener sogleich ausführen wollten, zur Besinnung gebracht, stürzte sich der persische Weise zu den Füßen des Königs und sagte: „O Herr und König, habe Gnade und Erbarmen mit einem unglücklichen betrogenen Manne! Wiße, ich habe dieses kunstreiche Pferd gemacht und es dem König von Persien, meinem Herrn, gebracht, der mir dafür die Hand seiner jüngsten Tochter versprach. Sein Sohn aber, der ohne Zweifel der Astrologe ist, von dem du betrogen wurdest, ein unwissender, hoch-

müthiger Mensch, brachte mich nicht allein um den wohlverdienten Lohn meiner jahrelangen Anstrengungen, sondern raubte mir jetzt auch noch mein Pferd selbst." Der König fragte, wie der Prinz aussehe, und der Alte beschrieb ihn so genau, daß der König gar nicht mehr daran zweifelte, er sei eine und dieselbe Person mit dem Astrologen. Hierauf ließ er sich noch die ganze Geschichte erzählen und ärgerte sich immer mehr darüber, so daß er, nachdem der Alte geendigt hatte, ihm ohne weiteres den Kopf abschlagen ließ. Sein ganzes Leben hindurch vergaß er diesen Vorfall nimmer und es kränkte ihn um so tiefer, da er sich dem König von Persien gegenüber zu schwach fühlte, um seiner Rache Lust zu machen und ihn zu bekriegen.

Des Prinzen und der Prinzessin Reise aber ging glücklich vonstatten, und sie kamen ohne irgendeinen Unfall in der Hauptstadt Persiens an. Diesmal aber ließ er sich im Schlosse seines Vaters selbst nieder und nicht in einem außerhalb der Stadt gelegenen Garten, wie das erste mal; denn das Sprichwort sagt: „Durch häufiges Fallen lernt man gehen“, und wäre er gleich anfangs vorsichtig gewesen, so wären ihm alle diese Unglücksfälle nicht zugestoßen. Seine tiefbetrübten Eltern saßen gerade auf der Terrasse des Schlosses, wo er sich herunterließ, und waren über seine unerwartete Ankunft nicht wenig erfreut. Diese glückliche Nachricht durchflog schnell die ganze Stadt, und alle, die es hörten, lobten und dankten Gott dem Allmächtigen. Die Hochzeitsfeierlichkeiten wurden sogleich vorbereitet, und das ganze Volk, die Wesire und die Truppen versammelten sich, um dem König Glück zu wünschen. Auch dem König, dem Vater der Prinzessin, schickte man Boten mit Briefen, um diesem die Ankunft seiner Tochter mit dem Prinzen zu melden und seine Einwilligung zur Heirat zu erbitten. Diese schickte er auch unter Versicherung seiner Freundschaft

und begleitet von den herrlichsten Geschenken. Nun ward die Hochzeit gefeiert; sieben Tage und sieben Nächte dauerten die Festlichkeiten, und eine Menge Geldes ward unter die Armen ausgeteilt. Das Zauberpferd, die Ursache so vieler Leiden und Freuden, ward in die Schatzkammer gestellt und zum ewigen Gedächtnis aufgehoben.



## Sindbad der Seefahrer



**U**nter der Regierung des Kalifen Harun Arraschid lebten in Bagdad zwei Männer: der eine hieß Sindbad der Seemann, und der andere Sindbad der Lastträger. Sindbad der Lastträger war ein sehr armer Mann, der eine große Familie und einen kleinen Verdienst hatte; Sindbad der Seemann hingegen war ein äußerst angesehener und weiser Kaufmann, der einen ebenso ausgebreiteten als einträglichen See- und Landhandel trieb, so daß er am Ende gar nicht mehr wußte, wo er das viele gewonnene Gold und Silber und die mancherlei Waren aufbewahren sollte. In Bagdad selbst besaß er einen Palast, der

einem Sultan zur Wohnung hätte dienen können. Die Wände waren mit den reizendsten Malereien und Zieraten bedeckt, und glänzten von Gold und Edelsteinen; alle Zimmer, sogar die mit weißem Marmor belegten Gänge und Höfe, wurden täglich mit dem feinsten Rosenwasser besprengt, köstliche Räucherwerke brannten ohne Unterbrechung auf goldenen Schalen und erfüllten das ganze Haus mit den süßesten Wohlgerüchen, die sich mit dem Dufte der unzähligen Blumen vermischten, welche in den ans Haus grenzenden Gärten wuchsen. Diese Gärten selbst waren mit Springbrunnen, Seen, Gartenhäusern und allen Dingen angefüllt, die sich das Herz nur wünschen kann. Eine Menge junger und alter Sklaven harrten seiner Winke, und kein Tag verging, an dem nicht ein Fest gefeiert wurde. Während der Seemann dies alles besaß, war der andere ein armer Teufel, der um den Lohn den Leuten ihre Lasten da- und dorthin trug, wie ein Lasttier, und er mußte sich noch glücklich schätzen, wenn er nur alle Tage jemanden fand, der ihn gebrauchte; denn sonst mußte er und seine Familie hungrig zu Bette gehen, was wohl auch vorkam. Eines Tages nun stand dieser geplagte Mann an dem Hafen, wo die Waren aus- und eingeladen wurden, und harrte, ob er nicht noch etwas verdienen könne, denn er war sehr hungrig. Da kam ein Mann auf ihn zu und sagte: „Willst du mir diese Last in meine Wohnung tragen?“ Sindbad erklärte sich bereit dazu, und nachdem ihm der Fremde den geringen Lohn gegeben und gesagt hatte, wo er den Pack hintragen solle, ging er fort. Sindbad lud sich die sehr schwere Bürde auf und verfolgte, triefend von der Last und der drückenden Sonnenhitze, den ihm angegebenen Weg. Dieser führte an dem Hause Sindbads des Seefahrers vorüber, und da der Träger sehr ermüdet war und sich eben ein sanfter Wind erhob, der, verbunden mit den vielen Springbrunnen, diese Stelle zu einem angenehmen und



kühlen Ruheorte machte, so legte er seinen Paß auf das reingefehrte und bespritzte Marmorpflaster und setzte sich nieder, um ein wenig zu ruhen; denn er hatte noch eine tüchtige Strecke zurückzulegen.

Wie er nun so dasaß und sich den Schweiß von der Stirne trocknete, sah er durch die Säulenhalle in das Haus hinein und erblickte viele Diener und Sklaven, die hin und her eilten und auf goldenen Schüsseln und kristallinen Platten die feinsten Speisen und Gewürze vorübertrugen, wie man es gewöhnlich nur bei Königen und Sultanen findet. Süß und verlockend stieg ihm der Geruch dieser Speisen in die Nase, er sog ihn in langen Zügen ein und drückte die Augen zu. Nach kurzer Weile aber weckte ihn sein leerer Magen aus diesen angenehmen Träumen und erinnerte ihn daran, daß er noch viel Hitze und Anstrengung ertragen müsse, um nur mit trockenem Brote seinen Hunger stillen zu können. Traurig hob er sein Auge zum Himmel empor und sagte: „O Schöpfer! o Erhalter! Niemand ist unter den Sterblichen, der etwas einwenden könnte gegen das, was du tust. Niemand darf dich fragen, warum du so handelst und nicht anders! Wie groß und erhaben ist deine Macht, du vertheilst Armut und Reichtum, Glück und Unglück, wie es dir gefällt! Du hast diese Diener und den Herrn dieses Ortes glücklich gemacht; sie leben Tag und Nacht in jeglicher Lust und Freude, während ich vor Anstrengung fast unkomme. Diese haben Ruhe ohne Arbeit, und ich Arbeit ohne Ruhe. Doch ich will nicht murren, o erhabener Gott! denn was du tust ist wohlgetan, und du vergiffest keines deiner Geschöpfe.“ Nachdem der Lastträger dies gesprochen hatte, stützte er sein Haupt in die Hände und weinte, dann sprach er folgende Verse:

„Wie viele Qual ohne Ruhe, während andere den Schatten des Glückes genießen! Ich lebe in täglichen Beschwerden

den und Sorgen, und übergroß ist meine Last. Andere sind selig ohne Leid, und nie gibt ihnen das Schicksal eine Last wie mir zu tragen. Sie sind immer vergnügt im Leben, haben Reichthum und Ansehen, Essen und Trinken. Und doch gleichen die anderen mir und ich bin wie sie. Aber unser Leben und Schicksal ist sehr verschieden, ihre Bürde gleicht der meinigen nicht. Ich erfinde nichts, meine Worte gehen zu dir, o gerechter Richter, dein Spruch ist doch Gerechtigkeit!"

Kaum hatte er diese Verse gesprochen, da sah er einen reichgekleideten Sklaven von feinem Ansehen zur Türe herauskommen und auf sich zugehen. Sindbad wollte schnell seinen Pack aufladen und seines Weges gehen, ehe er aber dies tun konnte, war der Sklave bei ihm, ergriff ihn an der Hand und sagte: „Mein Gebieter, der Eigentümer dieses Hauses, schickt mich zu dir, er will dich sprechen.“ Der Träger suchte sich zuerst damit zu entschuldigen, er könne doch seine Bürde nicht miten auf der Straße liegen lassen, habe auch keine Zeit zu versäumen wie ein reicher Mann; allein der Diener drang immer mehr in ihn und versicherte ihn zu wiederholten Malen, er werde es nicht bereuen, und er solle nur keine Furcht haben, so daß Sindbad zuletzt seine Last aufhob, sie in die Vorhalle des Hauses beim Pförtner niederlegte, und dann dem Sklaven ins Haus folgte. Jetzt erst konnte er die Pracht und Schönheit dieses Hauses recht sehen, denn der Diener führte ihn durch Gänge und Zimmer, bis sie in einen großen Saal kamen, der herrlicher ausgeschmückt war als alle anderen Gemächer. An seinen vier Seiten waren Erhöhungen mit kostbaren Divanen angebracht, in der Mitte sprang ein Springbrunnen von Rosenwasser aus einem goldenen Becken bis an die Decke des Saales, die Fenster gingen auf

einen schönen Garten, der voll Seen und schattiger Wäldchen war; Blüten und goldene Früchte prangten an den Bäumen und hingen bis in den Saal herein, ein erfrischender Zephyr führte den Duft der Blumen, den Gesang der Vögel und das Murmeln der Springbrunnen und Bäche durch die Fenster zu den Ohren der ehrwürdigen Versammlung, welche in weitem Kreise um den Hausherrn herumsaß. Dieser nahm den Ehrenplatz auf einer Erhöhung ein und war ein ansehnlicher, wohlgestalteter, durch einen großen weißen Bart ehrwürdiger Mann. Eine Menge Sklaven und Bediente aller Art standen hinter ihm, auf seine Befehle wartend. Der Diener führte den erstaunten Lastträger, der dachte, nur im Paradiese gäbe es einen solchen Ort, mitten in diese Versammlung. Er grüßte sie, küßte die Erde vor den Gästen und dem Hausherrn und blieb dann wie ein wohlgebildeter anständiger Mann ruhig stehen. Alle erwiderten seinen Gruß und hießen ihn willkommen. Der Hausherr aber grüßte und empfing ihn noch besonders, lud ihn ein, sich neben ihm niederzulassen und befahl, ihm eine Mahlzeit vorzusetzen. Die Diener brachten einen Tisch voll der ansehnlichsten Speisen, und der Lastträger aß mit dem größten Appetit, aber ohne den Anstand zu verletzen oder sich verlegen zu benehmen. Als er gegessen hatte, fragte ihn der Hausherr erst, wie er heiße, wo er her sei und was für ein Geschäft er treibe. Der Lastträger antwortete ihm: „Wisse, mein Herr, ich bin aus Bagdad und heiße Sindbad, der Landmann, Tagelöhner oder Lastträger, denn meine Beschäftigung besteht darin, den Leuten um Lohn ihre Lasten zu tragen. Dies ist mein einziges Geschäft, das mich kümmerlich genug ernährt. Ich bin ein sehr armer Mann, habe Familie und weiß nichts anderes zu treiben, um mich und meine Familie vor dem Hungertode zu schützen.“ Der Hausherr, welcher an der Bescheidenheit und dem Anstande des Lastträgers Gefallen fand und von sei-

ner unglücklichen Lage gerührt wurde, sagte mit freundlicher Miene zu ihm: „Sei nochmals willkommen, du Lastträger! Wisse, auch ich heiße Sindbad wie du, ich bin Sindbad der Seemann und du Sindbad der Landmann. Ich heiße dich daher als meinen Bruder willkommen. Deine Gesellschaft ist mir sehr angenehm, und ich bin überzeugt, daß auch meine Gäste dich mit Vergnügen als Genossen unseres heutigen Festes aufnehmen werden.“ Die Gäste alle erhoben sich und bezeugten dem Lastträger ihre Freude über seine Gegenwart, worauf der Hausherr fortfuhr: „Ich möchte nun, daß du die Verse wiederholtest, welche ich dich vorhin sprechen hörte, da ich zufällig am Fenster stand.“ Bei diesen Worten senkte Sindbad, der sich schämte, voll Verlegenheit das Haupt und sagte: „Bei Gott, Herr, nimm mir diese unüberlegten Worte nicht übel! Die große Müdigkeit und die Qual der Armut führt oft den Menschen zu törichten Reden!“ — „Glaube ja nicht“, erwiderte der Hausherr, „daß ich so ungerecht sein kann, dir darum zu zürnen! Ich betrachte dich nun als meinen Bruder, und du hast nur Gutes von mir zu erwarten. Ich bitte dich daher, sage mir ohne Ehen diese Verse noch einmal her!“ Der Träger trug nun noch einmal diese Verse vor und sie gefielen dem Hausherrn ungemein wegen des darin ausgesprochenen Vertranens auf Gott. Nachdem er ihm seinen Beifall und Dank ausgedrückt hatte, sagte er zu ihm: „Wisse, o Bruder, daß ich mich recht gut in deine Lage versetzen und mit dir dein Unglück fühlen kann; aber ich will dir einen Irrtum benehmen, in welchem du, was mich betrifft, befangen zu sein scheinst. Du bildest dir ohne Zweifel ein, daß ich ohne alle Arbeiten und Gutbehrungen in die angenehme Lage gekommen bin, in welcher du mich jetzt siehst, du irrst dich aber hierin sehr; ich bin in diesen glücklichen Zustand erst gekommen, nachdem ich jahrelang alle Mühseligkeiten des Leibes und der Seele erlitten habe, welche







einem Menschen nur immer begegnen können! Ja, ihr Herren“, setzte er hinzu, indem er sich an die Gesellschaft wendete, „die Mühseligkeiten und Gefahren, welchen ein Kaufmann sich unterwerfen muß, sind ungeheuer, daß sie imstande wären, dem habgierigsten Menschen die Lust zu benehmen, Meere und Länder zu durchziehen, um Reichtümer zu erwerben. Ihr habt vielleicht noch nichts als Gerüchte von meinen Reisen und den bestandenen Abenteuern gehört! Darum will ich sie euch selbst erzählen. Ich habe fünf Reisen gemacht, und jede bildet eine wunderbare Erzählung, die mit Gold geschrieben werden sollte, um jedermann zum Beispiel zu dienen!“ Hier auf ließ er Getränke herumreichen und begann dann folgendermaßen: „Wisset, ihr geehrten Herren! mein Vater, der ein sehr reicher Kaufmann war, starb, als ich noch ein kleiner Junge war, und hinterließ mir ein ungeheueres Vermögen an liegenden Gütern, Geld und kostbaren Waren. Ich ließ mir wohl sein und verbrachte meine Zeit mit Festen, die ich meinen guten Freunden Tag für Tag gab. Unerschrocken und leichtsinnig verpraßte ich ungeheuerer Summen und dachte gar nicht daran, daß es mir an irgend etwas fehlen könne. Jahrelang hatte ich so gelebt, bis ich zu meinem Schrecken bemerkte, daß mein Vermögen sinke und meine Freunde kälter zu werden begannen; nun kam ich freilich zur Vernunft, allein es war zu spät. Als ich mit meinen Verwaltern Rechnung hielt, fand sich, daß beinahe alles durchgebracht war. Ganz betäubt von diesem Schlage warf ich mich zu Boden und aß und trank zwei Tage lang nichts; da dachte ich an meine Freunde und ihre täglichen Versicherungen, ihr Leben für mich zu lassen; und ob ich gleich durch ihre Kälte in der letzten Zeit etwas mißtrauisch geworden war, so faßte ich doch den Entschluß, bei ihnen herumzugehen und von jedem ein kleines Darlehen zu erbitten. Ich führte meinen Vorsatz sogleich aus, allein ohne

den geringsten Erfolg; nicht einer von ihnen wollte mich anhören, viel weniger unterstützen. Nun ging ich mit mir zu Räte, was ich tun sollte, um dem bedauernswertesten Elende auf Erden, der Armut im Alter, zu entgehen. Nach einiger Überlegung faßte ich den Entschluß, alle meine Kräfte aufzubieten, um die verlorene Zeit wieder zu ersetzen und das, was ich durch Zufall des Glückes gehabt hatte, mir durch eigenes Verdienst zu erwerben. Ich ging nach Hause, und unbekümmert um den Spott der Leute, die sich meines Verfalls freuten, versteigerte ich auf offenem Markte, was ich an Kleidungsstücken, Gerätschaften und liegenden Gütern noch besaß. Ungefähr dreitausend Dirham war der Erlös davon, und das war der Rest von den Millionen, die mir mein Vater hinterlassen hatte. In der Stadt, wo ich so glücklich und angesehen und nun so arm und verachtet war, wollte ich nimmer bleiben; mich trieb es, zu reisen und fremde Länder und Menschen zu sehen.

### Erste Reise Sindbads

„Ich machte mich also auf“, erzählte Sindbad, „und kaufte allerlei Waren ein. Da ich aber besondere Lust zu einer Seereise hatte, ließ ich alles auf ein Schiff laden, das nach Bassora ging. Das Schiff war sehr groß und es waren viele Kaufleute darauf; wir reisten nun von einer Insel zur andern, von einem Meer ins andere. Überall, wo wir ankerten, verkauften oder vertauschten wir unsere Waren. So ging es lange gut fort auf dem Meere, bis wir an eine schöne Insel kamen mit niederem Gesträuche, in welchem viele Vögel herumflogen und Gottes Lob verkündigten. Diese Insel war herrlich grün und schien ein Garten des Paradieses zu sein. Der Kapitän des Schiffes rief seinen Leuten zu, die Segel einzuziehen und vor dieser

Insel Anker zu werfen, dann erlaubte er denjenigen der Mannschaft, welche Lust dazu hatten, ans Land zu steigen. Nun verließ alles das Schiff und lief auf die Insel; es wurden Tische bereitet, Herde aufgerichtet und Pfannen darüber gehängt; der eine wusch seine Kleider, der andere kochte, der dritte ging auf der Insel spazieren, um Gottes Schöpfung zu bewundern. Alle waren munter und aßen und tranken auf der Insel. Während wir so in der größten Freude waren, schrie auf einmal der Kapitän ganz laut vom Schiffe aus uns zu: 'Wehe, ihr Reisenden! Kommt schnell auf das Schiff, laßt alle eure Gerätschaften im Stiche und rettet nur schnell euer Leben vor dem Untergange: denn die Insel, auf der ihr seid, ist nichts als ein großer Fisch, der nun zu wenig Wasser hat und nicht auf dem Lande leben kann. Auch hat der Wind den Sand von ihm weggeblasen, und da er jetzt das Feuer auf seinem Rücken spürt, fängt er an sich zu bewegen und wird nun mit euch ins Meer tauchen; kommt daher schnell aufs Schiff und rettet euer Leben.' Aber noch ehe der Kapitän ausgeredet hatte, fing die Insel an sich zu bewegen und mitten ins stürmende Meer unterzutauchen, so daß alle, die darauf waren, untergingen. Auch ich sank in die schäumenden Wellen, aber Gott half mir durch ein großes Brett, auf dem die Reisenden gewaschen hatten. Der Kapitän, der die Lente, die auf der Insel waren, untergehen sah, spannte die Segel auf und fuhr mit der Mannschaft, die bei ihm auf dem Schiffe geblieben, davon. Ich sah das Schiff von ferne, konnte es aber nicht mehr einholen. Der Tag war schon vorüber, die Nacht brach herein mit ihrer Dunkelheit, und das Schiff entschwand nun ganz meinen Blicken. So blieb ich den Wellen preisgegeben und kämpfte mit ihnen die ganze Nacht hindurch. Am andern Morgen fühlte ich mich so erschöpft, daß ich mich zum Tode vorbereitete; da warf mich eine große Woge glücklicherweise auf eine Insel. Die Ufer aber waren

so abschlüßig, daß man nirgends hinaufsteigen konnte, und ich wäre angesichts derselben untergegangen, wenn nicht einer der Bäume, welche längs der Küste standen, seine Äste so weit erstreckt hätte, daß ich ihn ergreifen konnte. Ich hing mit aller Kraft und Anstrengung daran fest, kletterte auf den Baum hinauf und von da herunter auf die Insel. Ich warf mich nun auf den Boden nieder, denn ich war von meinen vielen Leiden bewußtlos wie ein Toter. So blieb ich vom ersten Nachmittag bis zum folgenden Morgen liegen und erwachte erst, als die Sonne sich schon über die Erde verbreitetet und die Insel beschienen hatte. Ich richtete mich auf und versuchte zu gehen, was mir aber sehr schwer wurde; dessenungeachtet schleppte ich mich weiter, um einige Kräuter zur Nahrung zu suchen, aber nur wenige Schritte konnte ich machen, dann mußte ich wieder stehenbleiben und ausruhen. Endlich fand ich einige Früchte und mitten in der Insel eine frische süße Wasserquelle, und blieb hier mehrere Tage und Nächte hindurch. Nach vielem Liegen und Ruhen erholte ich mich etwas und kam wieder zu Kräften; ich ging unter den Bäumen spazieren und hielt mich immer an den Ästen im Gehen. Auf einmal leuchtete etwas von der Seite des Meeres her wie ein hoher Hügel; ich ging darauf los, mich immer an den Ästen festhaltend, und erblickte ein Pferd, welches an einen Baum gebunden war. Als es mich sah, wieherte und tobte es so heftig, daß ich erschrak. Schon wollte ich wieder umlenken, da rief auf einmal aus dem Boden ein Stimme und sagte: ‚Wie kommst du hierher und woher kommst du? Aus welchem Lande bist du?‘ Gleich darauf kam ein Mann zum Vorschein und ging auf mich zu. Ich sagte: ‚Wisse, Fragender, ich bin ein fremder Mann, der auf einem Handelschiffe Schiffbruch erlitt und sich auf diese Insel rettete; nun weiß ich nicht, wohin ich mich wenden soll.‘ Als der Fremde, ein kräftiger, starker Mann, mich angehört

hatte, ergriff er meine Hand und stieg mit mir in eine Höhle hinab, in welcher sich ein schönes großes Zimmer befand, das mit Teppichen bedeckt war. Er ließ mich in diesem Zimmer und brachte mir einige Speisen, von denen ich aß, bis ich ganz satt war. Mein Geist erholte sich und mein Schrecken ließ nach. Als er sah, daß ich meinen Hunger gestillt und ausgeruht hatte, erkundigte er sich nach meinem Zustande und nach meinen Abenteuern. Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte von der frühesten Zeit bis jetzt. Er hörte mit vieler Theilnahme zu, und ich sagte zu ihm: ‚Nimm mir nicht übel, mein Herr, da ich dir nun alles, was mich betrifft, erzählt habe, willst du mich auch wohl über deine Lage aufklären und mir sagen, wer du bist und warum du hier so abgeschlossen lebst?‘ Er antwortete mir, er sei der Oberstallmeister des Königs Murdjan und habe die Aufsicht über dessen Stallknechte und andere Diener. Denn auf dieser Insel wurden die trefflichsten Pferde geweidet und erzogen. ‚Es ist ein Glück für dich‘, fügte er hinzu, ‚daß du uns hier getroffen hast; denn, wärest du einen Tag später gekommen, so hättest du niemanden gefunden, der dir einen Weg gezeigt hätte, und du wärest nie mehr in ein bewohntes Land gekommen, denn du bist weit davon entfernt. Du wärest hier in Tranen gestorben und niemand hätte etwas von deinem Tode gewußt.‘ Der Tag der Abreise war nun herangekommen, und mein Retter machte sich mit mir und den andern auf den Weg. Wir gingen dann immerfort, bis wir zur Stadt des Königs Murdjan kamen, der sich sehr freute, als er die Pferde ankommen sah. Man erzählte ihm mein Abenteuer und stellte mich ihm vor; er hieß mich willkommen, erkundigte sich nach meinem Wohle, und ich erzählte ihm alles, was mich betraf. Der König war sehr erstaunt und sagte: ‚Bei Gott, du betriffst nun ein neues Leben; gelobt sei Gott, der dich gerettet hat!‘ Er befahl dann seinen Dienern, Sorge für mich zu tragen und mich

mit allem Nötigen wohl zu versehen. Sein Befehl wurde sogleich vollzogen, ich bekam Kleider und Nahrung, und seine Großmuth ging so weit, daß er mich zum Aufseher über die Küsten des Meeres machte. Lange genoß ich seine Freigebigkeit, wofür ich ihm seine Geschäfte besorgte, bei denen ich auch meinen eigenen Vorteil fand. So oft Kaufleute oder andere Reisende uns besuchten, erkundigte ich mich nach Bagdad, denn ich hoffte immer, jemanden zu finden, der dahin reisen würde; aber niemand war je dort gewesen, niemand wußte etwas von Bagdad. Mir ward nun bald unheimlich in der Fremde nach einer so langen Entfernung vom Vaterland und von meinen Leuten. Einst ging ich nach meiner Gewohnheit ans Meeresufer; da landete ein Schiff, sehr reich beladen. Ich blieb stehen, bis die ganze Ladung ausgeschifft war, um sie aufzunehmen, und ließ sie dann in die Vorrathshäuser bringen. Da kam der Kapitän des Schiffes zu mir und sagte: „Herr, wir haben noch Waren auf dem Schiff, deren Eigentümer wir auf einer Insel verloren haben!“ Ich fragte ihn nach seinem Namen und er sagte: „Sein Name steht auf seiner Ladung, er heißt Sindbad der Seemann und war von Bagdad aus auf unser Schiff gekommen.“ Der Kapitän erzählte mir dann alles, was vorgefallen, „und“, setzte er hinzu, „wir haben ihn nicht mehr gesehen. Wir wollen daher seine Ladung verkaufen, ihren Wert aufnehmen und das Geld seiner Familie bringen.“ Nun erhob ich meine Stimme und sagte dem Kapitän: „Ich bin Sindbad der Seemann, den du aus deinem Schiffe auf jene Insel ausgeschifft; als die Insel sich zu bewegen anfang, riefst du den Reisenden zu, sich zu retten; einige stiegen schnell aufs Schiff, andere blieben zurück, zu diesen gehörte auch ich.“ Und so erzählte ich ihm alles, was mir widerfahren, von Anfang bis zu Ende.

Der Kapitän neigte nachdenkend seinen Kopf und schwieg, dann sagte



er: ‚Es gibt keinen Schutz und keine Macht außer bei Gott, dem Erhabenen. Es ist keine Redlichkeit und kein Glauben mehr unter den Menschen.‘ Ich fragte ihn, warum er dies sage, und er antwortete: ‚Weil du mich den Namen Sindbads neunten hörtest und ich dir schon seine ganze Geschichte erzählt habe, gibst du dich für ihn aus, um dich dieser Ladung zu bemächtigen. Bei Gott, das ist eine Sünde; denn ich und alle, die mit auf dem Schiffe waren, sahen ihn mit eigenen Augen ertrinken.‘ Ich sagte ihm: ‚O Kapitän, höre meine Erzählung und merke wohl auf, denn Lüge ist nur Sache der Heuchler.‘ Dann erzählte ich ihm alles, was mich anging und wie ich entkommen war; ich erinnerte ihn auch an das, was zwischen mir und ihm auf dem Schiffe vorgefallen war, ehe wir zur Insel kamen, und an verschiedene Zeichen zwischen uns von dem Tage an, wo wir von Basjora abreisten. Als er von mir diese Zeichen vernahm und meine Sache ihm klar ward, überzeugte er sich, daß ich wirklich Sindbad sei und benachrichtigte davon alle, die auf dem Schiffe waren; sie versammelten sich um mich, grüßten mich, erkannten mich und glaubten mir, so daß nun auch der Kapitän von meiner Aufrichtigkeit überzeugt ward. Ich erzählte den Kaufleuten alles, was ich gelitten und gesehen und wie ich gerettet worden, und sie waren sehr erstaunt darüber. Der Kapitän übergab mir dann alles, was mir gehörte. Ich öffnete sogleich einen Ballen, nahm einiges Kostbare heraus, schenkte es dem König Murdjan und sagte ihm, daß dieser Kapitän der Herr des Schiffes sei, auf dem ich war, worauf er mich sehr ehrte und mir viele Geschenke machte. Ich verkaufte dann meine Ladung und gewann sehr viel daran: dann kaufte ich andere Waren von dieser Stadt, packte sie ein und brachte sie aufs Schiff. Nachdem ich vom König Murdjan, der mir noch viele Geschenke machte, Abschied genommen hatte, reisten wir mit Erlaubnis des erhabenen Gottes ab. Die Bestimmung

begünstigte uns mit einem guten Wind, und wir reisten glücklich Tag und Nacht, von Insel zu Insel und von Meer zu Meer, bis wir in Bassora ankamen. Freudig über unser Wohl gingen wir in die Stadt, und nach einem kurzen Aufenthalt daselbst wendeten wir uns nach Bagdad, welches wir im besten Wohlsein erreichten. Ich hatte eine Menge Waren bei mir, welche ich größtenteils gleich nach meiner Landung mit großem Gewinn verkaufte; ich ging dann in mein Stadtviertel, grüßte meine Nachbarn und Freunde, kaufte mein Haus wieder und bewohnte es mit allen meinen Verwandten, die sich sehr über mein Glück freuten. Dann kaufte ich viele Sklaven, Häuser und Güter, schöner als die früheren waren, die ich hatte verkaufen müssen. Ich schaffte mir alles wieder neu an und ließ es von damals an bis jetzt an nichts fehlen. Alle meine Leiden vergaß ich in kurzer Zeit und lebte wieder ganz in der schönsten Freude, in angenehmer Gesellschaft, bei gutem Essen und Trinken. Das ist's, was meine erste Reise betrifft.

Doch die Nacht umgibt uns schon; du hast uns durch deinen Besuch viel Freude gemacht; bleibe daher noch bei uns zum Nachtessen. Komme dann morgen wieder, damit ich dir mit Gottes Segen erzählen kann, was mir auf der zweiten Reise begegnet ist." — Als das Nachtessen vorüber war, ließ Sindbad dem Lastträger 100 Denare auszahlen. Er nahm sie an und ging seines Weges, ganz erstaunt über das, was er gehört hatte.

Der Lastträger konnte kaum den Tag erwarten, als er aufstand, sich wusch, sein Morgengebet verrichtete und zu Sindbad dem Seefahrer ging. Er wünschte ihm guten Morgen, küßte die Erde zu seinen Füßen und dankte ihm für seine Wohlthaten. Darauf, da die übrigen Freunde auch schon da waren, bildeten sie einen Kreis um ihn wie am ersten Tage. Sindbad der Seefahrer bewillkommete den Last-

träger und sagte zu ihm: „Deine Gesellschaft ist uns sehr angenehm.“ Hierauf hieß er sie sich zum Tische, der mit den köstlichsten Speisen bedeckt war, setzen, und sie ließen sich es wohl schmecken. An ausserlesenen frischen und trockenen Früchten, Leckerbissen, Wohlgerüchen von Blumen ward nicht gespart. Als sie sich satt gegessen und getrunken hatten, sprach der Seefahrer zu den Gästen: „Hört mir, Freunde, aufmerksam zu, was ich euch von den Abenteuern meiner zweiten Reise erzählen werde; sie sind weit merkwürdiger als die der ersten.“ Jedermann schwieg und Sindbad begann, wie folgt:

### Zweite Reise Sindbads

„Nach meiner ersten Reise war ich entschlossen gewesen, den Rest meiner Tage ruhig in Bagdad zu verleben, wie ich gestern erzählt habe. Diese Lebensweise wurde mir jedoch bald zuwider; ich spürte Drang zur Thätigkeit; die Lust zu reisen und zu handeln ergriff mich. Ich kaufte Waren, die sich zu einer Seereise eigneten, und schiffte mich auf einem guten Schiffe mit andern Handelsleuten, deren Redlichkeit mir schon bekannt war, ein. Nachdem wir uns den Segen Gottes erfleht hatten, lichteten wir die Anker und gingen unter Segel.

Darauf ging es von Insel zu Insel und wir machten sehr vorteilhafte Tauschgeschäfte. Eines Tages ließen wir uns an das Ufer einer Insel rudern, die reich an verschiedenen Fruchtarten, aber so verlassen war, daß wir weder eine Wohnung noch überhaupt ein menschliches Wesen entdecken konnten.

Während die einen Blumen, die andern Baumfrüchte pflückten, nahm ich eine Mahlzeit von Lebensmitteln, die ich mitgebracht hatte, ein und ließ mich an einer Quelle zwischen großen, schattigen Bäumen

nieder. Nachdem ich ziemlich gut gegessen und getrunken hatte, genoß ich mit vollen Zügen die balsamische Luft dieses reizenden Aufenthaltes und freute mich dessen sehr, bis der Schlaf mich überwältigte. Ich kann euch nicht sagen, wie lange ich schlief, als ich jedoch erwachte, sah ich kein Schiff mehr am Anker liegen.

Ich war sehr erstaunt, das Schiff nicht mehr am Ufer liegen zu sehen, stand auf und sah mich nach allen Seiten um, ob ich keinen der Handelsleute erblicken könne, die mit mir auf der Insel gelandet waren. Die Segel des Schiffs waren noch sichtbar, aber nur wie ein Punkt am fernen Horizont; kurz darauf sah ich nichts mehr.

Ihr mögt euch die Betrachtungen vorstellen, die ich über meine traurige Lage anstellte. Mein Schmerz war so groß, daß ich am Leben verzweifelte. Der Schrecken preßte mir lautes Rufen aus: ich schlug meinen Kopf und warf mich zur Erde, wo ich lange liegenblieb, gleichsam vernichtet von einer Masse trauriger Gedanken, einer schreckhafter als der andere.

Ich tadelte mich hundertfach, daß mir meine erste Reise nicht genügt habe, die mir doch für alle Fälle die Lust für weitere hätte benehmen sollen. Alle meine Klagen waren jedoch unnütz, mein Bedauern unnütz.

Zulezt ergab ich mich in den Willen Gottes; ohne zu wissen, was aus mir werden solle, stieg ich auf einen hohen Baum, um von da aus nach allen Seiten zu spähen, ob mir nirgends eine Hoffnung winke. Meine Blicke schweiften über die Meeresoberfläche hin, konnten jedoch nichts als Himmel und Wasser entdecken.

Endlich entdeckte ich an der Küste etwas Weißes. Ich stieg vom Baume und wendete mich nach der Seite, wo ich den Gegenstand meiner Aufmerksamkeit erblickt hatte, der übrigens so fern war, daß ich nicht

erraten konnte, was es war. Den Überrest der wenigen Lebensmittel, die ich noch besaß, nahm ich mit.

Schon in einiger Entfernung bemerkte ich, daß es eine außerordentlich große weiße Kugel war. Näher gekommen, berührte ich sie und fand, daß sie sehr zart war. Ich ging um dieselbe herum, um nach einer Öffnung zu sehen, ohne daß ich jedoch eine entdecken konnte; ich hielt es auch für unmöglich, hinaufzusteigen, da sie sehr glatt war. Sie konnte fünfzig Schritte im Umfange haben. Als die Sonne sich zum Untergang neigte, verfinsterte sich auf einmal die Luft, wie wenn sie von einem dicken Nebel bedeckt gewesen wäre. Großer Schrecken über diese anfangs räthelhafte Erscheinung befiel mich; wie groß aber war mein Erstaunen, als ich entdeckte, daß sie von einem Vogel von außerordentlicher Größe herrührte, der sich mir im Fluge näherte. Es fiel mir bei, daß mir die Matrosen oft von einem Vogel, den sie *Noch* nannten, erzählt hatten und daß die große Kugel, die mich in ein solches Erstaunen versetzt hatte, ein Ei dieses Vogels sein müsse. In der That, er schlug sein Gefieder auseinander und ließ sich darauf nieder, gleichsam, um es auszubrüten.

Als ich ihn kommen sah, hatte ich mich ganz nahe dem Ei gehalten, so daß ein Fuß des Vogels, so groß wie ein dicker Baumstamm, über mich herabhing. Ich band mich daran fest mit der Binde meines Turbans, denn ich dachte bei mir: morgen wird der Vogel seinen Flug fortsetzen und könnte dich auf diese Weise von dieser verlassenen, trostlosen Insel wegtragen. So geschah es auch. Nachdem der Vogel die Nacht in diesem Zustande zugebracht hatte, flog er, sobald der Tag anbrach, davon und trug mich tief in die Wolken hinein, daß ich nichts mehr unter mir sah; er schien das Gewicht, das an einem seiner Füße hing, durchaus nicht zu spüren; drauf stieg er aus der schreckhaften Höhe wieder herab mit einer Schnelligkeit, die mir die Be-

sinnung raubte. Als er wieder mit mir Boden gefaßt hatte, band ich schnell die Binde los, die mich an ihn gefesselt hatte. Kaum war mir dies jedoch gelungen, als er mit dem Schnabel eine Schlange von unerhörter Größe erfaßte und mit ihr davonslog. Hierüber war ich sehr erstaunt und verlor meinen Mut.

Nachdem ich mich wieder etwas gefaßt hatte, stellte ich Betrachtungen über meine Lage an. Der Ort, wo ich mich befand, war ein sehr tiefes Thal, von allen Seiten mit Bergen umgeben, deren Spitzen sich in den Wolken verloren. Dieselben zu ersteigen, war schon deshalb unmöglich, weil die Berge sich von allen Seiten steil erhoben und man keinen Fußpfad darauf entdecken konnte. Das war eine neue Verlegenheit für mich; denn wenn ich meine jetzige Lage mit derjenigen verglich, die ich eben verlassen hatte, so fand ich, daß mein Gewinn nicht eben groß war.

Während ich im Tale umherging, entdeckte ich, daß dessen Boden mit Diamanten von erstaunlicher Größe wie besät war. Zugleich gewahrte ich jedoch in der Ferne einen andern Gegenstand, der mir weniger gefiel und mich in Schrecken versetzte. Es war eine große Anzahl Schlangen, so lang und dick, daß jede von ihnen einen Elefanten hätte verschlingen können. Während des Tages zogen sie sich in ihre Höhlen, aus Furcht vor dem Vogel Roth, ihrem Feinde, zurück und kamen erst des Nachts zum Vorschein.

Ich brachte den Tag mit Spazierengehen im Tale und Ausruhen an den bequemsten Orten zu und begab mich, als die Sonne unterging und die Nacht herannahte, in eine der Höhlen, worin ich mich sicher glaubte. Den Eingang, der niedrig und eng war, verstopfte ich mit einem großen Stein, um mich vor den Schlangen zu schützen; er paßte jedoch nicht so genau, daß nicht noch einiges Licht eindringen konnte. Unter dem Geräusch, das die Schlangen machten, verzehrte



ich einen Teil meiner Lebensmittel. Ihr abscheuliches Zischen verursachte mir ein großes Angstgefühl und ließ mich die ganze Nacht durch nicht ruhig schlafen, wie ihr euch wohl denken könnt.

Mit Anbruch des Tages krochen die Schlangen in ihre Dunkelheit zurück. Zitternd verließ ich alsdann meine Grotte und ging, ich kann wohl sagen, lange über Diamanten, ohne mir die Mühe zu geben, sie aufzuheben; später setzte ich mich auf einen Stein und schlief ein, nachdem ich nochmals ein kleines Mahl genommen hatte. Kaum war ich eingeschlafen, als etwas mit großem Geräusch mir zur Seite fiel und mich aufweckte. Es war ein großes Stück frisches Fleisch, und kurz darauf sah ich mehrere andere an verschiedenen Stellen die Felsen herabfallen.

Ich hatte es stets für ein Märchen gehalten, was mir Matrosen und andere Personen über das Diamantental und die Geschicklichkeit, mit der Handelsleute diese kostbaren Steine auffinden, erzählten; nun überzeugte ich mich von der Wahrheit. Die Handelsleute begeben sich nämlich in die Nähe des Tales zur Zeit, wenn die Adler Jungen haben. Sie schneiden alsdann Fleisch ab und werfen es in großen Stücken hinab, damit sich die Diamanten, auf deren spitzen Teil sie fallen, daran hängen. Die Adler, die in diesem Lande größer und stärker sind als sonstwo, stürzen sich auf diese Fleischstücke herab und tragen sie in ihre Nester auf den Felsenspitzen, um ihre Jungen damit zu füttern. Alsdann gehen die Handelsleute auf die Nester los und zwingen durch starkes Rufen die Adler, sowie sie sich darin gesetzt haben, sich zu entfernen, worauf sie die Diamanten von den Fleischstücken lösen und mitnehmen. Sie bedienen sich dieser List, weil es kein anderes Mittel gibt, um die Diamanten aus diesem Tale zu holen, da niemand in dessen Tiefe hinabsteigen kann.

Bisher verzweifelte ich an der Möglichkeit, aus diesem Abgrunde

herauszukommen, den ich schon als mein Grab betrachtete; nunmehr schöpfte ich Hoffnung, und das, was ich soeben gesehen hatte, gab mir die Mittel zur Rettung meines Lebens an die Hand.

Ich fing an, die größten Diamanten, die ich erblicken konnte, zu sammeln und den ledernen Beutel, der mir zur Aufbewahrung meiner Lebensmittel gedient hatte, damit anzufüllen. Ich nahm alsdann das Stück Fleisch, welches mir das längste schien, und band es mit dem Luche meines Turbans an mir fest. In diesem Zustande legte ich mich platt zur Erde, den ledernen Beutel an meinem Gürtel festgebunden, so daß ich ihn nicht verlieren konnte.

Ich lag nicht lange so zur Erde, als die Adler kamen; jeder ergriff ein Stück Fleisch und trug es davon. Einer der stärksten fiel über dasjenige Stück her, in das ich mich hineingebunden hatte, und trug es auf den Gipfel des Berges in sein Nest. Die Handelsleute, die in der Nähe waren, schrien laut, um die Adler von ihrer Beute zu verschrecken, was ihnen auch gelang. Einer derselben näherte sich hierauf mir, ward aber von großem Schrecken getroffen, als er mich sah. Dies währte jedoch nicht lange, und ohne zu fragen, auf welche Weise ich hierhergekommen sei, fing er an, mich zu schelten, daß ich ihm seine Beute raube. Ich antwortete ihm: 'Du wirst alsdann menschlicher gegen mich sein, wenn du meine Geschichte kennen wirst. Ich besitze mehr Diamanten für dich und mich, als alle anderen zusammen haben können. Während es der Zufall ist, der sie ihnen bringt, habe ich die meinigen in des Tales Tiefen gesammelt und trage sie in dem ledernen Beutel, den du hier siehst.' Mit diesen Worten zeigte ich sie ihm. Ich hatte nicht so bald geendigt, als die andern Handelsleute, die mich bemerkt hatten, sich um mich versammelten und ihr Erstaunen, mich zu sehen, ausdrückten, das ich noch durch Erzählung meiner Geschichte vermehrte.





Sie brachten mich in die Wohnung, die sie zusammen hatten. Dasselbst öffnete ich in ihrer Gegenwart den ledernen Beutel, dessen Inhalt sie höchlich erstaunte und worüber sie mir bemerkten, daß sie noch an keinem Hofe solche schöne Steine gesehen hätten. Ich bat den Handelsmann, dem das Nest gehörte (einem jeden war eines zugeteilt), wohin mich der Vogel gebracht hatte, soviel daraus zu wählen, als er Lust habe. Er begnügte sich mit einem einzigen, noch dazu dem kleinsten, und erwiderte auf meine Einladung, ohne Rücksicht für mich mehr zu nehmen: „Nein, ich bin hinlänglich zufrieden mit einem, der wertvoll genug ist, um mir weitere Reisen zum Erwerb eines kleinen Vermögens zu ersparen.“

Die Handelsleute hatten schon mehrere Tage lang Fleischstücke in das Thal geworfen, und jeder schien zufrieden mit den Steinen, die er auf diese Weise erhalten hatte. Wir reisten daher Tags darauf zusammen ab über hohe Berge, worauf es Schlangen von außerordentlicher Länge gab, denen wir glücklicherweise entgingen. So kamen wir an den ersten Seehafen, von wo wir nach der Insel Riha segelten, wo der Kampfbaum wächst, der so dick und laubig ist, daß hundert Menschen in seinem Schatten Platz haben. Die Flüssigkeit, die den Kampf gibt, fließt aus einer Öffnung, die man oben am Baume macht. Sie wird in einer Vase aufgefangen, verdichtet und alsdann Kampf genannt; nachdem die Flüssigkeit ansgelassen, verdorrt der Baum und stirbt ab.

Auf der nämlichen Insel lebt das Rhinoceros oder Nashorn, ein Tier, kleiner als der Elefant, aber größer als der Büffel; sie tragen ein anderthalb Fuß langes Horn, das sehr stark und in der Mitte durchspalten ist, auf der Nase. Man sieht darauf weiße Umrisse, die einen Menschen vorstellen. Das Rhinoceros schlägt sich mit dem Elefanten, durchbohrt ihm den Leib mit seinem Horn und trägt ihn auf

seinem Kopfe davon; bald jedoch fließen Fett und Blut des Elefanten über seine Augen und machen sie blind. Darauf kommt, was unser Erstaunen noch vermehrt, der Vogel Roch, umfaßt sie beide mit seinen Krallen, um sie in sein Nest zu tragen und seine Jungen damit zu füttern.

Ich tauschte auf dieser Insel einige der Diamanten gegen Waren ein. Von da landeten wir noch an verschiedenen Inseln, woselbst wir Handel trieben, bis wir nach Bassora und zuletzt nach Bagdad kamen. Dort gab ich den Armen reiche Almosen und lebte ehrenvoll von dem ungeheuern Vermögen, das ich mir mit so großen Strapazen erworben hatte."

Hiermit schloß Sindbad die Erzählung seiner zweiten Reise. Er gab dem Lastträger noch hundert Zechinen und lud ihn auf den folgenden Tag ein, die Erzählung der dritten Reise zu hören.

Die Gäste gingen nach Hause und kamen den darauf folgenden Tag um dieselbe Stunde; ebenso der Lastträger, der schon sein vergangenes Leid vergessen hatte. Man setzte sich zu Tische. Sindbad bat, nach genommenener Mahlzeit, um Erlaubnis zu erzählen und fuhr fort, wie folgt:

### Dritte Reise Sindbads

"Bald hatte ich in dem angenehmen Leben, das ich jetzt führte, die Erinnerung der Gefahren, die ich auf meinen beiden Reisen bestanden hatte, verloren. Auf die Dauer wurde ich jedoch, als Mann in der Blüte der Jahre, den Müßiggang satt und zog es vor, neuer Gefahr entgegen zu gehen. Abermals reiste ich mit reichen Waren, die ich nach Bassora bringen ließ, von Bagdad ab und schiffte mich mit mehreren Handelsleuten ein; wir blieben lange zur See



und landeten in verschiedenen Häfen, wo wir beträchtlichen Handel trieben.

Eines Tages waren wir auf hoher See, als sich ein furchtbarer Sturm erhob, der uns aus unserer Bahn warf. Er hielt mehrere Tage an und zwang uns, im Hafen einer Insel anzulegen, was unser Kapitän sehr gern vermieden hätte. Als man die Segel strich, jagte der Kapitän zu uns: „Diese und einige benachbarte Inseln werden von Wilden bewohnt, die ganz haarig sind und uns ermorden werden. Obgleich es nur Zwerge sind, können wir ihnen doch keinen Widerstand leisten, weil sie viel zahlreicher als Heuschrecken sind und unfehlbar alle über uns herfallen würden, wenn wir zufällig einen töteten.“

Was der Kapitän sprach, setzte alle in großen Schrecken und wir erfuhren bald, daß alles nur zu wahr sei. Am Ufer erschien auf einmal eine zahllose Menge von häßlichen Wilden, den ganzen Körper mit rötlichen Haaren bedeckt und nur zwei Schuh groß. Sie schwammen uns entgegen und umgaben bald unser Schiff; mehrere unter ihnen versuchten uns anzureden; wir verstanden aber ihre Sprache nicht. Sie stiegen an Bord zu dem Strickwerk mit einer solchen Gewandtheit von allen Seiten auf, daß man kaum bemerkte, wo sie ihre Füße aufsetzten.

Mit großer Angst, wie ihr euch wohl vorstellen könnt, sahen wir dem allen zu, ohne uns zu wehren oder ihnen ein einziges Wort zu sagen, das sie in der Ausführung ihres Vorsatzes hätte verhindern können. In der That zogen sie die Segel ein und schnitten das Ankerseil ab, ohne sich die Mühe zu geben, es aufzubinden, und ließen uns alle landen, nachdem sie das Schiff dem Lande näher gebracht hatten. Darauf steuerten sie es nach einer andern Insel, woher sie gekommen waren.

Gezwungen, das Traurige unserer Lage mit Geduld zu ertragen, entfernten wir uns vom Ufer und drangen weiter auf der Insel vor, wo selbst wir Früchte und Kräuter fanden, deren Genuß den letzten Augenblick unseres Lebens noch erträglich machte; denn wir glaubten nichts anderes, als der Tod sei uns gewiß. Auf dem Wege bemerkten wir nicht weit von uns ein wohlgebautes und hochliegendes Schloß, welches ein Thor mit zwei Flügeln von Ebenholz hatte. Wir öffneten es, indem wir daranstießen. Beim Eintritt in den Hof sahen wir uns gegenüber ein großes Gemach mit Vorhalle, worin auf der einen Seite Menschengelbeine hoch aufgehäuft waren; auf der anderen befanden sich zahllose Bratspieße. Dieser Anblick erschütterte uns tief; die Kraft verließ uns, da wir ohnehin sehr ermüdet waren, und wir fielen zu Boden, von tödlichem Schreck getroffen, von dem wir lange Zeit wie gelähmt waren.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, während wir in diesem gräßlichen Zustande der Verzweiflung waren, als sich auf einmal mit einem Geräusch, ähnlich dem Brausen des Sturmwindes, die Thüre des größeren Gemachs öffnete und eine schwarze Menschengestalt, groß wie ein Palmbaum, schreckhaft anzusehen, hervortrat. Dieser Riese hatte rote Augen, welche gleich glühenden Kohlen feurig waren; seine Vorderzähne waren lang und spizig und standen zum Munde heraus, der wie ein Pferdemaul war, und dessen untere Lippe auf die Brust herabhing. Seine Ohren glichen denen eines Elefanten und bedeckten die Schultern; seine Nägel waren lang und krumm, wie die Krallen der größten Raubvögel. Beim Anblick eines so schreckhaften Riesen verloren wir die Besinnung und blieben wie tot liegen.

Als wir endlich wieder zu uns kamen, sahen wir den Riesen, seine Augen auf uns geheftet, unter der Thüre sitzen. Nachdem er uns eine Zeitlang betrachtet hatte, ging er auf uns zu und streckte, mir näher

gekommen, seine Hand nach mir aus, ergriff mich am Genicke und drehte mich mehrmals herum, wie ein Metzger, der ein Schaf schlachten will. Er ließ mich jedoch bald wieder fallen, da ich ihm zu mager war und er nichts als Haut und Knochen an mir bemerkte. Die Reihe, gleich mir untersucht zu werden, kam an die übrigen, bis er auf den Schiffskapitän traf, der der Fetteste von uns allen war. Er hielt ihn mit einer Hand so in die Höhe, wie ich es wohl mit einem Sperling getan haben würde, und stieß ihn mit einem Bratspieß durch. Hierauf zündete er ein großes Feuer an, an dem er ihn zum Nachtessen briet. Nach diesem Abendessen ging er unter die Türe zurück, legte sich daselbst schlafen und schnarchte gleich darauf mit einem Geräusch, wie der Donner, ohne vor dem nächsten Morgen aufzuwachen. Wir übrigen waren jedoch nicht glücklich genug, schlafen zu können, und brachten die Nacht in der schrecklichsten Unruhe zu. Als der Tag anbrach, wachte auch der Riese auf, erhob sich und ging zum Schlosse hinaus.

Als wir ihn fern wußten, brachen wir das traurige Stillschweigen, das wir die ganze Nacht durch beobachtet hatten, und ließen das ganze Schloß von Seufzern und Klagen ertönen, wozu jeder von uns nur zu viel Grund hatte.

Wir berieten uns, was in dieser schrecklichen Lage zu tun sei. Endlich geriet ich auf einen Einfall, den ich meinen Kameraden mittheilte und den sie billigten. „Brüder“, fing ich an, „ihr wißt, daß sich längs der Meeresküste Gehölz vorfindet; wenn ihr Vertrauen habt, so wollen wir daraus Flöße bauen, die uns weiterbringen, und sie am Meeresufer liegen lassen, bis sie fertig sind und wir den Augenblick für günstig halten, uns ihrer zu bedienen. Vor allem wollen wir versuchen, uns des Riesen zu entledigen; glückt dies, so können wir ein Schiff erwarten, das uns von dieser Insel führt; schlägt es dagegen fehl, so

setzen wir uns schnell auf unsere Flöße und suchen die hohe See zu gewinnen. Zwar laufen wir einige Gefahr, wenn wir uns der Wut der Wellen auf so gebrechlichen Fahrzeugen anvertrauen; aber wenn der große Gott unseren Untergang beschlossen hat, so ist es doch immer besser, auf diese Weise umzukommen, als uns im Bauche dieses Ungeheuers begraben zu lassen, das schon einen unserer Gefährten verschlungen hat." Mein Rat wurde gutgeheißen und wir bauten Flöße, von denen jedes drei Personen zu tragen imstande war.

Wir kehrten gegen Abend ins Schloß zurück, und bald darauf kam auch der Riese an. Wir hatten den Schmerz, ihn noch einen unserer Kameraden braten zu sehen. Merkt auf, wie wir es angriffen, uns für seine Grausamkeit zu rächen! Nachdem er sein abscheuliches Nachteffen zu sich genommen hatte, legte er sich auf den Rücken und schlief ein. Als wir ihn nach seiner Gewohnheit schnarchen hörten, ergriffen neun der Kühnsten von uns jeder einen Bratspieß, steckten dessen Spitze in das Feuer, um sie glühend zu machen, und stießen damit alle auf einmal seine Augen aus.

Der Schmerz, den der Riese empfand, preßte ihm die schreckhaftesten Angstrufe aus. Er stand schnell auf und streckte die Arme weit aus, um einen von uns zu fassen und ihn seiner Rache opfern zu können. Wir hatten jedoch Zeit, uns von ihm zu entfernen und uns an solchen Stellen zur Erde zu werfen, wo er uns mit den Füßen nicht erreichen konnte. Nachdem er uns lange vergeblich gesucht hatte, ging er mit dem fürchterlichsten Geheul und nach allen Seiten mit den Händen ausgreifend zur Türe hinaus.

Wir gingen hinter dem Riesen zum Schlosse hinaus und begaben uns auf die Flöße. Wir ließen sie ins Wasser und warteten den Tag ab, um uns daraufzubegeben. Wir rechneten nun so: wenn der Riese bis Sonnenuntergang ausbleibt, dann dürfen wir annehmen, daß er







tot ist. In diesem Falle wollten wir auf der Insel bleiben und uns nicht den gebrechlichen Fahrzeugen anvertrauen. Kehrt er aber ins Schloß zurück, dann retten wir uns auf unsere Flöße und suchen zu entfliehen. Kaum war jedoch der Tag angebrochen, als wir unseren grausamen Feind in Begleitung zweier anderer Riesen von gleicher Größe, die ihn führten, zurückkommen sahen. Voraus ging eine ziemliche Anzahl anderer mit starken Schritten.

Als wir dies sahen, überlegten wir nicht lange und begaben uns auf unsere Flöße, die wir so schnell als möglich vom Ufer wegzurudern suchten. Die Riesen bemerkten dies zeitig, bewaffneten sich mit großen Steinen, liefen auf das Ufer zu, gingen sogar zur Hälfte des Körpers ins Wasser und warfen uns mit solcher Geschicklichkeit die Steine nach, daß ich mit meinen Begleitern unfehlbar ertrunken wäre, wenn nicht das Floß, worauf wir uns befanden, durch seinen Bau den Angriff hätte aushalten können. Die beiden anderen wurden zerschellt, und was sich darauf befand, ertrank. Da ich und meine Kameraden mit allen Kräften ruderten, so befanden wir uns bald auf der hohen See und außer dem Bereich der Steine. Wir wurden bald ein Spiel der Winde und der Wellen, die uns hin und her warfen, und brachten die Nacht in der schrecklichsten Lage zu, die man sich denken kann. Den darauf folgenden Tag wurden wir zu unserer unansprechlichen Freude gegen eine Insel getrieben und fanden darauf ausgezeichnete Früchte, die uns die verlorenen Kräfte reichlich wieder ersetzen halfen. Wir hätten sonst vor Hunger und Erschöpfung umkommen müssen.

Gegen Abend schloßen wir am Ufer des Meeres ein und wurden durch ein Geräusch aufgeweckt, das eine Schlange, von der Länge eines Palmbaumes, mit ihren Schuppen machte. Sie fuhr auf einen meiner Kameraden los und würgte ihn hinunter. Wir übrigen zwei ergriffen die Flucht.

Kummervoll gingen wir auf der Insel umher, aßen von den Früchten, die darauf wuchsen, mit der schrecklichen Vermutung, daß einer von uns von der Schlange noch diesen Abend aufgefressen werde. Endlich bemerkten wir einen Baum, auf den wir stiegen, um uns die Nacht über in Sicherheit zu bringen. Gleich darauf nahte sich zischend die Schlange dem Baume, auf dem wir waren. Sie legte sich an dessen Stamm und erreichte auf diese Weise meinen Kameraden, der noch nicht so hoch wie ich gestiegen war, würgte ihn hinunter und kroch weiter.

Ich blieb auf dem Baume bis zum Tagesanbruch und stieg dann herab, eher tot als lebend; auch blieb mir kein anderes Ende zu erwarten übrig, als meine Kameraden gefunden hatten.

Ein letztes Mittel der Rettung vor dem Ungeheuer blieb mir noch zu versuchen übrig. Ich suchte eine ziemliche Masse verschiedenes Holz, Baumwurzeln und trockenes Gesträuch zusammen, machte daraus mehrere Bündel, die ich zusammenband und in einem großen Kreise um den Baum herum aufstellte, überdies deckte ich mich mit mehreren so zu, daß ich Luft genug behielt und die Schlange meinen Kopf nicht erreichen konnte. Hierauf schief ich ein, mit dem traurigen Trost, nichts versäumt zu haben, was mich aus dieser Gefahr retten konnte. Die Schlange kam bald darauf zurück und schlich um den Baum herum, nach Beute lüstern. Sie konnte meiner jedoch nicht habhaft werden wegen des Walls, der mir zum Schutze diente, und trieb es so bis zum Tage. Dann zog sie sich zurück; ich wagte es jedoch noch nicht, mich zu zeigen, bis die Sonne hervortrat.

Ich war so ermüdet von dem, was ich ausgestanden hatte, und so angegriffen vom Pesthauche der Schlange, daß ich den Tod allen diesen Schrecken vorzog. Ich entfernte mich von dem Baume und lief auf das Meer zu, gesonnen, meinem Leben ein Ende zu machen. Dies

war jedoch ein Wendepunkt meines Schicksals; denn der große Gott hatte es anders mit mir beschlossen. In dem Augenblicke, als ich mich in das Meer stürzen wollte, ließ er ein Schiff erscheinen, das schon ziemlich nahe dem Ufer war. Ich schrie aus voller Kehle und entfaltete die Binde meines Turbans, um eher bemerkt zu werden. Dies war nicht umsonst; denn ich ward sogleich von der ganzen Schiffsmannschaft gesehen, und der Kapitän sandte mir ein Boot entgegen.

An Bord angekommen, fragten mich die Reisenden und die Matrosen neugierig, durch welches Abenteuer ich auf diese verlassene Insel gekommen sei. Nachdem ich ihnen erzählt hatte, was mir alles begegnet war, sagten mir die Ältesten, daß sie oft von den Riesen gehört hätten, die auf dieser Insel wohnen und von denen erzählt wird, daß sie Menschen fräßen, sowie sie ihnen in die Hände fallen; auch wußten sie von Schlangen, die dort sehr häufig seien und sich bloß des Nachts zeigen. Sie bezeugten mir große Freude, mich so vielen Gefahren glücklich entgangen zu sehen, und bewirteten mich mit dem Besten, was sie aufreiben konnten, was mir in der That auch sehr wohl bekam, da ich lange Zeit hindurch schlecht genug gelebt hatte. Der Kapitän schenkte mir sogar ein Kleid, als er bemerkte, daß das meinige in Fetzen um meinen Körper hing.

Wir kamen an verschiedenen Inseln vorbei und landeten endlich bei Kalasjet, woher man das Gandelholz bezieht. Wir gingen im Hafen dieser Insel vor Anker. Meine Reisegefährten, sämlich Handelsleute, fingen an, ihre Waren ausschiffen zu lassen, um sie zu verkaufen, oder um Tauschhandel zu treiben. Unterdessen rief mich der Schiffskapitän und sprach so zu mir: „Höre, Bruder, auf dem Schiffe befinden sich Waren, die einem Handelsmanne von Bagdad gehörten, der lange Zeit mit uns gereist ist, bis er starb. Wir wollen seine Wa-

ren verkaufen, das Geld dafür nehmen und es nach Rückkunft seinen Erben zustellen, sowie sie sich als solche ausweisen werden.' Die Ballen, wovon er sprach, wurden auf das Verdeck gebracht; er zeigte sie mir und fügte hinzu: 'Dies sind die Waren, wovon ich spreche: mein Wunsch ist, daß du dich mit deren Verkauf beschäftigst, indem du später einen deiner Mühe entsprechenden Lohn dafür in Empfang nimmst.' Ich war vollkommen bereitwillig dazu, indem ich ihm dafür dankte, daß er mir einen Anlaß gab, tätig zu sein.

Der Schiffschreiber hielt Register über alle Waren und die Namen der Handelsleute, denen sie gehörten. Er fragte den Kapitän, unter welchem Namen er diejenigen eintragen solle, mit deren Verkauf ich soeben beauftragt worden war. 'Schreibe sie', antwortete dieser, 'unter dem Namen Sindbad der Seemann ein.' Als ich mich nennen hörte, konnte ich meine Rührung nicht verbergen, betrachtete den Schiffskapitän genauer und erkannte in ihm denjenigen, der mich auf meiner zweiten Reise auf einer Insel, auf der ich am Ufer eines Baches eingeschlafen war, zurückgelassen hatte und unter Segel gegangen war, ohne mich zu erwarten oder nach mir sehen zu lassen. Ich hatte mich nicht sogleich wieder seiner erinnert, wegen der großen Änderung, die, seitdem ich ihn zuletzt gesehen hatte, mit ihm vorgegangen war.

Da er mich tot glauben mußte, so darf man sich nicht wundern, wenn er mich nicht sogleich erkannte. Ich sprach daher zu ihm: 'Kapitän, hieß der Handelsmann, dem diese Waren gehörten, Sindbad?' — 'Ja', antwortete er mir, 'so hieß er; er war von Bagdad und hatte sich in Bassora mit mir eingeschifft. Als wir eines Tages an einer Insel landeten, um Wasser und andere Erfrischungen einzunehmen, ging ich aus einem Versehen, das ich mir heute noch nicht erklären kann, unter Segel, ohne nachsehen zu lassen, ob auch alle an

Bord zurückgekehrt waren. Ein einziger, dieser Sindbad, war vergessen worden; die Handelsleute und ich bemerkten erst einige Stunden später seine Abwesenheit. Wir hatten starken Wind gegen uns, so daß wir uns unmöglich dem Ufer nähern konnten, um ihn wieder aufzunehmen. — ‚Du hältst ihn also für tot?‘ fragte ich. ‚Allerdings‘, war seine Antwort. ‚Nun, Kapitän!‘ erwiderte ich, ‚so öffne deine Augen und sieh vor dir jenen Sindbad, den du auf der wüsten Insel zurückließest. Ich schlief am Ufer des Flusses ein, und als ich aufwachte, sah ich niemand von der Reisegeellschaft mehr, und das Schiff bis auf einen kleinen Punkt meinen Augen entschwunden.‘ Bei diesen Worten sah mich der Kapitän mit großem Erstaunen an und wollte nichts von alledem glauben. Neugierig, was hier vorgehe, versammelten sich bald die übrigen um uns; die einen glaubten mir, während mich die anderen, und zwar die Mehrzahl, für einen Lügner hielten. Da trat auf einmal ein Handelsmann aus ihrer Mitte hervor, grüßte mich und sprach: ‚Du hast wahr gesprochen, Sindbad der Seemann; dieses Geld und diese Waren gehören dir. Ich erzählte euch vor kurzem das Wunderbarste, was mir jemals auf Reisen begegnet, als ich nämlich einst Diamanten sammelte und in das weitberühmte Tal Fleischstücke warf, damit sich die spitzen Steine daran fest machen und von den Ablern in das Nest ihrer Jungen getragen würden, und wie einst ein Mensch auf diese Weise seine Rettung fand. Dies war Sindbad, der vor euch steht, dem, wie es scheint, vom großen Gott als Schicksal bestimmt ist, das Merkwürdigste zu erleben.‘ Der Schiffskapitän fing endlich an, mich zu erkennen, umarmte mich und sprach: ‚Gott sei gelobt! Ich bin froh, daß ich meinen Fehler wieder gut machen kann; hier sind deine Waren, für deren gute Aufbewahrung ich alle Sorge trug, und wovon ich überall zu Geld machte, so viel nur immer möglich war; ich gebe sie dir mit dem

erlösten Geld zurück. 'Ich nahm sie wieder an, indem ich dem Schiffskapitän aufs freundlichste dankte.

Von der Insel Kalasjet segelten wir nach einer anderen, wo ich Gewürznelken, Zimt und andere Spezereien einkaufte. Endlich kam ich nach einer langen Reise in Bassora an und erreichte endlich wieder Bagdad mit mehr Geld und Waren, als ich selbst wußte. Ich gab noch einmal den Armen einen beträchtlichen Teil und kaufte mir mit dem übrigen noch mehr Güter zu denen, die ich schon besaß. Auch gab ich meinen Freunden und Verwandten viele Geschenke, kleidete Waisen und Witwen und lebte in süßer Behaglichkeit froh und heiter, nicht mehr der ausgestandenen Leiden gedenkend. Das ist der Schluß meiner dritten Reise."

Sindbad ließ dann Speisen auftragen, gab darauf dem Lastträger hundert Goldstücke und sprach: „Komme morgen wieder, du sollst dann hören, was mir auf der vierten Reise begegnet ist.“ Der Lastträger versprach es und ging nach Hause, verwundert über das, was er von Sindbad gehört hatte; des anderen Tages ging er wieder zu ihm. Als sie alle beisammen waren, schmausten sie wie den vorhergehenden Tag; später begann Sindbad:

### Vierte Reise Sindbads

„Das ruhige Wohlleben, das ich nun führen konnte, übte noch nicht solche Gewalt auf mich aus, daß ich nicht schnell die ausgestandenen Leiden und Strapazen vergessen hätte. Noch immer reizte mich der Trieb, fremde Länder zu sehen; ich kaufte daher Waren, ließ sie einpacken, auf Wagen laden und reiste damit in einen Seehafen ab. Um nicht von einem Schiffskapitän abhängig zu sein und nm selbst über ein Schiff befehlen zu können, ließ ich eines nach meiner Angabe







bauen und ausrüsten. Als es vollendet war, wurde es beladen; ich schiffte mich darauf ein und nahm, da noch Raum darin war, Handelsleute verschiedener Nationen mit ihren Waren auf.

Mit gutem Winde stachen wir in See und waren bald weit vom Lande. Nach einer langen Reise war der erste feste Punkt, dem wir uns näherten, eine verlassene Insel, wo wir ein Ei des Vogels Roch von gleicher Größe, wie ich es auf meiner früheren Reise gesehen hatte, fanden. Das Junge war gerade im Begriff herauszuschlüpfen, und dessen Schnabel war schon sichtbar.

Die Handelsleute, die sich mit mir eingeschifft hatten und auch mit mir an Land gegangen waren, schlangen mit Ärten auf das Ei los und brachten darin eine Öffnung an, aus der sie das Junge des Vogels Roch in Stücken herausnahmen. Sie brieten es hierauf, trotz meiner Warnung, das Ei nicht anzurühren.

Raum hatten sie ihre Mahlzeit geendigt, als nicht weit über uns zwei große Gegenstände wie dicke Wolken sichtbar wurden. Der Schiffskapitän, den ich angestellt hatte, wußte schon aus Erfahrung, was sie bedeuteten; er rief uns daher zu, daß es Vater und Mutter des Kleinen Roch seien, und forderte uns auf, uns so schnell als möglich einzuschiffen, um dem uns drohenden Unglück so viel als möglich auszuweichen. Wir befolgten eilig seinen Rat und segelten ab.

Die zwei Vögel kamen indessen dem Orte, wo das Ei gelegen, immer näher und schrien furchtbar, als sie sahen, in welchem Zustande ihr Ei, und daß ihr Junges nicht mehr darin war. Um sich zu rächen, flogen sie schnell wieder dahin zurück, woher sie gekommen waren, während wir alle unsere Kräfte anstrebten, um uns zu entfernen und dem auszuweichen, was uns drohte.

Der Vogel kam bald mit seinem Weibchen zurück und wir bemerkten, daß jeder zwischen seinen Krallen ein Felsenstück von ungeheurer

Größe hielt. Als sie gerade über unserm Schiffe waren, hielten sie sich einige Augenblicke in gleicher Entfernung über uns in der Luft. Der eine Vogel ließ hierauf das Felsenstück, das er hielt, über uns herabfallen; der Steuermann konnte jedoch noch schnell genug dem Schiffe eine andere Wendung geben, wodurch es ins Meer fiel und dasselbe bis auf den Grund aufwühlte. Der andere ließ zu unserm Unglück die Felsenmasse mitten auf unser Schiff fallen, daß es zerschmettert ward und in tausend Stücke barst. Die Matrosen und Reisenden wurden entweder vom Schlage getroffen oder ertranken; ich selbst kam unter Wasser, glücklicherweise jedoch wieder auf die Oberfläche und konnte mich an einem Stück der Schiffstrümmer halten. Indem ich mich so abwechselnd mit der Hand hielt, ohne das Stück Holz, auf dem ich mich befand, fahren zu lassen, wurde ich endlich mit günstigem Winde und guter Strömung gegen eine Insel getrieben, deren Ufer sehr steil waren. Ich überwand jedoch diese Schwierigkeit und rettete mich ans Land.

Ich setzte mich aufs Gras nieder, um ein wenig auszuruhen; trübe Gedanken stiegen wieder in mir auf, als ich mich abermals in eine bedenkliche Lage versetzt sah. Ich sagte zu mir: „Wärest du zu Hause bei den lieben Deinigen im Glücke und der Freude geblieben, statt als Abenteurer abermals dein Glück zu versuchen!“ Da mir der Allmächtige schon so oft sichtbar beigestanden hatte, so faßte ich wieder Mut, stand auf und ging am Ufer herum, um zu sehen, wo ich mich befand. Es schien mir, daß die ganze Gegend ein Garten sei; überall sah ich Bäume, die einen mit grünen Früchten beladen, die anderen mit Blüten, und Bäche von süßem und klarem Wasser, die sich reizend dahinschlängelten. Ich aß von diesen Früchten, fand sie ausgezeichnet und trank das Wasser, das gleichfalls gut war.

Als die Nacht kam, legte ich mich aufs Gras an einem ziemlich

bequemen Ort; ich konnte jedoch nicht lange schlafen, denn mich verfolgte die Angst, allein an einem so verlassenen Orte zu sein. Ich ging abermals mit dem Vorsatze um, mir das Leben zu nehmen; als aber der Tag mit seinem Lichte kam, so war meine Verzweiflung schnell gemildert. Ich stand auf und ging, nicht ohne Furcht, unter den Bäumen herum.

Als ich ein wenig auf der Insel vordrang, bemerkte ich einen Greis, der mir ganz erschöpft schien und am Ufer eines Bächleins saß. Mein erster Gedanke war, daß er gleich mir Schiffbruch gelitten haben müsse. Ich näherte mich ihm und grüßte ihn, was er mir bloß mit einem leichten Nicken des Kopfes erwiderte. Alsdann fragte ich, was er da tue, worauf er mir statt einer Antwort durch Zeichen zu verstehen gab, daß ich ihn auf meinen Schultern über das Bächlein tragen solle, indem er zugleich andeutete, daß er jenseits Blumen pflücken wolle.

Anfangs dachte es mich, daß sein Zustand wirklich diese Hilfe nötig mache; ich nahm ihn daher auf meinen Rücken und trug ihn durch das Bächlein. Als wir jenseits ankamen, neigte ich mich, damit er bequem absteigen könne, und sprach zu ihm: ‚Steiget herab.‘ Statt dies zu tun, schlug der Greis, der mir so schwach geschienen hatte, seine beiden Beine um meinen Nacken und setzte sich ganz fest auf meine Schultern, indem er meine Kehle fest umspannte, als wolle er mich erdrosseln. Die Todesangst befiel mich, und ich fiel ohnmächtig nieder.

Der lästige Greis kümmerte sich wenig um meine Ohnmacht und blieb dennoch an meinem Halse hängen; er machte mir bloß ein wenig Luft, damit ich wieder zu mir selbst kommen konnte. Als ich wieder zu atmen anfang, drückte er mir einen seiner Füße stark gegen den Unterleib und stieß mich mit dem anderen heftig an die Seite, so daß ich

mich aufzustehen beeilte. Als ich wieder aufrecht stand, ließ er mich unter die Bäume gehen und zwang mich, deren Früchte zu pflücken, die er dann aß; weder Tag noch Nacht verließ er seinen Sitz, und wenn ich mich ausruhen wollte, so legte er sich mit mir zur Erde nieder, stets die Beine um meinen Nacken geschlagen. Jeden Morgen stieß er mich heftig an, um mich aufzuwecken; darauf ging es mit mir vorwärts, indem er die Schenkel stark gegen mich drückte. Stellt euch, meine Freunde, die Pein vor, die ich in einer solchen Lage empfinden mußte, ohne alle Hoffnung, sie verändern zu können!

Eines Tages fand ich auf meinem Wege mehrere trockene Kürbisse, die von einem Baume, auf dem sie wuchsen, gefallen waren; ich nahm einen der größten, höhlt' ihn schön aus und drückte den Saft mehrerer Traubenbeeren, die auf der Insel sehr häufig waren, hinein. Als ich den Kürbis angefüllt hatte, legte ich ihn an einen Ort, wohin ich einige Tage darauf den Greis geschickt zu führen wußte. Dort nahm ich den Kürbis, trank daraus und fand einen ganz ausgezeichneten Wein, der mich auf einige Zeit alle meine Leiden vergessen machte und mir wieder Kraft gab. Ich wurde dadurch so erheitert, daß ich im Gehen Sprünge machte und zu singen anfieng.

Als der Greis die Wirkung merkte, die das Getränk auf mich gemacht hatte, und daß ich sein Gewicht weniger zu empfinden schien, gab er mir zu verstehen, daß er auch davon trinken wolle; ich reichte ihm daher den Kürbis hin, den er ergriff und, da ihm das Getränk sehr umndete, bis auf den letzten Tropfen leerte. Es war genug darin enthalten, um ihn zu beranschen; diese Wirkung blieb auch nicht aus, und er fing bald an zu singen und auf meinen Schultern sich vor Lust zu schütteln. Nach und nach gaben seine Schenkel nach, was ich schnell zu benützen entschlossen war. Blichsnell warf ich ihn zur Erde, wo er, ohne sich zu rühren, liegen blieb und ich ihn mit einem großen



Steine totschlug. Groß war meine Freude, als ich auf diese Weise von dem schändlichen Alten befreit war. Ich ging schnell auf die Meeresküste zu, wo ich Schiffsleute fand, die soeben ans Land gekommen waren, um Wasser einzunehmen und Erfrischungen zu suchen. Sie waren sehr erstaunt, mich zu sehen, und noch mehr, als sie meine Geschichte hörten. Sie sprachen: ‚Wünsche dir Glück, den Händen des Greises entronnen zu sein, der noch alle diejenigen, die in seine Hände fielen, erdroßelt hat. Er hat noch niemals diejenigen, deren er sich bemächtigt hatte, freigegeben, ohne sie vorher erstickt zu haben, und diese Insel wird allgemein gemieden, weil sie durch so viele seiner Mordtaten bezeichnet ist. Die Matrosen und Handelsleute, die sich ihr zufällig nähern, wagen es nie, in kleiner Anzahl und unbewaffnet zu landen, da sie sonst bald einen der ihrigen in seinen Händen sehen würden.‘ Mit allgemeinem Beifall wurde die Nachricht aufgenommen, daß der Schändliche tot sei.

Sie nahmen mich darauf auf das Schiff mit, und der Kapitän machte sich ein Vergnügen daraus, mich aufzunehmen, als er meine Geschichte gehört hatte. Der Wind blies in die Segel, und nach einer Reise von wenigen Tagen landeten wir im Hafen einer großen Stadt, deren Häuser von schönen Steinen erbaut waren.

Einer der Handelsleute, die auf dem Schiffe waren, hatte mir viele Freundschaft bewiesen, veranlaßte mich, ihn zu begleiten und führte mich in eine große Wohnung, die für fremde Reisende zum Aufenthaltsort angewiesen war. Er gab mir einen großen Sack und empfahl darauf einigen Bewohnern der Stadt, mich zum Einsammeln von Kokosnüssen mitzunehmen. ‚Gehe hin‘, hieß er mich, ‚und tue, was du sie tun siehest, und entferne dich nicht von ihnen, sonst wäre dein Leben in Gefahr.‘ Zu den Leuten aber sagte er: ‚Dieser Mann ist arm und fremd, er war Handelsmann, als das Schiff, worauf er sich be-

fand, unterging; nun ist er von allem entblößt und kennt kein Handwerk; lehrt ihn euer Tun, vielleicht kann er etwas gewinnen und damit in sein Land zurückkehren.' Als er mich so empfohlen hatte, bewillkommten sie mich und sagten: 'Bei unserem Haupte und unseren Augen, dein Freund soll uns willkommen sein.' Ich erhielt noch Lebensmittel für den ganzen Tag und ging mit den Lenten von dannen.

Wir kamen zuerst in einen großen Wald, worin sich sehr hohe und ganz gerade Bäume befanden, deren Stämme so glatt waren, daß es unmöglich war, daran hinaufzuklettern, um die Frucht zu erreichen. Es waren lauter Kokosnußbäume, deren Früchte wir abschlagen und damit unsere Säcke anfüllen wollten.

Beim Betreten des Waldes sahen wir eine bedeutende Anzahl kleiner und großer Affen, die die Flucht ergriffen, sobald sie uns bemerkten, und mit erstaunlicher Gewandtheit die Gipfel der Bäume erstiegen. Die Handelsleute, mit denen ich war, griffen Steine auf und warfen die Affen auf den Bäumen mit aller Gewalt. Ich folgte ihrem Beispiel und sah bald, daß die Affen unsere Absicht errieten; denn sie brachen die Nüsse eilig von den Bäumen und warfen sie uns zu mit Grimassen, die von Zorn und Erbitterung zeugten. Wir sammelten sie und begnügten uns dann bloß noch von Zeit zu Zeit, Steine aufzuheben, mit denen wir den Affen drohten. Durch diese List füllten wir unsere Säcke mit Nüssen an, die wir uns unmöglich auf andere Weise hätten verschaffen können.

Als wir unser Säcke gefüllt hatten, kehrten wir in die Stadt zurück, wo der Handelsmann, der mich in den Wald gesandt hatte, mir den Wert der Nüsse bezahlte, die ich mitbrachte. 'Fahre jeden Tag fort', waren seine Worte, 'zu sammeln, und du wirst dir Geld erwerben, womit du in dein Vaterland zurückkehren kannst.' Ich dankte ihm für

den guten Rat, den er mir gab, und sammelte nach und nach und ohne große Mühe, so daß ich mir binnen kurzem eine bedeutende Summe erworben hatte.

Das Schiff, worauf ich angekommen war, war von Handelsleuten mit Kokosnüssen befrachtet gewesen, die sie gekauft hatten. Ich erwartete ein zweites, das auch bald im Hafen ankam, um gleichfalls eine Ladung einzunehmen. Ich ließ alle Kokosnüsse, die mir gehörten, daraufbringen und nahm, als dies geschehen war, von dem Handelsmanne Abschied, der mir so viele Gefälligkeiten gezeigt hatte. Leider konnte sich dieser edle Mann nicht mit mir einschiffen, da seine Geschäfte noch nicht beendigt waren.

Wir gingen unter Segel und nahmen unsere Richtung nach der Insel, wo der Pfeffer in Menge wächst. Von da kamen wir nach der Insel Comar, die die schönsten Moebäume trägt. Ich tauschte auf diesen beiden Inseln meine Kokosnüsse gegen Pfeffer und Moeholz aus und begab mich mit anderen Handelsleuten auf das Perlen sammeln, indem ich mir eigene Taucher hielt, die mir eine ziemliche Anzahl großer und sehr schöner Perlen brachten. Freudig begab ich mich damit auf ein Schiff, das soeben glücklich von Bassora angekommen war; von da ging es nach Bagdad, woselbst ich den mitgebrachten Vorrat von Pfeffer, Moeholz und Perlen verkaufte und mir vieles Geld erwarb. Den zehnten Teil meines Gewinns gab ich den Armen, gerade wie auf meiner Rückkehr von den übrigen Reisen."

Sindbad hieß hierauf dem Lastträger hundert Zechinen geben, worauf sich derselbe mit den anderen Gästen zurückzog. Tags darauf fand sich dieselbe Gesellschaft bei dem reichen Sindbad zusammen, der sie, wie den vorhergehenden Tag, speisen ließ, sich Gehör erbat und die Abenteuer seiner fünften und letzten Reise wie folgt erzählte:

## Fünfte Reise Sindbads

„Ihr werdet Mühe haben, zu begreifen, wie ich nach so vielen erlebten Schiffbrüchen und Gefahren mich abermals entschließen konnte, mein Glück zu versuchen und neuen Gefahren entgegenzugehen. Wenn ich daran denke, bin ich selbst erstaunt, und notwendig muß ich unter einem eigenen Sterne geboren sein. Wie dem auch sei, nach Verlauf von einem Jahr rüstete ich mich, trotz dem Flehen meiner Eltern und Freunde, die alles aufboten, mich zurückzuhalten, zu einer fünften Reise.

Statt meinen Weg durch den persischen Meerbusen zu nehmen, durchreiste ich nochmals mehrere Provinzen Persiens und Indiens und kam in einem Seehafen an, wo ich mich auf einem guten Schiffe einschiffte, dessen Eigentümer entschlossen war, eine weite Reise zu machen. Sie war in der That sehr lang, aber zugleich auch so unglücklich, daß der Kapitän und der Stenermann selbst nicht wußten, wo wir waren und welchen Weg sie einzuschlagen hatten. Endlich fanden sie sich zurecht; unsere Freude war jedoch kurz, dagegen groß unser Erstaunen, als wir den Kapitän bald darauf seinen Posten verlassen und abscheulich schreien hörten. Er warf seinen Turban zu Boden, riß sich die Haare aus und stieß sich den Kopf an wie ein Mensch, der in der äußersten Lage den Verstand verloren hat. Wir fragten ihn um den Grund seines Jammers; er gab zur Antwort: ‚Ich sage euch, daß wir uns augenblicklich auf der gefährlichsten Meeresstelle befinden. Das Schiff ist in eine starke Strömung geraten und in einer Viertelstunde müssen wir alle umkommen. Flehet zu Gott, damit er euch aus dieser Gefahr hilft; wenn er sich unserer nicht erbarmt, sind wir unrettbar verloren.‘ Als er dies gesagt hatte, befahl er, die Segel zu streichen; das Seilwerk brach jedoch, und das

Schiff ward, ohne die Möglichkeit einer Hilfe, durch die Strömung gegen den Fuß eines steilen Berges getrieben, wo es strandete und barst, jedoch so, daß wir uns, unsere Lebensmittel und die kostbarsten Waren retten konnten.

Als dies geschehen war, sagte der Kapitän zu uns: ‚Gott hat uns gerichtet! Laßt uns unser Grab graben und uns auf ewig Lebewohl sagen; denn der Ort, an dem wir uns befinden, ist so schrecklich, daß keiner von denen, die vor uns hierher verschlagen wurden, sich jemals gerettet hat.‘ Diese Worte betrübten uns unendlich; mit Tränen in den Augen umarmte einer den anderen und beweinte sein entsetzliches Schicksal.

Der Berg, an dessen Fuß wir waren, bildete die Meeresküste einer sehr langen und breiten Insel. Sie war ganz mit Schiffstrümmern und einer Anzahl von Knochen bedeckt, auf die man mit jedem Schritte stieß und die uns schauern machten; denn es mußten hier schon sehr viele Menschen umgekommen sein. Ihr würdet es mir nicht glauben, wenn ich euch von den ungeheueren Reichtümern in Waren und Edelsteinen erzählen würde, die hier aufgehäuft waren und deren Anblick noch die Trostlosigkeit vermehren mußte, in der wir uns befanden. Statt daß überall sonst die Bäche sich in das Meer ergießen, floß uns hier vom Meere her ein Bächlein mit süßem Wasser entgegen und drang nicht weit vom Ufer in eine dunkle Höhle, deren Öffnung hoch und breit war. Das Merkwürdigste aber war, daß die Steine des Berges aus lauter Kristallen oder Rubinen bestanden.

Wir blieben auf dem Ufer wie Lente liegen, die den Verstand verloren haben, und waren jeden Tag des Todes gewärtig. Bei unserer Ankunft hatten wir schon die Lebensmittel verteilt; auf diese Weise lebte der eine von uns länger oder kürzer als der andere, je nachdem es seine Lebenskraft mit sich brachte oder er seinen Vorrat an Nahrungsmitteln langsamer oder schneller aufzehrte.

Die zuerst starben, wurden von den anderen begraben; und ich für meine Person erfüllte die letzten Pflichten gegen alle meine Gefährten. Als ich den letzten begrub, blieben mir noch so viel Lebensmittel übrig, daß ich nicht weit damit reichen konnte; ich grub mir daher mein Grab, entschlossen, hineinzuspringen, wenn ich mein Ende nahe fühlen würde, da doch niemand da war, mich zu begraben.

Aber Gott, der Allmächtige, hatte damals Mitleid mit mir und flößte mir den Gedanken ein, auf den Fluß zuzugehen, der sich unter dem Gewölbe der Grotte verlor. Nachdem ich dessen Lauf einige Zeit betrachtet hatte, sagte ich zu mir: „Dieser Fluß, der auf diese Weise unter der Erde fließt, muß notwendig an irgendeiner Stelle wieder hervortreten. Wenn ich ein Floß baue und mich damit dem Laufe des Wassers anvertraue, so werde ich entweder an einem bewohnten Orte ankommen oder zugrunde gehen; ist letzteres der Fall, so habe ich bloß eine Todesart gegen die andere vertauscht; geschieht mir aber das Gegenteil, so werde ich nicht allein dem traurigen Los meiner Kameraden entgehen, sondern sogar noch eine Gelegenheit finden, Reichthümer zu erwerben. Vielleicht erwartet mich das Glück am Ausgang dieser abscheulichen Felsenklüfte, um mich für die Leiden dieser Reise mit Zinsen zu belohnen.“

Ich fing sogleich an, das Floß zu bauen; ich machte es aus großen Stücken Holz und dicken Seilen, denn daran war Überfluß vorhanden, und band sie so stark zusammen, daß ein danerhaftes Fahrzeug daraus entstand. Als es fertig war, belud ich es mit einigen Päckchen Rubinen, Smaragden, grauem Bernstein, Felsenkristallen und kostbaren Stoffen. Ich packte alles dies ins Gleichgewicht, band es fest zusammen und schiffte mich auf meinem Floße mit zwei kleinen Rudern ein, die ich nicht vergessen hatte, und überließ mich dem Laufe des Stromes, indem ich mich dem Segen des Allmächtigen empfahl.



Wie ich mich in der Höhle befand, sah ich keine Tageshelle mehr, und der Lauf des Flusses entführte mich, ohne daß ich bemerken konnte, wohin. Ich fuhr während einiger Tage in dieser Dunkelheit, ohne daß ich einen Lichtstrahl entdecken konnte. Ich fand zuweilen die Wölbung der Höhle so niedrig, daß ich nahe daran war, mir den Kopf zu verlegen, weshalb ich sehr aufmerksam ward, einer ähnlichen Gefahr zu entgehen. Während dieser Zeit genoß ich die Lebensmittel, die mir blieben und die ich notwendig zur Fristung meines Daseins brauchte. Endlich waren meine Lebensmittel ganz zu Ende; und vor Erschöpfung verfiel ich in einen Schlummer. Ich kann nicht sagen, wie lange ich schlief; als ich jedoch erwachte, sah ich mich erstaunt auf einem freien Felde, am Ufer eines Flusses, woselbst mein Floß angebunden war und mitten unter einer großen Zahl Schwarzer. Ich erhob mich, als ich sie sah, und grüßte sie. Sie redeten mich an; ich verstand jedoch ihre Sprache nicht. In diesem Augenblick war ich so von Freude ergriffen, daß ich nicht wußte, ob ich wachte oder träumte, und rief mir die Worte des Dichters zu:

„Rufe Gott den Allmächtigen um seinen Schutz an, und er wird dir nicht ausbleiben. Kümmere dich nun weiter nichts. Schließe dein Auge, und die Vorsehung wird über dich wachen, während du schläfst.“

Einer der Schwarzen, der Arabisch verstand, hatte mich sprechen hören und nahm das Wort: „Der Friede Gottes sei mit dir!“ Ich antwortete: „Er sei mit dir und schütze dich.“ Darauf erzählte er mir: „Wir bewohnen das Feld, das du siehst, und sind gekommen, es aus dem Flusse zu bewässern, den wir durch kleine Kanäle heranleiten. Wir bemerkten aus der Ferne, daß etwas auf dem Flusse uns näher

Kam und fanden, daß es ein Floß war; sogleich schwamm einer von uns ihm entgegen und brachte es heran. Wir haben es dann festgebunden und gewartet, bis du aufwachtest. Erzähle uns deine Geschichte, die sehr merkwürdig sein muß.' Ich antwortete ihnen, daß sie mir vorher etwas zu essen geben sollten und daß ich dann ihre Neugierde befriedigen würde.

Sie brachten mir alsdann mehrere Speisen, womit ich meinen Hunger stillte. Darauf erzählte ich ihnen ganz getren alles, was mir zugestoßen war, und sie bezeigten mir ihre Verwunderung darüber. Sobald ich geendigt hatte, sagten sie mir durch den Dolmetscher, der ihnen alles erklärt hatte, was ich gesprochen: 'Die Geschichte, die du erzählst, ist eine der erstaunlichsten, die man sich denken kann; unser König wird sich freuen, sie zu hören, und dies kann nicht besser, als durch deinen eigenen Mund geschehen.' Ich erwiderte ihnen, daß ich bereit sei, dies zu tun.

Die Schwarzen ließen hierauf ein Pferd holen, das kurz darauf herbeigebracht wurde und worauf sie mich setzten. Während einige von ihnen vorausgingen, mir den Weg zu zeigen, luden die übrigen, die die stärksten waren, das Floß samt den Warenpaketen auf ihre Schultern und folgten mir.

So zogen wir fort bis in die Hauptstadt von Serendib, so hieß nämlich die Insel, worauf wir uns befanden, und woselbst mich die Schwarzen ihrem König vorstellten. Ich näherte mich dem Throne, worauf er saß, und grüßte ihn, wie man die Könige Indiens zu grüßen pflegt, indem ich mich zu seinen Füßen warf und die Erde küßte. Der König hieß mich aufstehen, empfing mich sehr huldvoll, hieß mich vortreten und Platz bei ihm nehmen. Zuerst fragte er mich nach meinem Namen; ich erwiderte ihm, daß ich Sindbad der Seemann heiße, von den vielen Reisen, die ich zur See gemacht habe; meine Heimat sei Bag-

dad. Seine zweite Frage war: ‚Wie und auf welche Weise kommst du in meine Staaten?‘

Ich verbarg ihm nichts und erzählte ihm dasselbe, was ihr soeben gehört habt. Er war davon so überrascht, daß er sogleich befahl, man solle die Erzählung meiner Abenteuer mit goldenen Buchstaben aufschreiben und in den Archiven seines Reiches niederlegen. Darauf brachte man das Floß und öffnete die Pakete in seiner Gegenwart. Er bewunderte die Menge Aloebäume und grauen Bernsteine, aber noch mehr die Rubinen und Smaragde; denn er hatte in seinem Schatze ihresgleichen nicht.

Da ich bemerkte, daß er meine Kostbarkeiten mit Vergnügen betrachtete und die ausgezeichnetsten darunter Stück für Stück ins Auge faßte, so warf ich mich ihm zu Füßen und nahm mir die Freiheit, ihm zu sagen: ‚König! nicht sowohl mein Leben ist zu deinem Dienste, sondern auch die Ladung meines Floßes, und ich bitte dich, über beide wie über dein Eigentum zu verfügen.‘ Er antwortete mir lächelnd: ‚Behalte beide; denn weit entfernt, dir etwas nehmen zu wollen, werde ich vielmehr deinen Besitz zu vermehren trachten, und will dich nicht aus meinen Staaten ziehen lassen, ohne dir einen Beweis meiner Huld und Gnade zu geben.‘ Als einzige Erwiderung hierauf gab ich ihm zu erkennen, wie sehr ich von so viel Güte gerührt sei. Er ließ einen seiner Würdenträger Sorge für mich tragen und gab mir Aufwärter, die mich auf seine Kosten bedienen sollten. Dieser Würdenträger gehorchte treu dem Befehle seines Herrn und brachte in die Wohnung, in die er mich führte, alle die Pakete, womit das Floß beladen war.

Es währte nicht lange, so kamen Handelsleute, die mich mit sich zu nehmen wünschten. Ich ging daher sogleich zum König, bat ihn um Erlaubnis, in mein Vaterland zurückkehren zu dürfen, die er mir

auch huldvoll gewährte. Er ließ sogleich ein reiches Geschenk aus seinem Schatze nehmen und übergab mir außerdem einen Brief an den großmächtigen Beherrscher Harun Arraschid, der folgendermaßen abgefaßt war:

„Der König von Indien, dem tausend Elefanten vorausgehen und der in einem Palaste wohnt, dessen Dach den Glanz von hunderttausend Rubinen zurückstrahlt, an den großen Kalifen Harun Arraschid: Obgleich das Geschenk, das wir dir senden, wenig Wert hat, so nimm es doch auf als Bruder und Freund und als Beweis der Gesinnungen, die wir für dich hegen und die wir dir zu bezeigen freudig Anlaß nehmen. Der Friede Gottes — sein Name sei in Ewigkeit gepriesen! — sei mit dir! Lebe wohl!“

Das Schiff segelte fort und wir landeten nach einer sehr glücklichen, aber langen Fahrt in Bassora, von wo wir nach Bagdad gingen. Das erste, was mir bei meiner Ankunft oblag, war, mich des Auftrags, den mir der König gegeben hatte, zu entledigen.

Ich nahm den Brief des Königs von Serendib und klopfte an das Palastthor des Beherrschers der Gläubigen, des großmächtigen Harun Arraschid, begleitet von einigen Gliedern meiner Familie, die Geschenke trugen. Ich sagte den Wachen, was mich herführte, und wurde sogleich vor den Thron des Kalifen geführt. Ich warf mich vor ihm zur Erde und bat ihn um die Erlaubnis, ihm das Schreiben, dessen Bote ich war, und das Geschenk übergeben zu dürfen. Nachdem er gelesen hatte, fragte er mich, ob der König von Serendib so reich sei, als das Gerücht von ihm melde. Ich warf mich zum zweiten Male nieder, stand wieder auf und sprach: „Beherrscher der Gläubigen! Ich kann dir bezeugen, daß nichts bewundernswürdiger ist als die Pracht seines Palastes und der Glanz der Heerschaaren, die ihn umgeben.“ Der Kalif schien sehr zufrieden mit







meiner Erzählung und entließ mich huldreich mit einem reichen Geschenke."

Sindbad hörte zu erzählen auf, und seine Zuhörer zogen sich zurück; der Lastträger erhielt jedoch noch vorher hundert Bechinen.

Als er am letzten Tage in seine Behausung zurückkehrte, war er ein reicher Mann. Denn Sindbad der Seefahrer hatte die schwere Last, die sein armer Namensbruder an jenem ersten Tage beim Pförtner abgestellt hatte, gekauft und machte Sindbad dem Lastträger ein Geschenk damit. Sindbad der Lastträger gehörte aber von nun an zu der ständigen Tischgesellschaft Sindbad des Seefahrers, dessen Geschichte hiermit endigen.



# Hassan von Bassora und die Prinzessinnen von den Inseln Wak Wak



**E**inst lebte in der Stadt Bassora ein reicher Jüngling, Hassan mit Namen. Sein Vater hatte ihm bei seinem Tode viel Geld, Güter und Gärten hinterlassen, wovon Hassan und seine Mutter die einzigen Erben waren. Hassan fing nun an ein geselliges Leben zu führen, gab viele Monate lang Mahlzeiten in seinen Gärten und kümmerte sich gar nicht mehr um den Handel, den sein Vater getrieben, sondern dachte nur daran, sein Vermögen zu genießen. Nach einiger Zeit verlor er sein ganzes Vermögen; er hatte schon alle Güter seines Vaters verkauft und es blieb ihm gar nichts mehr übrig, und keiner seiner

Freunde wollte ihn mehr kennen. Er und seine Mutter hungerten drei Tage lang zu Hause. Er ging dann aus, ohne zu wissen wohin. Da begegnete ihm ein Freund seines Vaters und erkundigte sich nach seinem Befinden. Hassan erzählte ihm, was ihm geschehen.

Der Mann sagte: „Mein Sohn, ich habe einen Bruder, der Goldarbeiter ist, wenn du willst, kannst du zu ihm gehen und sein Handwerk lernen: es liegt nur an dir, ein sehr geschickter Arbeiter zu werden.“ Hassan willigte ein, ging mit jenem, welcher ihn seinem Bruder empfahl, indem er ihm sagte: „Dieser Mann ist mein Sohn, unterrichte ihn mir zu Gefallen in deinem Handwerk.“

Hassan arbeitete nun bei diesem Manne, und Gott war ihm gnädig. Eines Tages kam ein Perser mit einem großen Barte vorüber; er trug einen weißen Turban, an dem das Zeichen der Kaufleute war, grüßte Hassan und dieser erwiderte ehrfurchtsvoll seinen Gruß. Der Perser fragte: „Wie ist dein Name?“ Er antwortete: „Hassan.“ Er fragte wieder: „Hast du einen großen Kessel?“ Hassan holte einen. Der Fremde warf Kupfer hinein und stellte den Kessel über das Feuer, bis das Kupfer zerschmolz. Zuletzt nahm der Perser etwas wie Gras aus seinem Turban hervor und warf ein wenig davon in den Kessel. Nach einer Weile ward das Kupfer zu feinem Golde, woraus er eine Goldstange machte. Uebermals fragte er Hassan: „Bist du verheiratet?“ Er antwortete: „Nein.“ Der Perser setzte: „So nimm dies und heirate damit!“ und ging fort. Hassan war außer sich vor Freude, sein Herz hing an dem, was er gesehen, und er erwartete die Rückkehr des Fremden. Am folgenden Tage kam er wieder und setzte sich vor Hassans Laden. Als der Basar leer ward, kam er zu Hassan und grüßte ihn. Dieser erwiderte seinen Gruß und hieß ihn sitzen; er setzte sich und unterhielt sich mit ihm; endlich sagte er: „Mein Sohn, ich habe dich sehr lieb gewonnen, und wenn Gott

mir gnädig ist, so erkenne ich dich als meinen Sohn an. Gott hat mich eine Kunst gelehrt, die kein Mensch kennt; ich will sie dir mittheilen, du bleibst dadurch immer vor Armut geschützt und bekommst Ruhe vor Feuer, Amboss und Hammer." Hassan sagte: „Herr, wann willst du sie mich lehren?" Er antwortete: „Morgen, so Gott will, komme ich und mache in deiner Gegenwart aus Kupfer Gold." Hassan freute sich und sprach mit dem Perser bis zum Nachtgebete; dann stand er auf, verabschiedete sich von dem Perser, ging zu seiner Mutter und grüßte sie. Sie brachte Lebensmittel und aß mit ihm. Hassan aß ganz besinnungslos, denn alle seine Gedanken waren bei dem Perser.

Seine Mutter fragte ihn, warum er so in Gedanken dasitze, und erzählte ihr alles, was ihm der Perser gesagt. Als sie dies hörte, zitterte ihr Herz, sie drückte ihn an ihre Brust und sagte: „Hüte dich vor solchen Gauklern, Schwarzkünstlern und Alchimisten, die suchen nur den Leuten ihr Vermögen aufzuzehren!" Hassan versetzte: „D meine Mutter, wir sind ja arme Leute, wir haben ja nichts, was sie bewegen könnte, uns zu betrügen, und der Perser ist ein alter Mann, der sehr fromm aussieht; Gott hat ihm Mitleid mit uns eingeflößt, und er hat mich als seinen Sohn angenommen." Die Mutter schwieg betrübt, Hassan aber konnte vor Freude nicht schlafen. Als der Tag anbrach, stand er auf, nahm die Schlüssel, öffnete den Laden und setzte sich. Der Perser kam bald; Hassan stand vor ihm auf und wollte ihm die Hände küssen, er aber erlaubte es nicht, setzte sich und sagte zu Hassan: „Mein Sohn, mache den Kessel zurecht und lege den Blasbalg ans Feuer!" Hassan tat dies und machte ein Kohlenfeuer; dann fragte der Perser: „Hast du Kupfer?" Er antwortete: „Ich habe eine zerbrochene Schüssel." Der Perser hieß ihn, sie in kleine Stücke zerschneiden; warf sie hierauf in den Kessel und blies das Feuer, bis die Stücke der Schüssel ganz geschmolzen waren, streckte hierauf

die Hand nach dem Turban aus, zog ein zusammengewickelter Papier hervor, öffnete es und streute ein gelbes Pulver in den Kessel und befahl Hassan, mit dem Blasbalg heranzurühren; Hassan tat dies und es ward eine Goldstange daraus vom feinsten Golde.

Als Hassan dies sah, strahlte sein Antlitz vor Freude, er ward ganz rasend; er nahm die Stange in die Hand und drehte sie dahi herum, zuletzt nahm er die Feile, feilte daran und sah, daß es ganz feines Gold war. Er verlor darüber fast den Verstand vor Freude und beugte sich in seinem Entzücken über die Hände des Persers, um sie zu küssen. Der Perser sprach: „Gib die Stange dem Makler und laß dir das Geld dafür geben, ohne daß jemand es bemerkt.“ Der Makler probierte die Stange und fand, daß es reines Gold war; er fing an, sie für zehntausend Dirham auszurufen, die Kaufleute aber überboten einander bis auf fünfzehntausend Dirham. Hassan nahm das Geld, ging damit nach Hause, erzählte seiner Mutter von dem Glück, das ihm widerfahren war, und sagte ihr: „Ich habe diese Kunst erlernt.“ Aber seine Mutter sprach: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen!“ und schwieg mit Schmerzen. Hassan aber nahm in seiner Unüberlegtheit einen Mörser und ging damit zum Perser, der vor seinem Laden saß. Dieser fragte ihn: „Mein Sohn, was willst du mit diesem Mörser?“ Er antwortete: „Verwandle ihn in Gold.“ Der Perser lachte und sprach: „Bist du toll? Willst du zwei Güsse an einem Tage machen? Weißt du nicht, daß man uns nachstellt und daß wir ums Leben kommen können? Wenn du diese Kunst von mir gelernt haben wirst, mein Sohn, so übe sie nur einmal im Jahr aus, sie genügt dir von einem Jahr zum andern.“ Hassan antwortete: „Du hast recht, Herr.“ Er ging dann in den Laden und setzte den Kessel über das Feuer. Der Perser fragte: „Was willst du tun?“ — „Lehre mich die Kunst.“ Der Perser

lachte und sagte: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht außer bei dem erhabenen Gott! Du bist ein junger Mann ohne Verstand; eine so hohe Kunst kann man nicht so auf der Straße öffentlich lernen, die Leute würden sagen: ‚Hier wohnen Goldmacher.‘ Die Obrigkeit würde es erfahren und uns ums Leben bringen. Doch wenn du diese Kunst schnell im geheimen lernen willst, so komm mit mir in mein Haus!“ Hassan konnte es nicht erwarten, bis er den Laden geschlossen hatte und mit dem Perser auf die Straße gehen konnte. Während er damit beschäftigt war, fielen ihm die Worte seiner Mutter ein; er dachte lange nach und blieb stehen. Durfte er dem Perser wirklich trauen?

Als der Perser sich umdrehete und Hassans zweifelhafte Miene sah, sprach er: „Fürchtest du Verrat, mein Sohn?“ Und als Hassan noch zögerte, blieb er stehen und fuhr fort: „Wenn du das Geheimnis lieber bei dir kennen lernen willst, so will ich in dein Haus gehen und dich dort meine Kunst lehren; geh’ mir nur voran!“ Hassan nahm den Weg nach seinem Hause, und der Perser folgte ihm. Hassan benachrichtigte seine Mutter von dem Besuche des Persers, sie brachte die Wohnung in Ordnung und verzierte sie; als sie aber fertig war, sagte ihr Hassan, sie möchte einstweilen zu einem Nachbar gehen. Sie ging fort und überließ ihnen das Haus, Hassan aber führte den Perser herein. Als er im Hause war, nahm Hassan eine Schüssel, ging damit auf den Markt, um einige Speisen zu kaufen, stellte sie dem Perser vor und sagte ihm: „Iß, Herr, von meinem Brot und Salz zum Zeichen unserer Freundschaft, und Gott verlasse den, der dem Bunde untreu wird!“ Der Perser erwiderte: „Du hast recht, mein Sohn; Schmach dem, der die Gastfreundschaft verlegt!“

Als sie gegessen hatten, sagte er: „Mein Sohn Hassan! bring auch einige süße Speisen!“ Hassan ging auf den Markt und holte zehn



Lassen voll süßer Speisen; als sie dies aßen, sagte der Perfer: „Gott belohne dich dafür! Lente, wie du, verdienen es, daß man ihnen Geheimnisse vertraut und sie nützliche Dinge lehrt.“ Als sie genug gegessen hatten, sprach der Perfer: „Bring nun die Gerätschaften!“ Kaum hatte Hassan diese Worte gehört, so lief er wie ein junges Pferd, das man in den Alee läßt, in seinen Laden, holte die Gerätschaften und stellte sie dem Perfer vor. Dieser zog aus seinem Tnrbān ein Papier hervor und sagte: „O Hassan, bei dem Brot und bei dem Salze! wärest du mir nicht teurer als mein Sohn, so würde ich dir diese Kunst nicht mittheilen. Dieses Papier enthält alles, was ich noch von dem Pulver besitze, doch will ich dir die Kunst mittheilen. Wisse, mein Sohn! wenn man zu zehn Pfund Kupfer nur einen halben Drachmen von dem Pulver nimmt, das in diesem Papier ist, so wird reines Gold daraus.“ Hassan nahm das Papier und fand das Pulver noch feiner als das frühere; er fragte den Perfer: „Herr, wie heißt das, wo findet man es und wie wird's zubereitet?“ Der Perfer lachte und sagte: „Frage lieber, woher du ein vorwitziger Junge bist! Mache nur dein Gold und schweige!“ Hassan holte eine Kupferplatte aus dem Hause, zerbrach sie mit der Zange, rührte sie im Kessel herum und streute Pulver aus dem Papier darauf, bis eine feine Goldstange daraus ward. Als er dies sah, freute er sich sehr und kam ganz außer sich vor Erstaunen. Während aber nun Hassan beschäftigt war, die Goldstange herauszuheben, zog der Perfer einen Beutel hervor, in dem ein feines Gift war; er tat ein wenig davon in die süße Speise und reichte sie ihm. Hassan nahm sie und steckte sie in den Mund. Sobald er sie aber geschluckt hatte, fiel er zu Boden.

Als der Perfer das sah, stand er freudig auf und sagte: „Bist du endlich gefallen, du Hund von Araber! Schon zwei Jahre suche ich dich vergebens.“ Er band ihm Hände und Füße zusammen, legte ihn

in eine leere Kiste, nahm auch die Goldstangen und legte sie in eine andere Kiste, die er verschloß. Er ging dann auf die Straße, holte zwei Träger und ließ die Kisten zur Stadt hinaustragen ans Ufer des Stromes, wo ein Schiff auf den Perser wartete. Als der Schiffshauptmann und die Mannschaft den Perser kommen sahen, gingen sie ihm entgegen und trugen die Kisten auf das Schiff. Der Perser aber sprach zum Hauptmann: „Jetzt schnell fort! unser Geschäft ist abgetan, unser Ziel ist erreicht!“ Der Hauptmann schrie den Matrosen zu, sie spannten die Segel, das Schiff lief mit günstigem Winde aus und bald lag Bassora weit hinter ihnen.

Unterdes hatte Hassans Mutter ihren Sohn bis abends erwartet; als sie nichts mehr von ihm hörte, ging sie in ihr Haus zurück, das sie offen fand. Da sie beim Eintreten niemand darin sah, die zwei Kisten und alles Gold vermißte, merkte sie, daß ihr Sohn verloren sei und daß der Pfeil des Schicksals ihn getroffen. Sie schlug sich daher ins Gesicht, zerriß ihre Kleider, schrie und jammerte: „O mein Sohn! mein Sohn! Nun bin ich ganz allein! O warum hast du dich mit dem schändlichen Perser eingelassen, mit dem Zauberer, vor dem ich dich umsonst gewarnt habe! Du Trost meines Alters, mein einzig geliebter Sohn: soll ich dich niemals wiedersehen? Welches Unglück ist dem meinen zu vergleichen? O Hassan, mein Sohn, mein Sohn! Wo bist du jetzt? Lebst du denn überhaupt noch? Ach! nicht einmal den Trost habe ich, dein Grab besuchen zu können! Gott hat mich ganz verlassen!“

So weinte und jammerte sie bis zum folgenden Morgen; da kamen die Nachbarn zu ihr und fragten sie nach ihrem Sohne; sie erzählte ihnen, was ihm mit dem Perser geschehen und daß sie keine Hoffnung mehr habe, ihn wiederzusehen; in ihrem Jammer lief sie im Zimmer auf und ab und weinte.

Die Nachbarn wünschten ihr Geduld und baldiges Wiedersehen und verließen sie. Sie aber ließ mitten im Hause ein Grab bauen, schrieb Hassans Namen darauf und den Tag seines Verschwindens, und trennte sich nicht mehr davon.

Der Perser aber, der Hassan entführt hatte, war ein Magier, der die Muselmänner haßte und, so oft er konnte, einen Muselman umbrachte. Er war ein Feueranbeter, ein Goldmacher, und sein Name war Bahram. Jedes Jahr opferte er einen Muselman an seinem Feste; als ihm nun seine List mit Hassan gelungen und er einen ganzen Tag mit ihm herumgefahren war, ließ er des Abends Anker werfen. Am folgenden Morgen befahl er seinen Sklaven, die Kiste herauszuholen, in der Hassan war. Er öffnete sie, zog ihn heraus, bespritzte ihn mit Essig und blies ihm in die Nase. Hassan mußte niesen, erwachte und lobte den erhabenen Gott. Er sah sich um und fand sich mitten im Meere, der Perser saß ihm gegenüber. Wie er nun merkte, daß der Verdammte ihn betrogen und daß er sich selbst in das Unglück gestürzt hatte, vor dem er von seiner Mutter gewarnt worden war, sagte er die Worte, deren sich niemand zu schämen hat: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! Ich bin Gottes und kehre zu ihm zurück! O Gott, sei mir gnädig in deinem Beschluß und gib mir Mut in der Versuchung, o Herr der Welten!“ Er wandte sich hierauf zu dem Perser und redete ihn sanft an: „Herr! was ist das für ein Verfahren? wo bleibt der Bund und der Eid, den du mir geschworen? Du bist dem Brot und dem Salz untreu geworden.“ Der Perser sah ihn an und sprach: „Du Hund! Sohn eines Hundes, kenne ich Salz und Brot? Ich habe 999 junge Leute deinesgleichen getötet, mit dir werden es 1000 sein.“

Hassan schwieg, denn er sah ein, daß der Pfeil des Schicksals ihn getroffen hatte. Der Verruchte lies ihn losbinden und ihm ein wenig

Wasser zu trinken geben. Der treulose Magier lachte hierauf und sprach: „Bei dem Feuer und dem Licht! Ich glaubte nicht, dich zu fangen, doch das Fener hat dich mir geliefert und mich in den Stand gesetzt, meine Pflicht zu erfüllen; ich will dich nun auch ihm opfern, damit es mit mir zufrieden werde.“ Hassan sagte: „Du bist dem Brod und dem Salz untreu geworden!“ Der Magier hob seine Hand auf und schlug Hassan, bis er weinend auf den Boden in Ohnmacht fiel. Der Magier befahl dann seinen Sklaven, Feuer anzuzünden. Hassan fragte: „Was willst du mit dem Feuer?“ Der Magier antwortete: „Sieh dieses Feuer, die Quelle des Lichts und das Symbol der Gotttheit! Betest du es an, gleich mir, so schenke ich dir die Hälfte meines Vermögens und gebe dir meine Tochter zur Frau.“ Hassan schrie: „Wehe dir, du Magier! Du betest das Feuer an und nicht den allmächtigen Herrn! Das ist eine abscheuliche Religion!“ Der Magier erzürnte sich, fiel vor dem Feuer nieder und befahl den Sklaven, Hassan auf sein Gesicht hinzustrecken. Er nahm dann eine geflochtene Peitsche und schlug Hassan, bis seine Seiten wund waren. Hassan schrie um Hilfe, aber niemand half ihm; er hob daher sein Auge zum allmächtigen König und nahm seine Zuflucht zu ihm. Der Magier befahl, ihn aufrecht zu setzen und mit Wasser zu besprühen; als dies geschehen war, ließ er ihm etwas zu essen und zu trinken geben; Hassan wollte jedoch nichts essen. Der Verruchte quälte ihn nun die ganze Reise durch; Hassan aber ertrug geduldig Gottes Ratschluß und flehte zu dem, der seine Lage kannte und über ihn wachte, während der Gottlose immer hartherziger gegen ihn ward. Nach einer Reise von drei Monaten schickte Gott, gepriesen sei sein Name! einen Sturmwind über das Schiff, das Meer ward unruhig und schlug mächtige Wellen; der Schiffshauptmann und die Matrosen klagten und sprachen: „Das alles geschieht um dieses Jünglings

willen, den dieser Magier so quält; das ist nicht Gottes Wille und nicht der seines Gesandten!" Sie vereinigten sich und erschlugen die Sklaven des Magiers, so daß nur er noch allein übrig war. Wie er dies sah, fürchtete er für sein Leben, nahm Hassan die Fesseln ab und entschuldigte sich bei ihm; er zog ihm seine schmutzigen Kleider aus und gab ihm andere dafür, versprach ihm auch, er wolle ihn die Kunst lehren und ihn in sein Land zurückbringen. Er sagte: „Mein Sohn, verzeihe mir, was geschehen, du sollst in Zukunft nur Freude erleben!" Hassan aber sprach: „Wie kann ich dir nunmehr noch trauen?" Er antwortete: „Gäbe es keine Schuld, wo bliebe die Verzeihung; ich habe dies nur getan, um dich zu versuchen und deine Standhaftigkeit zu prüfen; du weißt, daß alles in der Hand Gottes ist!" Der Schiffshauptmann und die Matrosen freuten sich, ihn gerettet zu haben. Hassan betete für sie und dankte Gott; der Wind legte sich und ward günstig, die Dunkelheit hörte auf und das Schiff segelte glücklich weiter. Hassan fragte den Magier: „O Herr! wo gehen wir denn hin?" Er antwortete: „Nach dem Wolkenberge, wo das geheimnisvolle Pulver sich findet;" und schwur bei Feuer und Licht, bei dem Schatten und der Hitze, er werde ihn nicht mehr betrügen. So vergingen wieder drei Monate. Nachdem sie ein halbes Jahr auf dem Meer zugebracht, landeten sie an einer großen Wüste, die mit Steinen von weißer, gelber, schwarzer und blauer Farbe angefüllt war. Sobald das Schiff vor Anker lag, stand der Perser auf und sagte zu Hassan: „Komm, wir haben unser Ziel erreicht."

Hassan ging mit dem Perser ans Land, nachdem dieser dem Hauptmann das Schiff empfohlen und ihm gesagt hatte, er solle ihn einen ganzen Monat erwarten. Als sie vom Schiff eine Strecke entfernt waren, nahm der Perser ein Stück Kupfer aus der Tasche, auf welchem allerlei Namen und Talismane gestochen waren. Er schlug dar-

auf und es erhob sich auf einmal ein Staub aus der Wüste heraus. Hassan war ganz erstaunt, fürchtete sich und bereute es, das Schiff verlassen zu haben. Als der Perser sah, wie er ganz blaß geworden, sprach er: „Mein Sohn Hassan, bei dem Feuer und dem Lichte! Du hast nichts mehr von mir zu befürchten, und müßte ich nicht mein Geschäft in deinem Namen verrichten, so hätte ich dich gar nicht mitgenommen; erwarte nur Gutes. Der Staub, den du siehst, ist ein Wesen, auf dem wir reiten und das uns helfen soll, diese weite Wüste zu durchziehen.“ Nach einer kleinen Weile bildete sich der Staub zu drei vortrefflichen Kamelen; der Perser bestieg eins, Hassan das andere, und auf das dritte packten sie ihre Lebensmittel. Nach einer sieben-tägigen Reise kamen sie in ein großes bebautes Land, wo sie eine auf vier goldnen Säulen ruhende Kuppel sahen. Sie stiegen ab, traten darunter, aßen, tranken und ruhten. Als Hassan sich umsah, bemerkte er etwas, das sehr hoch gelegen war; er fragte den Perser, was es wäre. Dieser antwortete: „Es ist ein Schloß.“ Hassan sagte: „Laß uns dahin gehen, es sehen und dort ausruhen!“ Der Magier erzürnte sich und sprach: „Rede nicht mehr von diesem Schlosse, denn dort wohnt mein Feind!“ Mit diesen Worten ergriff er Hassan an der Hand, lief mit ihm weg und schlug die Trommel; sogleich kamen die Kamele wieder, und sie ritten wieder sieben Tage lang. Am achten Tage sagte der Magier: „Hassan, was siehst du?“ Er antwortete: „Ich sehe Wolken und Nebel von Osten bis Westen.“ Da sagte der Magier: „Das sind weder Wolken noch Nebel, sondern das ist ein so hoher Berg, daß er die Wolken spaltet, denn keine kann sich über ihn erheben. Dieser Berg ist unser Ziel, droben findet sich, was wir suchen, dich aber mußte ich mitnehmen, weil ich es nur durch dich erhalte.“ Hassan verzweifelte am Leben und sagte: „Bei dem, was du anbetest! bei deinem Glauben! was haben wir hier zu suchen?“ Er antwortete:



„Unsere geheime Kunst kann nur mit Hilfe einer Pflanze gelingen, auf die nie eine Wolke kommt, und eine solche findet sich nur auf diesem Berge; ich will dich nun hinaufbringen und dir das Geheimnis der Kunst mitteilen, die du lernen willst.“ Hassan sagte vor Angst: „Gut, Herr!“ Er gab jedoch alle Lebenshoffnung auf und weinte über die Trennung von seiner Mutter und seinem Vaterlande.

Sie reisten vier Tage lang, bis sie an den Berg kamen; daselbst angelangt, setzten sie sich an dessen Fuß. Da sah Hassan auf dem Berge ein Schloß, und er sprach zum Magier: „Wer konnte da oben ein Schloß hinbanen?“ Der Magier antwortete: „Das ist die Wohnung der Djinn, der Wehrwölfe und der Teufel!“ Mit diesen Worten näherte er sich Hassan, küßte ihn und sagte: „Verzeihe mir meine erste Treulosigkeit, ich schwöre dir, daß ich dich nicht mehr hintergehen werde; schwöre du mir auch, es geschehe was da wolle, mich nicht zu verlassen und Glück und Unglück mit mir zu teilen!“ Hassan sagte: „Recht gerne!“ Der Magier holte dann eine kleine Mühle, nahm Weizen aus einem Sack, mahlte ihn und knetete drei Laibe daraus, hierauf zündete er Feuer an und buk sie. Als dies geschehen war, nahm er die kupferne Trommel und trommelte, worauf sogleich die Kamele kamen; er schlachtete eins davon, zog ihm die Haut ab und sagte zu Hassan: „Höre, was ich dir anempfehle, sonst ist unser Tod unvermeidlich.“ Hassan sagte: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! Sprich nur!“ Der Perser sagte: „Ziehe diese Haut um dich, ich will sie zunähen und dich liegen lassen; der Vogel Roch wird dann kommen und dich auf die Spitze des Berges hintragen; bist du oben, so nimm dieses Messer, zerschneide die Haut, worauf die Vögel wegfliegen werden; ist dieses geschehen, so sieh auf mich herunter und ich werde dir sagen, was du zu tun hast.“

Mit diesen Worten gab er ihm die drei Laibe und einen kleinen Schlauch Wasser, nähte die Haut um ihn zu und ging weg. Sogleich kam das Junge eines Rochs und flog mit ihm auf den Berg. Als Hassan merkte, daß er droben war, spaltete er die Haut, schlüpfte heraus und sprach mit dem Magier von oben herunter. Als dieser seine Stimme hörte, tanzte er vor Freude und sagte: „Geh ein wenig rückwärts und sage mir, was du siehst.“ Hassan machte nur ein paar Schritte und erblickte viele faule Gebeine und Holz daneben. Der Magier aber rief hinauf: „Nun ist der Zweck erreicht! nimm sieben Scheite von diesem Holz.“ Als Hassan dies getan, sprach der Magier: „Du Hund! nun habe ich meinen Zweck erreicht, du magst nun sterben oder nicht!“ und ging fort. Hassan sagte: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen! Der Veruchte hat mich verraten.“

Dann stand er auf, wendete sich rechts und links und sprach: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen!“ Er ging dann auf dem Berge herum und dachte an den Tod. So kam er an das Ende des Berges und sah unter sich ein blaueschwarzes Meer, das Wellen schlug, die hohen Bergen glichen. Hassan setzte sich, las einiges aus dem Koran, betete zu Gott, daß er ihm entweder einen leichten Tod gebe oder ihn aus dieser Not befreie. Er sprach hierauf das Sterbegebet und sprang ins Meer. Der erhabene Gott ließ ihn glücklich vom Wind ins Meer tragen; der König aller Meere bewahrte ihn auch im Wasser und brachte ihn wieder ans Land; gepriesen sei er! Hassan fiel auf die Knie und dankte Gott; als dies geschehen war, ging er umher, um Früchte zu suchen, denn ihn hungerte; da bemerkte er, daß er sich gerade wieder an der Stelle befand, wo er früher mit dem Magier gewesen; er freute sich über sein Entkommen und pries den erhabenen Gott. Als er





weiter ging, sah er ein großes, sich hoch erhebendes Schloß: es war das, wovon der Magier ihm gesagt hatte, dort wohne sein Feind. Hassan ging hinein, denn er dachte: vielleicht finde ich hier Rettung; auch war die Thür offen und an dem Hausgange war eine Bank, auf der zwei Mädchen saßen; sie hatten ein Schachspiel vor sich und spielten.

Als eine von ihnen den Kopf in die Höhe hob und Hassan sah, schrie sie freudig: „Bei Gott, ein Mensch! Ich glaube, es ist der, den der Magier Bahram dieses Jahr gebracht hat.“ Als Hassan dies hörte, fiel er vor ihr nieder, weinte und sagte: „Es ist derselbe, Herrin! bei Gott! ich bin jener Glende.“ Hierauf sagte die Jüngere der beiden Mädchen: „Fasse wieder Mut, armer Jüngling! Deine Not ist vorüber; wir wollen dir beistehen mit allem, was wir haben und vermögen. Du kannst in unserm Schlosse weilen, solange es dir gefällt!“ Dann ergriff sie seine Hand und ging mit ihm ins Schloß; ihre Schwester folgte. Sie gaben Hassan reine und prächtige Kleider; dann stellten sie ihm kostbare Speisen vor, setzten sich zu ihm, aßen mit ihm und sagten: „Erzähle uns, wie es dir mit diesem ruchlosen Zauberer gegangen, seitdem du in seine Hand gefallen, bis zum Augenblicke deiner Befreiung; wir wollen dir dann auch unsere Abenteuer erzählen.“ Nachdem Hassan seine Geschichte beendet hatte, sprach die Jüngere: „Wisse, mein Bruder, wir sind Töchter eines mächtigen Königs der Djinn, der viele Truppen und Verbündete und abtrünnige Geister zu Dienern hat; seine zwei älteren Brüder sind Zauberer. Er hatte sieben Töchter, aber er wollte nicht, daß sie sich verheirateten. Er ließ einst seine Wesire und Freunde kommen und sagte ihnen: „Wißt ihr einen Ort, der weder von Menschen noch von Genien besucht wird, an dem aber doch viele Bäume, Früchte und Bäche sind?“ Sie antworteten: „Was willst du damit? Da ist

der Wolkenberg mit einem Schlosse, das ein Geist erbaute, der von unserm Herrn Salomon, Sohn Davids (Friede sei mit ihm!), dahin verwiesen worden ist; seitdem er umkam, ist es unbewohnt geblieben, weil es ganz einsam liegt. Rundherum sind Fruchtbäume, und Bäche fließen dort, deren Wasser süßer als Honig und frischer als Schnee ist; es hat noch nie ein Auszügiger davon getrunken, ohne sogleich geheilt worden zu sein.' Als mein Vater von diesem Orte hörte, schickte er uns mit seinen Truppen dahin und ließ uns mit allen nöthigen Speisen und Getränken versehen. Unsere Schwestern sind jetzt auf der Jagd in diesem blumigen Tale, worin unzählbare Gazellen und anderes Wild umherstreift. Es ist nun an uns die Reihe, für sie zu kochen."

Hassan freute sich, ward frohen Herzens und dankte Gott, der ihn diesen Weg der Rettung geführt hatte. Nach einer Weile kamen die übrigen Schwestern von der Jagd und freuten sich, als man ihnen von Hassan erzählte; sie gingen zu ihm, grüßten ihn und wünschten ihm zu seiner Rettung Glück.

Hassan lebte nun lange Monate in Frieden und Freude in dem prachtvollen Garten; nur der Gedanke an seine arme verlassene Mutter trübte sein Glück. Aber er wußte nicht, wie er zu ihr gelangen sollte und stellte alles Gott anheim, der ihn bis jetzt so wunderbar erhalten hatte.

Im folgenden Jahre kam der verruchte Magier Bahram wieder mit einem gefesselten Jünglinge in die Nähe des Schlosses. Hassan stand an einem Bache unter den Bäumen und sah ihn. Sein Herz klopfte und er ward blaß; er ging zu den Mädchen und sagte ihnen: „Bei Gott! meine Schwestern, helft mir diesen Verruchten mubeinigen, den wir jetzt leicht ergreifen können, denn er ist wieder mit einem jungen gefangenen Muselman da, den er auf alle Weise quält. Ich



will nun meine Blutrache an ihm nehmen, ihn töten, um eine belohnungswerte That zu vollbringen! Diesem Jüngling gebe ich seiner Heimat, seinen Verwandten und Freunden zurück: diese fromme That übe ich für euch, daß Gott euch dafür belohne." Die Mädchen sagten: „Wir gehorchen Gott und dir, o Bruder Hassan!" Sie verschleierten sich, zogen Kriegsgewänder an, umgürteten ihre Waffen, brachten Hassan ein vortreffliches Pferd und eine vollkommene Kriegsrüstung mit einem guten Schwerte und gingen auf den Magier zu.

Als sie in seine Nähe kamen, sahen sie, wie er schon ein Kamel geschlachtet und ihm die Haut abgezogen hatte, wie er den Jüngling peinigete und ihm sagte: „Stecke dich in diese Haut!" Hassan aber nahte sich unbemerkt von hinten und schrie ihn mit furchtbarer Stimme an: „Laß ab von diesem Jüngling! du Verruchter! du Feind Gottes und der Muselmänner!" Als der Magier sich umkehrte und Hassan sah, wollte er ihn wieder mit süßen Worten tänschen und sprach zu ihm: „O mein Sohn! wie hast du dein Leben gerettet? wie bist du vom Berge herunter gekommen?" Hassan antwortete: „Derjenige, der dein Leben in meine Hand geliefert hat, war der Retter; ich will dich nun foltern, wie du mich gefoltert, du Ungläubiger! du Gottloser! Nun bist du verloren; dir hilft kein Bruder und kein Freund mehr, dein Tod ist gewiß!" Der Magier sprach: „O mein Sohn Hassan! bei Gott! Nie will ich wieder Verrat an dir üben. Ich schwöre es dir!" Hassan aber ging auf ihn zu, zog das glänzende Schwert aus der Scheide, versetzte ihm einen Hieb auf den Nacken, und Gott sandte schnell seinen Geist in die Hölle; wehe einem solchen Aufenthalt! Hassan nahm den Sack, den der Magier bei sich hatte, öffnete ihn und zog die Trommel und den Schlegel heraus. Damit trommelte er, bis die Kamele wie der Blitz herbeigelaufen kamen. Hassan entfesselte den Jüngling, sattelte ihm ein Kamel, gab ihm

Lebensmittel auf die Reise und nahm Abschied von ihm. So rettete der erhabene Gott diesen Jüngling aus der Noth und führte ihn in seine Heimat zurück. Ein paar Tage nach diesem Vorfall erhob sich auf einmal ein mächtiger Staub aus der Wüste, der die ganze Luft verfiuhtete. Die Mädchen sagten zu Hassan: „Steh auf, geh auf dein Zimmer oder verbirg dich im Garten zwischen den Bäumen und Neben!“ Hassan verbarg sich auf seinem Zimmer, das sie hinter ihm verschlossen. Als dann der Staub sich legte, sah man, wie sich darunter eine Armee bewegte, die wie das Meer lärmte. Die Mädchen hießen die Truppen absteigen und bewirteten sie drei Tage lang. Sie fragten die Krieger, wie es ihrem Vater gehe und was sie Neues brächten. Sie antworteten: „Wir kommen, um euch im Namen des Königs zu einem Fest zu holen.“ Die Mädchen fragten: „Wie lange sollen wir abwesend bleiben?“ Sie antworteten: „Mit der Hin- und Herreise und dem Aufenthalte einen Monat.“ Die Mädchen gingen dann zu Hassan, beuachtigten ihn davon und sagten ihm: „Hassan, dieser Ort gehört dir, laß dir wohl sein und sei heiter! Fürchte nichts, es wird niemand zu dir kommen! Nur bitten wir dich bei unserer Freundschaft, öffne diese Thüre nicht, alles andere darfst du dir betrachten nach Herzenslust.“ Sie nahmen Abschied von ihm und zogen mit den Truppen fort.

Hassan ritt jeden Tag auf die Jagd und suchte sich die Zeit zu vertreiben, so gut es ging. Aber nach zehn Tagen ward seine Brust sehr beklommen, und er wußte nicht mehr, was er anfangen sollte. Er ging im Schlosse umher und durchsuchte alle Gemächer, worin er viele Schätze und Kostbarkeiten sah, doch hatte er keine Freude daran; auch ließ ihm sein Herz wegen der Thüre, die er nicht öffnen sollte, keine Ruhe. Endlich holte er die Schlüssel und öffnete die Thüre, fand aber nichts als mitten im Zimmer eine Treppe von kostbaren Steinen.

Hassan stieg die Treppe hinauf auf die Terrasse des Schlosses und dachte: dies ist der Ort, den ich nicht sehen sollte. Er ging auf der Terrasse umher und sah unter dem Schlosse schöne Wiesen, Gärten und Bäume, Blumen, Bäche, und in der Ferne das Meer, das hohe Wellen schlug. So ging er lange umher und sah sich nach allen Seiten um, bis er endlich an einen Pavillon kam, der mit allerlei Edelsteinen verziert war; der Fußboden bestand aus zwei Lagen Gold und einer Lage Silber. Mitten in diesem Pavillon war ein kleiner See, voll mit Wasser, und darüber ein Zelt von wohlriechendem Holze, mit goldenen Gittern. Auf der Seite des See's sah man einen Thron von Moeholz, mit Perlen, Edelsteinen und mit goldenen Stangen geschmückt; die Vögel zwitscherten auf den Bäumen in verschiedenen Sprachen und priesen den einzigen allmächtigen Gott. Als Hassan dies sah, war er höchst erstaunt und wußte nicht mehr, wo er war. Während er so in Verwunderung saß, kamen zehn Vögel aus der Wüste auf das Schloß zu; Hassan aber sah sie nach diesem Pavillon fliegen. Da er fürchtete, wenn sie ihn sähen, möchten sie entfliehen, stand er auf und verbarg sich vor ihnen. In einem Augenblicke ließen sie sich um den See herum nieder, um zu trinken. Dann legten sie ihre Federkleider ab und erschienen als die schönsten Jungfrauen der Welt. In kostbare Gewänder gekleidet, unterhielten sie sich bis zum Abend, scherzten und lachten. Eine von ihnen, die die Fürstin und die Oberste der Schar zu sein schien, sagte nun zu den anderen: „O ihr Prinzessinnen! es wird spät, wir haben noch weit und sind schon müde, kommt, laßt uns aufbrechen!“ Sie zogen hierauf alle zugleich ihre Federkleider an und flogen, wie sie gekommen waren, als Vögel davon.

Am andern Tag sah Hassan einen großen Staub sich aus der Wüste erheben; bald darauf erschienen die sieben Mädchen mit Soldaten, die sich im ganzen Schlosse verbreiteten. Hassan vertraute sich nun dem

jüngsten der Mädchen an, das sich immer besonders freundlich gegen ihn gezeigt hatte; er sagte ihr, daß er die verbotene Thür geöffnet und eine Fürstin von wunderbarer Schönheit gesehen habe; es sei sein höchster Wunsch, sie zur Gemahlin zu gewinnen, und er bat seine Freundin, ihm hierbei zu helfen. „Das wird nicht leicht sein“, antwortete das Mädchen, „denn wisse, mein Freund, dieses Mädchen ist die Tochter des mächtigsten Königs der Genien; auch unser Vater steht unter seiner Oberherrschaft. Indes — es gilt einen Versuch; merke dir aber wohl, was ich dir sage! Bleibe in der Nähe irgendwo sitzen, wo du sie sehen kannst, ohne von ihnen gesehen zu werden; wenn sie dann ihre Kleider ausziehen, so gib Acht, wo die Prinzessin ihr Federkleid hinlegt, nimm es und verwahre es wohl, denn nur mit diesem Kleide kann sie nach ihrem Reiche zurückkehren. Laß dich aber ja nicht von ihr bereden, wenn sie es zurückfordert; denn sobald sie ihr Kleid hat, bringt sie dich um, zerstört unser Schloß und tötet unsern Vater. Gehen dann die anderen Mädchen, daß das Kleid der Prinzessin gestohlen worden, so fliegen sie fort und die Fürstin muß zurückbleiben. Verwahre aber das Federkleid wohl; denn nur solange du dieses hast, ist sie in deiner Gewalt!“ Wie Hassan's Freundin es voransgesagt hatte, so geschah es. Lange Zeit wollte die Prinzessin von Hassan nichts wissen; endlich aber ward sie durch seine tiefe und unwandelbare Liebe gerührt, die Hochzeit ward mit Glanz und Pracht in dem Schloß der sieben Schwestern gefeiert, und Hassan hielt sich für den glücklichsten Menschen auf der ganzen Welt.

Während dieser Zeit hatte Hassan seine arme alte Mutter ganz vergessen. Vierzig Tage aber nach der Hochzeit erschien sie ihm im Traume, um ihn trauernd, ganz mager und blaß, und sagte ihm: „Mein Sohn Hassan, du lebst noch in dieser Welt und hast mich vergessen? Mein Sohn, sieh, wie ich durch deine Trennung geworden bin;

ich werde dich nie vergessen, bis zum Tode. Auch habe ich dein Grab in meinem Hause gebaut, weil ich dich nie vergessen will. Mein Sohn, wird mein Auge dich je wiedersehen? Werden wir, wie früher, vereinigt leben?" Bei diesen Worten erwachte Hassan, mit tränenden Augen, traurig und niedergeschlagen.

Als die Mädchen die Ursache seines Kammers hörten, weinten sie aus Mitleid mit ihm und sagten: „O unser Bruder, o Hassan! Niemand von uns wird dich abhalten wollen, deine Mutter zu besuchen, wir werden dir vielmehr noch mit allen unseren Kräften beistehen; doch unter der Bedingung, daß du dich nicht auf immer von uns trennst, sondern uns zweimal im Jahre besuchst.“ Als Hassan ihnen das bereitwillig versprochen hatte, machten sich die Mädchen auf und sorgten für seinen Proviant, sowie auch für allerlei kostbare Stoffe und Edelsteine für ihn und seine Gemahlin. Dann schlugen sie die Trommel, es kamen Kamele von allen Seiten her, aus denen sie die besten, die sie zur Reise brauchten, heranswählten; auch beluden sie fünf Maulesel mit verschiedenem Schmuck und Seltenheiten des Landes, und fünfundzwanzig mit Lebensmitteln und vielen Kostbarkeiten.

Die Mädchen bestiegen dann ihre Pferde und begleiteten die Prinzessin und Hassan drei Tage lang. Dann beschwor sie Hassan, sie möchten jetzt zurückkehren, worauf sie Abschied nahmen.

Hassan reiste indessen Tag und Nacht, durch Wüsten und Einöden und Berge und Täler, bis ihn Gott glücklich nach Bassora gelangen ließ.

Er klopfte an die Thüre seiner Mutter, und sie fragte: „Wer ist da?“ und Hassan antwortete: „Öffne nur!“ Sie öffnete die Thüre, und vor Freude über das unerwartete Wiedersehen fiel sie in Ohnmacht. Hassan pflegte sie, bis sie wieder zu sich kam, dann umarmte er sie, führte sie ins Zimmer und ließ auch sein Gepäck hineinbringen.



Dann setzten sie sich, und die Alte fragte Hassan, wie es ihm mit dem Perser gegangen. Er antwortete: „Es war kein Perser, sondern ein Magier, einer, der das Feuer und nicht den allmächtigen Herrn anbetet.“ Er erzählte ihr dann, wie er von diesem Bösewicht behandelt worden, wie er ihm entkommen und die Mädchen gefunden habe, sodann, wie er zu der Prinzessin gekommen sei, und zuletzt, wie er seine Mutter im Traum gesehen, wodurch ihn endlich Gott wieder mit ihr vereinigt habe. Seine Geschichte erstaunte sie sehr, und sie dankte Gott für seine Rettung. Begierig wandte sie sich dann nach dem Gepäck, das Hassan mitgebracht hatte, und ließ sich beschreiben, worin es bestehe. Endlich näherte sie sich auch der Prinzessin, um sie näher kennenzulernen, und sie bewunderte ihre Schönheit nicht weniger als ihr anmutiges Wesen. Noch einmal dankte sie Gott für die Rettung ihres Sohnes, küßte der Prinzessin die Hände und Stirne und gab ihr die freundlichsten Worte.

Am folgenden Morgen ging die Prinzessin nach dem Basar und kaufte ihrer Schwiegermutter zehn Paar Kleider von den kostbarsten Stoffen der Stadt und schenkte ihr auch andere Kleinodien. Einige Zeit darauf sagte Hassans Mutter zu ihrem Sohn:

„Mein Sohn! Wir können mit unserem vielen Gelde nicht in dieser Stadt wohnen bleiben, denn du weißt, daß wir arm waren, die Leute werden uns daher als Zauberer ansehen und uns nicht in Ruhe lassen; laß uns daher lieber in die Friedensstadt nach Bagdad ziehen; dort, wo wir unter dem Schutze des Kalifen leben, errichdest du ein Handelsgeschäft, führst dabei einen frommen Lebenswandel, wie es einem Manne ziemt, dem Gott ein so großes Vermögen geschenkt und den er auf eine so wunderbare Weise erhalten hat.“ Hassan stimmte diesem Rate bei, ging sogleich an den Tigris und mietete ein Schiff nach Bagdad, ließ all sein Geld und seine Habe, seine Mutter und seine



Gemahlin dahin bringen, verkaufte sein Haus, bestieg das Schiff und segelte in zehn Tagen mit günstigem Winde nach Bagdad. Sobald sie ankamen, ging Hassan in die Stadt und mietete ein Magazin in einem Khan, wohin er sein Gepäck und seine Lente brachte, um dort zu übernachten. Am folgenden Morgen kleidete er sich um, ging durch die Stadt und ließ sich zu einem Makler führen. Der Makler fragte ihn, was er von ihm wolle. „Ich will ein schönes, neues, geräumiges Haus kaufen“, erwiderte Hassan. Der Makler zeigte ihm die Häuser, die er feil wußte, und Hassan, dem ein Haus, das einem Wesir gehört hatte, am besten unter allen gefiel, kaufte es für 1050 Denare. Er kehrte dann in den Khan zurück und brachte seine Leute und alles, was er dort hatte, in sein neugekauftes Haus.

Hassan lebte nun drei Jahre lang recht vergnügt mit seiner Frau, die ihm zwei Knaben schenkte; den einen nannte er Nasser und den anderen Mansur. Nach dieser Zeit sehnte er sich nach seinen Freundsinnen, den Mädchen, die ihm so viel Gutes erwiesen; er ging daher aus und kaufte allerlei Dinge, die er bei ihnen vermißt hatte, Süßigkeiten, Kleidungsstücke, Zucker, Früchte usw., und brachte es nach Hause. Als seine Mutter ihn fragte, wozu er dies gekauft, sagte er: „Ich habe beschlossen, meine Schwestern zu besuchen, die mir so viele Wohltaten erzeigt und denen ich nebst Gott mein ganzes Glück zu verdanken habe; ich will mich dankbar gegen sie zeigen, und, so Gott will, kehre ich bald wieder zurück.“ Die Mutter konnte ihre Einwilligung nicht versagen, sie bat ihren Sohn nur, nicht lange wegzubleiben. Hassan bat seine Mutter, das Federkleid, das er in einer Kiste unter dem Magazine verborgen hatte, wohl zu verwahren, daß seine Frau es nicht entdecke und mit ihren Kindern davon gehe und nie wiederkehre. „Hüte dich“, sagte er, „mit irgend jemandem davon zu sprechen, denn wie leicht könnte es ihr wieder zu Ohren kommen. Du weißt, daß

sie die geliebte Tochter eines großen Königs ist, der viele Truppen und Verbündete hat und dem viele Priester und Zauberer gehorchen. Erweise ihr alle möglichen Liebesdienste, aber lasse sie durch keine Thür, durch kein Fenster und durch keine Wand sehen. Stößt ihr durch deine Vernachlässigung ein Unglück zu, so töte ich mich vor Verzweiflung.“

— „Gott bewahre!“ rief Hassans Mutter; „bin ich denn von Sinnen, daß du mir derartiges anzuempfehlen brauchst? Reise nur ruhig fort und kehre in Frieden wieder, du wirst sie wiedersehen, und sie wird dir selbst erzählen, wie ich mich gegen sie benommen habe; ich bitte dich nur, bleibe nicht länger ans, als du zur Reise brauchst.“

Nun wollte das Schicksal, daß die Prinzessin diese ganze Rede mit anhörte. Hassan, der sie nicht bemerkt hatte, ging ruhig zur Stadt hinaus, schlug die Trommel des Magiers, und es kamen zwanzig Kamele, die er mit allerlei Kostbarkeiten aus Irak belud. Er sagte dann seiner Mutter, seiner Frau und seinen Kindern, von denen das eine zwei Jahre und das andere ein Jahr alt war, Lebewohl. Noch einmal empfahl er seiner Mutter, das Federgewand wohl zu verwahren; dann bestieg er sein Pferd und schlug den Weg nach dem Schlosse der Schwestern ein. Er reiste Tag und Nacht durch Täler und Berge und Wüsten zehn Tage lang, bis er endlich zu dem Schlosse gelangte.

Hassans Besuch überraschte seine Freundinnen sehr angenehm, und nicht minder erfreut waren sie, als sie die kostbaren Geschenke sahen, die ihnen Hassan aus seiner Heimat mitgebracht hatte. Nach der herzlichsten Bewillkommung führten sie Hassan wieder in sein altes Zimmer und erkundigten sich nach seiner Mutter und Gemahlin.

Drei Monate brachte Hassan bei seinen Freundinnen zu und ahnte nichts von dem, was sich inzwischen zu Hause ereignete.

Am ersten Tage nach seiner Abreise sagte die Prinzessin zu seiner

Mutter: „O Herrin! Ich bin nun schon drei Jahre hier, und noch bin ich in kein Bad gekommen.“ Hassans Mutter antwortete: „O meine Gebieterin, o Prinzessin, so Gott will, wenn dein Gemahl kommt, werde ich ihn bewegen, daß er dir nach Wunsch ein Bad einrichten lasse.“

Die Prinzessin weinte dann und seufzte und jammerte über ihre Einsamkeit und ihre Trennung von den Ihrigen so lange, bis Hassans Mutter sie bemitleidete und, sich in den Willen des erhabenen Gottes fügend, alles, was man zum Bade braucht, zusammenpackte und am folgenden Morgen mit der Prinzessin und ihren Kindern ins Bad ging. Hier wurde sie von einer Sklavin der Gemahlin des Sultans erblickt, die ihrer Herrin die Schönheit der Fremden nicht genug rühmen konnte. Subeida, die Gemahlin des Kalifen, wurde neugierig und ließ ihren Diener Masrur kommen und sagte zu ihm: „Weißt du wohl, Masrur, warum ich nach dir geschickt habe?“ Er sagte: „Nein, bei deiner Gnade, meine Herrin!“ — „Ich habe dich rufen lassen“, versetzte sie, „damit du mir die schöne Frau bringst, die im Hause des Wesirs wohnt, welches zwei Tore hat; geh schnell und bring auch die Alte und die Kinder mit, säume nur nicht, denn ich erwarte sie mit Ungeduld!“ Mit den Worten: „Hören ist gehorchen!“ verließ sie Masrur und ging sogleich nach dem Hause des Wesirs und klopfte an die Türe. Hassans Mutter kam heraus und fragte: „Wer ist da?“ Masrur antwortete: „Ein Diener des Kalifen.“ Als sie ihm die Türe öffnete, begrüßte er sie, und auf ihre Frage, was er begehre, sagte er: „Die Frau Subeida, Gemahlin Harun Arraschids, läßt dich und deine Schwiegertochter und ihre Kinder zu sich bitten. Die Frauen, die deine Schwiegertochter im Bade gesehen, haben ihr nämlich so viel von ihr erzählt, daß sie sie zu sehen wünscht.“ — „O mein Herr Masrur!“ rief die Alte, „wir

sind hier fremd, und mein Sohn, der gestern abgereist ist, hat mir streng verboten, mit seiner Frau auszugehen oder sie jemandem zu zeigen. Ich fürchte sehr, es möchte ihr was zustoßen, und wenn dann mein Sohn zurückkehrt, wird er sich und mich umbringen. Ich erbitte mir als Wohlthat, fordere nicht, was ich nicht gewähren kann." —

„O meine Dame!“ versetzte Masrur, „wüßte ich, daß dir irgendeine Gefahr drohte, ich würde dich nicht zum Mitgehen auffordern; aber die Frau Subeida will euch nur sehen, dann könnt ihr wieder nach Hause gehen. Fürchte nichts, du wirst es nicht bereuen; ich werde, so Gott will, euch alle unverfehrt zurückbringen.“ Da die Mutter Hassans nicht widerstehen konnte, umschleierte sie die junge Frau und ging mit ihr und ihren Kindern vor Masrur her nach dem Schlosse des Kalifen. Masrur stellte sie der Frau Subeida vor, welche, sobald die Prinzessin sich vor ihr verbeugt hatte, ihr sagte: „Entschleierte dich doch, ich will das Gesicht sehen, das alle Frauen bezaubert hat.“ Die Prinzessin küßte die Erde vor ihr und enthüllte ihr Antlitz, das den Mond am Himmel beschämte.

Die Frau Subeida und alle übrigen Anwesenden blickten sie mit Bewunderung an; ihr strahlendes Gesicht beleuchtete das ganze Schloß, so daß alle Frauen, die zugegen waren, ganz bezaubert wurden von ihrer Schönheit. Die Frau Subeida schenkte ihr eines ihrer kostbarsten Kleider und den herrlichsten Schmuck dazu, umarmte sie, ließ sie neben sich sitzen, hing ihr eine Halskette mit Diamanten um und sagte: „Du gefällst mir gar zu gut und machst mir viele Freude, o schöne Dame! Außere nur einen Wunsch gegen mich, es soll dir nichts versagt werden.“ — „Ich bitte dich, meine Herrin!“ sagte die Prinzessin, „befiehl meiner Schwiegermutter, daß sie dir mein Federkleid bringe, ich will es vor dir anziehen, du sollst dann sehen, wie ich vor dir herumfliege, worüber du dich wundern wirst.“ Die Frau Su-

beida fragte: „Wo ist dein Federkleid?“ — „Es ist bei meiner Schwiegermutter verborgen“, versetzte die Prinzessin, „lasse dir es nur herbringen.“ Die Frau Cubeida, begierig, die unerhörten Künste der Prinzessin zu sehen, beschwor die Alte bei ihrem Leben, ihr das Federkleid zu holen, und versprach ihr, sie wolle es ihr wieder zurückgeben lassen. „Die Frau lügt“, erwiderte die Alte. „Gibt es wohl einen Menschen, der Federn hat und fliegen kann?“ Aber die Prinzessin sagte: „Bei deinem Leben, meine Herrin! Es ist in ihrer Schatzkammer in einer Kiste verborgen.“ Da nahm die Frau Cubeida eine diamantene Kette von ihrem Halse und zog einen kostbaren Ring aus ihren Ohren und überreichte sie der Alten, indem sie zu ihr sagte: „Bei meinem Haupte, geh und hole ihr das Federgewand, daß wir uns eine Weile an ihr ergözen, dann sollst du es wieder haben.“ Als die Alte nochmals beteuerte, sie habe kein derartiges Kleid gesehen und wisse nicht, was sie meine, machte sich die Frau Cubeida über sie her, schrie sie an, nahm ihr den Haus Schlüssel, gab ihn Masrur mit dem Befehle, damit in ihr Haus zu gehen, die Thür ihrer Schatzkammer einzubrechen und darin so lange zu graben, bis er eine Kiste finde; diese sollte er aufbrechen und ihr bringen, was darin sei. Als Masrur mit dem Schlüssel fortging, folgte ihm die Alte traurig und bereute es, ihre Schwiegertochter ins Bad geführt zu haben, weil sie einsah, daß sie es nur aus Ehlanheit gewünscht hatte. Sie öffnete selbst die Schatzkammer, und Masrur grub die Kiste hervor, nahm das Federkleid heraus, legte es in ein Tuch und brachte es der Frau Cubeida. Diese betrachtete es von allen Seiten und es gefiel ihr sehr, denn es war mit vieler Kunst gearbeitet. Sie fragte dann die Prinzessin: „Ist dies dein Federkleid?“ Und als ihre Frage bejaht wurde, überreichte sie es ihr. Die Prinzessin freute sich sehr, als sie ihr Kleid noch fand wie es war, sie entfaltete es, nahm



ihre Kinder zu sich, umhüllte das Gewand und ward nach des erhabenen Gottes Bestimmung wieder ein Vogel. Die Frau Subeida und alle Anwesenden waren höchst erstaunt, als die Prinzessin sich hin und her schwang, wie ein Vogel einherschritt und mit den Flügeln flatterte. Sie fragte mit klarer Zunge: „Gefällt euch dies?“ Die Anwesenden antworteten: „O ja, Herrin der Schönheit, was du machst, ist schön.“ Da sagte sie: „Das ist aber noch schöner“, und breitete ihre Flügel aus und flog mit ihren Kindern auf die Terrasse des Schlosses.

Nun rief ihr Subeida zu: „Komm jetzt wieder zu uns herunter, daß wir uns an deiner Unterhaltung erfreuen, o Herrin der Schönheit!“ Aber sie antwortete: „Weit entfernt, die Vergangenheit kehrt nicht wieder.“ Dann sagte sie, zur Alten sich wendend: „O Mutter des armen traurigen Hassan! Bei Gott, es wird mir fern von dir unheimlich werden; was aber deinen Sohn betrifft, so sage ihm: wenn er mich wiedersehen wolle, so möge er zu mir auf die Insel Waß Waß kommen.“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als sie mit ihren Kindern davonflog. Da schlug sich Hassans Mutter ins Gesicht und schrie und weinte, bis sie in Ohnmacht fiel. Als sie wieder zu sich kam, sagte sie zur Frau Subeida: „Was hast du getan, o Herrin!“ Diese antwortete: „Ich wußte nicht, daß es solche Folgen haben würde. Hättest du mir ihre Geschichte erzählt und mich mit ihren Umständen bekanntgemacht, so hätte ich nicht auf meinem Wunsche bestanden; ich wußte ja nicht, daß sie fliegen kann, sonst hätte ich sie das Federkleid nicht anziehen lassen oder hätte sie die Kinder nicht zu sich nehmen lassen; doch jetzt hilft alles Verede nichts mehr, ich bitte dich daher, mir darum nicht zu grollen.“ Da die Alte sich nicht zu helfen wußte, sagte sie: „Ich spreche dich von jeder Schuld frei“, ging wieder nach Hause, schlug sich ins Gesicht, bis sie in Ohnmacht fiel. Und als sie wieder zu







sich kam, sprach sie voller Sehnsucht nach der Prinzessin, den Kindern und ihrem Sohne folgende Verse:

„Eure Entfernung von der Heimat entlockt mir bittere Tränen. Ich weine laut wegen der Sehnsucht, welche die Trennungsschmerzen in mir angefacht, und die Tränen machen meine Augenlider wund. Oh, kehrtet ihr doch zur treuen Liebe wieder, dann würde sich die Zeit für mich verkürzen.“

Sie ließ dann drei Grabmäler in ihrem Hause bauen, und weinte darauf Tag und Nacht.

Als Hassan nun wieder zu seiner Mutter kam, fand er sie mager und abgezehrt vom vielen Wachen und Weinen und Fasten, und so schwach, daß sie ihm seinen Gruß nicht einmal erwidern konnte. Tränen waren ihre einzige Antwort, als er sie nach seiner Frau und seinen Kindern fragte. Hassan durchsuchte ungeduldig das ganze Haus, und da er keine Spur von ihnen fand, ward sein Herz beklommen, und ganz außer sich lief er in seine Schatzkammer. Da fand er die zerbrochene Kiste und zweifelte nicht mehr daran, daß seine Frau ihr Federkleid genommen habe und mit ihren Kindern davongeflogen sei. Er ging zu seiner Mutter, die sich indessen wieder ein wenig erholt hatte, und fragte sie noch einmal nach seiner Frau und seinen Kindern. Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Mein Sohn, Gott vermehre dein jenseitiges Wohl für diesen Verlust! Hier sind ihre drei Gräber.“ Als er dies hörte, stieß er ein jämmerliches Geschrei aus, fiel in Ohnmacht und blieb von morgens bis mittags bewußtlos liegen. Seine Mutter blieb neben ihm sitzen und weinte über ihn, denn sie glaubte nicht, daß er wieder zu sich kommen würde. Endlich erwachte er wieder; da schlug er sich ins Gesicht, weinte, zerriß seine Kleider und wußte in

seiner tiefen Verzweiflung nicht, was er beginnen sollte. Endlich kam er wieder so weit zur Besinnung, daß er seine Mutter bitten konnte, ihm alles, was vorgefallen war, mitzuteilen. Nun erzählte ihm seine Mutter die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende, dann setzte sie zu ihrer Entschuldigung hinzu: „Hätte die Prinzessin nicht so sehr geweint, daß ich fürchtete, du möchtest bei deiner Rückkehr mir zürnen, daß ich sie nicht ins Bad geführt, so wäre sie nie wieder zu ihrem Kleide gelangt; und auch dann hätte sie es nicht wieder erhalten, wenn nicht die Frau Subeida mit Gewalt mir den Schlüssel genommen und ihn Masrur gegeben hätte. Was konnte ich tun? Du weißt doch, daß niemand mächtig genug ist, um dem Kalifen zu widerstehen. Ich war ja ganz allein; du, mein Schutz und Schirm, warst in weiter Ferne. So kam es denn, daß sie wieder ihr Federkleid erhielt, mit dem sie samt ihren Kindern und dem von der Frau Subeida erhaltenen Schmucke davonslog. Doch sagte sie mir noch von der Terrasse herunter: Wenn dein Sohn mich wiedersehen will, so soll er zu mir nach den Inseln Wak Wak kommen.“ Nun weißt du alles, was in deiner Abwesenheit vorgefallen ist. Friede sei mit uns!“

Als die Alte ausgeredet hatte, stieß Hassan einen lauten Schrei aus, rief nach seiner Frau und seinen Kindern, klagte sich selbst an, daß er weggereißt wäre, ohne das Federkleid mitzunehmen; dann fiel er wieder in Ohnmacht und blieb bewußtlos, bis der Tag zu Ende ging. Als er wieder zu sich kam, schlug er sich ins Gesicht, krümmte sich wie eine Schlange auf dem Boden umher und wollte keinen Trost annehmen. Endlich fiel er aus Erschöpfung gegen den Morgen zu in einen leichten Schlummer; da sah er im Traume seine Frau, welche sehr betrübt war und ihre Flucht zu bereuen schien.

Des Morgens war Hassan noch niedergeschlagener als zuvor, und so lebte er einen ganzen Monat lang trostlos fort. Dann beschloß er

zu seinen Freundinnen zu reisen, um bei ihnen Rat zu holen; er schlug die Trommel, da kamen die Kamele gelaufen, er bestieg eines derselben und belud die übrigen mit Geschenken für seine Freundinnen, empfahl seiner Mutter das Haus, nahm Abschied von ihr und ritt nach dem Wolkenberge, vor das Schloß der Mädchen. Als er vor ihnen mit den Geschenken erschien, freuten sie sich und hießen ihn willkommen, doch sagten sie: „Da du uns erst vor einem Monat verlassen, so hat deine schnelle Rückkehr gewiß eine besondere Ursache.“ Hassan erzählte ihnen hierauf alles, was sich während seiner Abwesenheit in Bagdad ereignet hatte.

Als das jüngste der Mädchen diese Worte hörte und ihn wieder in Ohnmacht sah, setzte sie sich neben ihn und weinte; auch die übrigen Schwestern weinten mit. Nach und nach erholte sich Hassan wieder, und als er mit seiner Erzählung, die er unter Schluchzen und Weinen vorgebracht hatte, zu Ende war, fragten ihn seine Freundinnen, ob seine Gemahlin beim Wegfliegen seiner Mutter nichts gesagt habe? Hassan antwortete: „Sie hat gesagt, wenn ich mich nach ihr sehne, so soll ich zu ihr auf die Inseln Waß Waß kommen.“ Die Mädchen winkten einander zu, als sie dies vernahmen, sahen einander an, schüttelten den Kopf, beugten ihn, hoben ihn dann wieder auf und sagten: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen. Strecke deine Hand gegen den Himmel aus, und so wenig als du ihn erreichen kannst, kannst du wieder zu deiner Gattin und deinen Kindern gelangen. Aber fasse dich und verzage nicht, wer Geduld hat, erreicht sein Ziel.“

Wer zehn Jahre leben soll, stirbt nicht im siebenten; das Weinen und Trauern macht nur krank, sei munter und gescheit und bleibe ruhig bei uns, bis wir, so Gott will, ein Mittel finden, dich mit deiner Gattin und deinen Kindern wieder zu vereinigen.“

Die Freundinnen Hassans hatten einen Dheim, der ungeheurere Macht besaß und seine Nichten zärtlich liebte. Dieser durfte aber, wenn er nicht von selbst erschien, nur jedes Jahr einmal durch Weihrauch, den er ihnen gegeben hatte, herbeigerufen werden. Als nun der Monat Muharrem des neuen Jahres vorüber war und der Dheim nicht ankam, sagte die ältere Schwester zur jüngeren: „Gib ein wenig Weihrauch her aus dem Beutel, den uns der Dheim geschenkt, und zünde Feuer an.“ Die Kleine tat dies freudig, und kaum hatte die ältere Weihrauch aufs Feuer gelegt und dabei an ihren Dheim gedacht, da erhob sich ein mächtiger Staub aus der Wüste, und es kam ein alter Mann zum Vorschein, auf einem Elefanten dahertretend. Die Mädchen freuten sich sehr mit ihm, grüßten, umarmten, küßten ihn, setzten sich um ihn herum und fragten ihn, warum er diesmal so lange ausgeblieben? Er antwortete: „Ich war bisher beschäftigt, wollte mich aber eben auf den Weg machen, als ich euern Weihrauch roch, da warf ich mich schnell auf einen Elefanten und eilte hierher. Und nun, was wollt ihr von mir, meine Nichten?“ — „Du weißt“, antwortete die Älteste, „wir haben dir einmal von unserem Freunde Hassan erzählt, den der Magier Bahram hierhergebracht, und von der Prinzessin, die er geheiratet und in seine Heimat geführt hat.“ — „Zarwohl, ich erinnere mich“, versetzte der Dheim, „und was ist ihm denn geschehen?“ — „Die Prinzessin“, fuhr die Nichte fort, „ist ihm untreu geworden und mit den zwei Kindern, die sie ihm geschenkt, davongeflogen, während er bei uns war. Beim Wegfliegen hat sie seiner Mutter gesagt: ‚Wenn dein Sohn sich nach mir sehnt, so komme er zu mir auf die Inseln Wak Wak.‘“ Als der Dheim dies hörte, schüttelte er den Kopf und biß sich auf die Finger, beugte den Kopf eine Weile zur Erde; dann antwortete er: „O meine Nichten, der junge Mann ist verloren, wenn er sich den



schrecklichen Gefahren dieser Reise aussetzt; er kann nie nach den Inseln Waſ Waſ gelangen." Die Mädchen riefen dann Hassan hervor, er grüßte den Alten, küßte ihm den Kopf und setzte sich neben ihn. Da sagten die Mädchen zu ihrem Oheim: „Erkläre Hassan selbst, was du uns eben gesagt." Der Alte begann: „Mein Sohn, gib deine peinigenden Wünsche auf! Strecke deine Hand gegen den Himmel aus: kannst du ihn erreichen, so gelangst du auch wieder zu deiner Gattin und deinen Kindern. Niemals wirst du auf die Inseln Waſ Waſ kommen, und hättest du fliegende Genien und wandernde Sterne bei dir; denn zwischen dir und diesen Inseln liegen sieben Meere, sieben Täler und sieben himmelhohe Berge. Wie willst du dahingelangen? Wer soll dich dahinbringen? Ich beschwöre dich bei Gott, laß von der ganzen Sache ab und denke dir, deine Frau und Kinder seien gestorben; härme dich nicht weiter ab: das ist mein Rat, wenn du ihn annehmen willst."

Als Hassan dies hörte, weinte er, bis er in Ohnmacht fiel; die Mädchen weinten um ihn herum, und die Jüngste zerriß ihre Kleider und schlug sich ins Gesicht, bis sie bewußtlos zu Boden sank. Der Alte, gerührt von ihrer Theilnahme an ihres Freundes Unglück, versprach ihnen seinen Beistand, und sich zu Hassan wendend, rief er ihm zu: „Fasse Mut und sei unverzagt, dann kannst du mit Gottes Willen noch zur Erfüllung deiner Wünsche gelangen. Folge mir nur!" Hassan machte sich auf, nahm von den Mädchen Abschied, die sich sehr freuten, daß ihr Oheim sich seiner annehmen wollte, und setzte sich hinter dem Alten auf den Elefanten. Nachdem sie drei Tage und drei Nächte so schnell wie der Bliß dahingeflogen waren, kamen sie an einen hohen Berg, dessen Steine ganz blau waren. Mitten im Berge war eine Höhle mit einer eisernen Thüre. Der Alte ergriff Hassans Hand, ließ den Elefanten los und klopfte an die Thüre der Höhle.

Da kam ein schwarzer, kahler Sklave heraus, der wie ein Teufel ausah, in der rechten Hand ein Schwert und in der linken einen Schild trug; sobald er aber den Alte erkannte, warf er Schwert und Schild weg und küßte ihm die Hand. Der Alte nahm dann Hassan mit in die Höhle, und der Sklave schloß die Türe hinter ihnen. Die Höhle, in welche sie eingetreten, war sehr geräumig, und ein gepflasterter Weg in ihrer Mitte führte sie in einer halben Stunde nach einer großen Ebene. Als sie diese durchschritten hatten, kamen sie an ein Gitter mit zwei großen Türen aus Messing gegossen. Der Alte öffnete eine Türe und sagte zu Hassan: „Bleib' hier an der Türe sitzen! Hüte dich aber, sie zu öffnen, bevor ich zurückkehre und dir die Erlaubnis mitbringe.“ Er ging nun zur Türe hinein, blieb eine Weile aus, kam dann mit einem schwarzen, rundleibigen, leichtfüßigen Pferde heraus, das so schnell lief, daß sein eigener Staub es nicht erreichen konnte, und das schon gesattelt und gezäumt war. Dieses führte der Alte Hassan zu und ließ es ihn besteigen. Sie ritten dann miteinander durch die zweite Türe und kamen in eine große Wüste; hier zog der Alte einen Brief hervor und sagte zu Hassan: „Reite jetzt auf deinem Pferde fort, wohin es dich führt. Bemerkst du dann, daß es an der Türe einer Höhle wie diese stehen bleibt, so steig ab, lege ihm den Zaum auf den Sattelknopf und laß es frei; es wird dann allein in die Höhle gehen. Du aber mußt außen stehenbleiben und darfst fünf Tage lang nicht von der Stelle weichen. Am sechsten Tage wird ein alter, ganz schwarz gekleideter Greis mit langem, weißen Barte zu dir herankommen, küsse ihm sogleich die Hand und berühre deinen Kopf mit dem Saume seines Kleides und weine vor ihm, bis er dich fragt, was du willst. Du gibst ihm dann diesen Brief, den er, ohne ein Wort zu sagen, dir abnehmen und dich dann wieder allein lassen wird. Du mußt nun abermals fünf Tage warten; kommt dann





am sechsten Tage der Alte selbst wieder zu dir heraus, so wisse, daß dein Wunsch erfüllt wird; kommt aber einer seiner Söhne, so wisse, daß er dich umbringen will. Friede sei mit uns! Fürchtest du also für dein Leben, so begib dich nicht in diese Gefahr, besteige lieber meinen Elefanten wieder, der soll dich zu meinen Nichten bringen, und diese werden dich mit den nötigen Lebensmitteln zur Rückkehr nach deiner Heimat versehen. Du kannst tun, was du willst, doch weißt du wohl, mein Sohn, daß, wer nicht viel wagt, auch nicht viel zu erwarten hat."

Hassan erwiderte dem Alten: „Wie kann mich das Leben frenen, so lange meine Gattin und meine Kinder fern von mir leben? Nie werde ich Ruhe finden; bei Gott, ich kehre nicht zurück, bis ich sie wiedergefunden oder der Tod mich erreicht."

Der Alte sah wohl, daß Hassan von seinem Vorhaben nicht ablassen und jeder Gefahr trogen wollte; indessen sagte er ihm doch noch: „Wisse, mein Sohn, die Inseln Waß Waß bestehen aus sieben Inseln; auf den ersten sechs befinden sich mächtige Scharen von Jungfrauen, die letzte aber ist von Genien, Teufeln, abtrünnigen Geistern und Zauberern bewohnt, und bisher ist noch nie jemand zu ihnen gelangt und wieder zurückgekehrt. Darum beschwöre ich dich bei Gott, mein Sohn, reise wieder zu den Deinigen zurück, denn deine Gattin ist die Tochter des Königs der sieben Inseln; wie willst du zu ihr kommen? Gehorche mir, mein Sohn, vielleicht gibt dir Gott eine bessere statt ihrer." Aber Hassan erwiderte: „Bei Gott, mein Herr, wenn man mich in Stücke zerrisse, würde ich sie doch nur immer mehr lieben; ich will nach diesen Inseln gehen und nicht anders als mit meiner Gattin und meinen Kindern umkehren, so Gott will." Der Alte fragte zum letzten Male: „Willst du durchans dahin gehen?" Hassan, dessen Herz daran hing, das Pferd zu besteigen, antwortete: „Ja,

ich bitte dich um deine Hilfe und dein Gebet für mich, vielleicht wird mich Gott wieder mit den Meinigen vereinen."

Noch einmal suchte der Alte Hassan zur Rückkehr zu bewegen, indem er ihm sagte: „Mein Sohn, du hast eine Mutter, laß sie die Schmerzen deines Unterganges nicht empfinden!“ Hassan schwur nochmals, er würde nie ohne seine Gattin und Kinder zurückkehren, lieber wolle er sterben.

Als der Alte sah, daß er entschlossen sei, lieber zu sterben, als sein Vorhaben aufzugeben, wünschte er ihm Glück zur Reise, empfahl ihm noch einmal, was er tun sollte, und überreichte ihm den Brief, indem er ihm sagte, er habe ihn in diesem Briefe seinem Lehrer und Meister, dem Scheich Abu Nisch, dem Enkel des Iblis, empfohlen, dem Menschen und Genien ergeben sind. Hassan nahm dann Abschied und ließ dem Pferde die Zügel, und es flog mit ihm schneller als ein Blitz zehn Tage lang fort. Da sah Hassan einen großen Berg, schwarz wie die Nacht, der den ganzen Horizont von Osten bis Westen einnahm. Als er in die Nähe des Berges kam, fing sein Pferd an, unter ihm zu wiehern. Da kam eine unzählbare Menge Pferde, so viel wie Regentropfen, herbeigeströmt, so daß Hassan sich sehr fürchtete. Aber sein Pferd ging immer weiter ins Gebirge, bis es an die Höhle kam, die ihm der Alte beschrieben hatte. Hassan stieg vor der Tür ab und hing die Zügel um den Sattelnopf; das Pferd trat in die Höhle, und Hassan blieb außen stehen, nachdenkend, wie das wohl enden würde. So brachte er fünf Tage und fünf Nächte weinend, traurig und schlaflos zu. Er dachte an seine Entfernung von seiner Heimat und allen Seinigen und machte sich tausenderlei Gedanken.

Am sechsten Tage kam der alte schwarzgekleidete Scheich Abu Nisch zu Hassan; sobald dieser ihn sah und der ihm gemachten Schilderung



nach erkannte, warf er sich ihm zu Füßen, legte den Saum seines Kleides auf seinen Kopf und weinte und jammerte. Der Alte fragte ihn: „Was ist dein Verlangen, mein Sohn?“ Hassan antwortete: „Es ist in diesem Briefe ausgedrückt“, und überreichte ihm das Schreiben. Der Alte nahm es ihm ab, sprach kein Wort und ging wieder in die Höhle zurück. Hassan blieb, wie ihm befohlen worden, an der Türe stehen und weinte fünf Tage lang und war sehr betrübt über seine Einsamkeit. Am sechsten Morgen kehrte endlich der Alte weiß gekleidet zurück und gab Hassan ein Zeichen, daß er ihm folge; Hassan ging freudig mit ihm in die Höhle, denn schon ahnte er, daß sein Verlangen in Erfüllung gehen würde. Nach einer halben Tagereise kamen sie an eine gewölbte, mit Edelsteinen besetzte Thür von Stahl. Der Alte öffnete und ging mit Hassan hinein. Da kamen sie durch sieben Gänge und Zimmer mit goldverzierten Steinen gepflastert; dann traten sie in einen großen Saal mit Marmor belegt, in dessen Mitte ein Garten war, mit allerlei Bäumen, Blumen und Früchten bepflanzt; die Vögel sangen auf den Bäumen und priesen die Macht des Schöpfers. In jeder Ecke des Saales war ein Springbrunnen angebracht mit goldenen Löwen, aus deren Munde Wasser hervorquoll. Auf jeder Seite des Saales stand ein Divan, auf dem ein Scheich saß mit vielen Büchern und goldenen Rauchpfannen und Weihrauch vor sich, und um jeden dieser Männer bildete sich ein Kreis von anderen Männern, die in den Büchern lasen. Hassan und sein Führer wurden ehrerbietig empfangen, und dieser gab den Scheichs ein Zeichen, daß sie ihre Umgebung entlassen möchten. Als dies geschehen war, setzten sie sich zu ihm und fragten ihn, wen er bei ihnen einführe. Der Alte sagte hierauf zu Hassan: „Erzähle du ihnen selbst deine Geschichte von Anfang bis zu Ende.“ Hassan erzählte weinend alles, was ihm widerfahren. Als er zu Ende war, sagten

die Männer: „Ist der es also, den der Magier Bahram in einer Kamelhaut von Adlern auf den Wolfenberg bringen ließ?“ — „Ich bin derselbe“, wiederholte Hassan. Sie wendeten sich dann an seinen Führer mit den Worten: „O Oberster aller Scheichs, wie ist er vom Berge heruntergekommen, auf den ihn Bahram gebracht, und was hat er dort gesehen?“ Der Alte sagte wieder zu Hassan: „Gib diesen Scheichs Auskunft über alles, was du weißt.“ Als dies geschehen war, sagten die Scheichs, von Hassans Erzählung tief gerührt, zu ihrem Meister: „Bei Gott, dieser junge Mann ist zu bedauern, kannst du ihm nicht beistehen, daß er wieder zu seiner Gattin und seinen Kindern gelange?“ Der Meister antwortete: „Das ist eine schwere Sache; ihr wißt ja, wie schwer es ist, nach den Inseln Waß Waß zu gelangen, ihr kennt ja die Macht des Beherrschers dieser Inseln; auch habe ich ihm geschworen, daß ich nie sein Land betreten noch irgend etwas gegen ihn unternehmen wollte; wie kann ich ihn daher zur Prinzessin bringen?“ Da sagten die Scheichs: „O Meister, dieser Mann ist unglücklich und will sich gern in jede Gefahr begeben, du mußt ihm helfen, da er dir einen Brief von deinem Freunde gebracht hat.“ Hassan küßte dem Meister die Füße, legte den Saum seines Kleides auf sein Haupt und rief schluchzend: „O Meister, vereinige mich mit meiner Gattin und meinen Kindern oder laß mich sterben!“ Die Scheichs, welche an Hassans Schicksal den innigsten Anteil nahmen, sagten zu ihrem Meister: „O Herr, verscherze den himmlischen Lohn nicht, den du dir durch die Rettung dieses Fremdlings verdienen kannst; überdies ist er dir ja auch von deinem Freunde empfohlen.“ — „Nun so wollen wir ihm beistehen und, so Gott will, alle unsere Kräfte für ihn anwenden“, rief endlich der Alte. Als Hassan diese Worte hörte, küßte er voller Freude dem Meister und den übrigen Scheichs die Füße. Der Meister nahm hierauf Tinte und

Papier und schrieb einen Brief, versiegelte ihn und überreichte ihn Hassan. Auch gab er ihm ein ledernes Beutelschen mit Weihrauch und sagte: „Gib wohl acht auf dieses Beutelschen, und wenn du in Not bist, so nimm ein wenig Weihrauch daraus, gedenke mein und ich erscheine zu deiner Rettung.“ Er befahl dann einem der Anwesenden, den fliegenden Genius Danesch herbei zu schaffen; diesen ließ der Meister nahe treten, sagte ihm etwas ins Ohr, worauf er sagte: „Ich gehorche, Meister!“ Dann wendete sich dieser zu Hassan und sagte ihm: „Mein Sohn, reise mit diesem fliegenden Geiste, und wenn er dich gen Himmel hebt und du hörst, wie die Engel Gott preisen, so sprich kein Wort, sonst geht ihr beide zugrunde. Am zweiten Tage deiner Reise wird er dich auf ein weißes Land niedersetzen, auf dem du zehn Tage lang zu wandern hast, bis du vor das Thor einer Stadt kommst, in die du einkehren mußt. Du fragst dann nach dem Könige, und wenn du zu ihm gelangst, so grüße ihn und überreiche ihm diesen Brief und merke dir wohl die Befehle dieses Königs.“ Hassan versprach zu gehorchen, nahm Abschied von den Scheichs, die ihn noch einmal dem Geiste empfahlen, und dieser nahm ihn auf den linken Arm und flog einen Tag und eine Nacht so hoch mit ihm in die Luft, daß er die Lobpreisungen der Engel hörte. Am folgenden Morgen setzte er ihn auf ein weißes Land und verschwand wieder.

Hassan ging zehn Tage und zehn Nächte lang immer vorwärts, bis er an das Thor einer Stadt kam. Er ging in die Stadt und fragte nach dem König, und als man ihn vor ihn führte, küßte er die Erde vor ihm und grüßte ihn. Der König fragte ihn, was er wolle; da küßte Hassan den Brief, den er bei sich trug, und überreichte ihn dem König. Sobald dieser ihn gelesen hatte, sagte er einem von seiner Umgebung: „Führe diesen jungen Mann in meinen Palast!“ Dort

bewirtete man ihn drei Tage lang, und die angesehensten Männer am Hofe leisteten ihm Gesellschaft und ließen sich von seinen Abentenern und seiner wunderbaren Reise erzählen. Am vierten Tage kam ein Diener und führte ihn zum König; dieser sagte ihm: „Der Meister schreibt mir, du wolltest nach den Inseln Waſ Waſ reisen; aber, mein Sohn, ich kann dich jetzt unmöglich dahin schicken, du müßtest viele Gefahren ausstehen, und furchtbare, öde Wüsten durchwandern. Ich heiße zwar mächtiger Sultan (Haſun), und meine Truppen füllen die ganze Erde aus, doch finde ich es jetzt nicht geraten, dich zu Land dahin zu befördern, weil eine große Armee an deren Grenze gelagert ist; warte daher, bis demnächst ein Schiff von den Inseln Waſ Waſ hier landet, da schicke ich dich zu Wasser dahin und empfehle dich den Schiffsleuten als meinen Schwager. Wenn dich dann der Hauptmann ans Land setzt, so wirst du viele Hütten finden; geh nur in eine davon, bleibe ruhig darin sitzen und sprich kein Wort bis zur Nacht. Siehst du dann Scharen von Jungfrauen sich in diese Hütten mit Waren begeben, so flehe die Eigentümerin der Hütte, in der du bist, um Schutz an. Gewährt sie dir ihn, so bist du am Ziele, denn sie bringt dich zu deiner Gattin und zu deinen Kindern; wo nicht, so trauere über dein ohne Hoffnung verlorenes Leben. Wisse, mein Sohn, daß du dich in Lebensgefahr begibst, denn ich kann weiter nichts für dich tun. Doch stände Gottes Hilfe dir nicht nahe, so hättest du gar nicht bis hierher gelangen können, und wäre deine Lebensfrist abgelaufen, so konnte dich nichts vor dem Herrn des Elefanten schützen, auch wärest du nicht in die erste Höhle gekommen und nicht zu meinem Meister.“

Haſsan sagte hierauf zum König: „O mächtiger Herr, wann werden die Schiffe von den Inseln Waſ Waſ kommen?“ — „In einem Monate“, erwiderte der König; „sie werden dann eine Weile hier







bleiben, um ihre Handelsgeschäfte zu verrichten, dann kehren sie wieder zurück und kommen erst in einem Jahre wieder." Hierauf ließ der König Hassan wieder in sein Gemach bringen und ihm alles Nötige zutragen. Hier blieb er einen Monat, bis die Schiffe ankamen: der König ging dann mit ihm und einigen Kaufleuten den Schiffen entgegen, die sich in großer Zahl einstellten. Als sie sich nach einiger Zeit wieder zur Rückkehr anschickten, ließ der König alles Nötige für Hassan vorbereiten, rief einen Hauptmann zu sich und sagte ihm: „Nimm diesen jungen Mann mit dir, ohne daß ihn jemand bemerke, und bringe ihn nach den Inseln Waß Waß; schiffe ihn nur dort aus, du brauchst dich nicht weiter um ihn zu bekümmern.“ Nun nahm Hassan Abschied vom Könige und wünschte ihm ein langes Leben und immerwährenden Sieg über seine Feinde. Der Hauptmann sperrte ihn dann in eine Kiste, trug sie in einen Nachen und brachte sie aufs Schiff, so daß die Schiffsleute glaubten, sie enthalte Waren. Die Schiffe segelten bald ab, und nach einer Fahrt von zehn Tagen landeten sie glücklich an den Inseln Waß Waß, wo der Hauptmann Hassan ans Land setzte.

Da Hassan am Ufer viele Hütten aufgeschlagen fand, wie ihm der König Hasun gesagt hatte, verbarg er sich in einer von ihnen. Nach Sonnenuntergang kam eine Schar Jungfrauen herangezogen, jede mit einem gezogenen Schwert in der Hand und ganz mit Eisen gepanzert. Nachdem sie die Waren, die die Schiffe gebracht, eine Weile besehen hatten, zerstreuten sie sich, und eine von ihnen kam in die Hütte, in der Hassan sich aufhielt. Dieser sagte mit leiser Stimme weinend zu ihr: „Schutz! Hilfe! Erbarm dich dessen, der fern von seiner Heimat, von seiner Frau und seinen Kindern ist und um ihre willen keine Gefahr scheut, Gott wird sich auch deiner erbarmen und dir Schutz geben!“ Als die Jungfrau diese im Tone der größten Ver-

zweiflung ausgesprochenen Worte hörte, sagte sie ihm gerührt: „Sei frohen Herzens, bleibe nur noch verborgen bis morgen nacht; so Gott will, wird es dir gut gehen.“ Am folgenden Morgen kamen die Nachen wieder ans Land, und es wurde den Tag über viel gekauft und verkauft. Sobald dann die Nacht hereinbrach, kam das Mädchen, das Hassan um Schutz angefleht hatte, wieder in die Hütte, überreichte ihm einen Panzer, einen Helm, ein Schwert und eine Lanze und ging schnell wieder fort, aus Furcht, verraten zu werden. Hassan dachte wohl, sie habe diese Gegenstände für ihn gebracht; er setzte daher den Helm auf, zog das Panzerhemd an, ungürtete das Schwert, nahm die Lanze in die Hand und blieb vor der Hütte betend stehen. Während er so da stand, kamen auf einmal die Jungfrauenscharen mit Fackeln und Laternen an ihm vorüber; da folgte er ihnen nach einem Platze, wo viele Zelte aufgeschlagen waren und trat mit einer alten Jungfrau in ein Zelt. Als diese ihre Rüstung und den Schleier abnahm, legte Hassan auch seine Waffen nieder und betrachtete die Alte, welche das häßlichste Geschöpf auf der Welt war. „Wer bist du und wie wagtest du es, zu mir hereinzukommen?“ fragte Schawahi (denn dies war ihr Name) den unglücklichen Hassan mit drohender Stimme. Hassan fiel vor ihr nieder, legte sein Gesicht auf ihre Füße, weinte und jammerte und flehte sie um Gnade und Hilfe an.

Schawahi bemitleidete Hassan und versprach ihm ihren Schutz; dann sagte sie ihm: „Nie ist einem Menschen so etwas wie dir widerfahren, und stände dir nicht der erhabene Gott bei, so wärest du nicht mehr; doch nun beruhige dich, mein Sohn, und sei frohen Mutes, du hast nichts mehr zu fürchten und wirfst, so Gott will, dein Ziel erreichen, was es auch sei.“

Hierauf befahl die Alte, daß die Truppen am folgenden Tage ausrücken müßten, und daß jede Zurückbleibende mit dem Tode bestraft

werden sollte. Hassan schloß daraus, daß die Alte an der Spitze der Armee stand. Nachdem diese noch verschiedene andere Befehle erteilt hatte und der Morgen heranbrach, rückten die Truppen aus, aber die Alte blieb bei Hassan und sagte ihm: „Tritt näher, mein Sohn, und sage mir, warum du trotz aller Gefahren in dieses Land gekommen bist? Sage mir die Wahrheit und verhehle mir nichts! Du gehörst nun zu den Meinigen, stehst unter meinem Schutze und wenn du aufrichtig bist, so helfe ich dir in deinem Unternehmen und kostete es mein Leben. Fürchte nur gar nichts mehr, denn da du bei mir bist, so wird kein Mensch im ganzen Lande dir etwas zuleide tun.“

Als Hassan der Alten hierauf seine ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende erzählte, schüttelte sie ihren Kopf und sagte: „Gepriesen sei Allah, der dich gerettet und zu mir geführt hat; wärest du einer anderen in die Hand gefallen, so hättest du gewiß den Tod gefunden. Aber dein Vorhaben ist wohlgefällig vor Gott, und deine wahre Liebe zu deiner Gattin und deinen Kindern wird dich ans Ziel deiner Wünsche führen. Ich will mein möglichstes tun, dir zu helfen; doch, mein Sohn, deine Gattin ist nicht hier, sie wohnt auf der siebenten Insel Waß Waß, und man hat von hier bis dahin sieben Monate lang Tag und Nacht zu reisen. Man kommt von hier aus zuerst in ein Land, welches das Land der Vögel genannt wird: da schreien die Vögel und machen ein solches Geräusch mit ihren Flügeln, daß die Reisenden kein Wort mehr voneinander hören. Durch dieses Land hat man acht Tage zu reisen, dann kommt man in das Land der wilden Tiere: dort lärmen Bären und Wölfe und Löwen auf eine solche Weise durcheinander, daß man ganz toll davon wird, und doch hat man zwanzig Tage lang in ihrer Mitte zu wandern. Hierauf kommt man in das Land der Genien: dort stoßen die Geister ein lautes Ge-

schrei aus, und man sieht nichts als sprühende Funken, Lichtchen und Rauch, da kann man nichts mehr sehen noch hören, da darf man gar nicht den Kopf umdrehen, oder man ist des Todes, da muß der Reiter den Kopf an den Sattelnopf legen und kann ihn drei Tage lang nicht aufheben. Dann kommt man an einen himmelhohen Berg und an einen Strom, der nach den Inseln Waß Waß fließt. Nach einer Tagereise erhebt sich ein anderer Berg, welcher Waß Waß heißt, weil auf diesem Berge Bäume sind, auf denen Köpfe wie Menschenköpfe wachsen und die bei Sonnenaufgang und Untergang rufen: „Waß! Waß! gepriesen sei der Schöpfer!“<sup>1</sup> Bei der Armee des Sultans dieser Inseln, welche aus lauter Jungfrauen besteht, darf kein Mann sich sehen lassen. Ein Strom trennt uns von dem Lande, wo die männlichen Untertanen des Sultans wohnen. Aber nicht nur über die Mädchen, sondern auch über eine unzählbare Menge Genien und Teufel und Zauberer gebietet dieser Sultan. Wenn du dich also fürchtest und nicht weiter mit uns gehen willst, so schicke ich jemanden mit dir ans Ufer und lasse dich wieder auf einem Schiffe in dein Vaterland bringen.“ — „O Herrin!“ rief Hassan aus, „ich werde nicht ablassen, solange ich lebe, bis ich meine Gattin und meine Kinder wiedergefunden.“ — „Nnn“, versetzte Schawahi, „so fasse Mut; so Gott will, bringen wir dich ans Ziel; ich will sogleich der Königin Nachricht von dir geben und ihre Hilfe anrufen.“ Hassan wünschte ihr viel Gutes, küßte ihre Hände und dankte ihr für ihren zugesagten Beistand.

Schawahi ließ dann die Trommel rühren, die Armee brach auf, Hassan, im Meere seines Nachdenkens versunken, folgte der Alten, die sich viele Mühe gab, ihn zu trösten und zu ermutigen. So zogen sie nun durchs Land der Vögel; kamen dann ins Land der wilden

<sup>1</sup> Im Arabischen heißt der Schöpfer Challaál, so daß es sich mit Waß reimt.

Tiere und schließlich ins Thal der Genien. Als sie nun an den himmelhohen Berg und den Strom kamen, der nach den Inseln Waſ Waſ fließt, bat die Alte ihren Schützling, ihr doch seine Gattin deutlich zu beschreiben; vielleicht könnte sie ihm dann Genaueres sagen. Hassan beschrieb nun seine Gattin, deren Bild noch mit aller Deutlichkeit vor ihm stand; auch seine beiden Kinder beschrieb er, und die Sehnsucht nach ihnen bewegte sein Herz. Als er fertig war, sah er angstvoll in Schawahis Gesicht, ob er wohl Hoffnung schöpfen könnte. Die Alte sah ihn ernst an, beugte den Kopf eine Weile zur Erde, dann erhob sie ihn zu Hassan und sagte: „Ich gehe durch dich zugrunde. O hätte ich dich nie gekannt, denn ich kenne nun deine Gattin; sie ist die jüngste Tochter des Königs, der über sämtliche Inseln Waſ Waſ regiert! Öffne nur deine Augen und schärfe deinen Verstand und erwache aus deinem Schlafe, denn wenn diese deine Gattin war, so wirst du sie nie mehr wiedersehen; zwischen dir und ihr ist so weit wie vom Himmel bis zur Erde; kehre nur bald um, sonst gehen wir beide zugrunde.“

Als Hassan dies hörte, weinte er, bis er in Ohnmacht fiel. Die Alte weinte neben ihm, bis er wieder zu sich kam. Dann sagte er: „O meine Herrin, wie soll ich jetzt umkehren, da ich nun einmal so weit gekommen bin? Ich hätte nie gedacht, daß du mich verlassen würdest!“ Er klagte und jammerte so lange, bis Schawahi ihm schwur, sie wolle das Auserste wagen, um ihn wieder in den Besitz seiner Gattin und seiner Kinder zu setzen.

Hassan fühlte sich wieder neu gestärkt und unterhielt sich den ganzen Tag mit der Alten. Des Abends trennten sich die Mädchen, ein Teil von ihnen ging in die Stadt, ein anderer in die Zelte, und Schawahi ging auch mit Hassan in die Stadt, führte ihn nach einem einsamen Plage, wo ihn niemand sehen konnte, damit die Königin noch nichts

von ihm erfahre, bediente ihn selbst und erzählte ihm von der Härte und Strenge des Königs, seines Schwiegervaters. Hassan bat sie nochmals, ihn nicht zu verlassen, da er doch einmal auf sie sein Vertrauen gesetzt. Sie fing an, ernstlich darüber nachzudenken, wie sie den jungen Mann zu seiner Gattin bringen könnte, da er sich doch von nichts abschrecken ließ und keine Gefahr scheute, um nur wieder zu ihr zu gelangen. Endlich beschloß sie, Hassans Angelegenheiten der Königin dieser Insel, welche Nur Alhuda hieß, vorzutragen. Diese war eine der sieben Schwestern von Hassans Gattin, welche auf einer andern Insel die Oberherrschaft führte.

Scharwahi konnte ohne Schwierigkeit zu Nur Alhuda<sup>1</sup> ins Schloß gehen, denn sie war ehemals Erzieherin der Prinzessinnen gewesen und stand noch bei ihnen und bei ihrem Vater in großem Ansehen. Als Nur Alhuda die Alte sah, stand sie vor ihr auf, umarmte sie und fragte sie nach der Veranlassung ihres Besuchs. Sie antwortete: „Bei Gott, o Königin der Zeit, ich habe eine Angelegenheit, in der du mir behilflich sein sollst, ich würde sie dir nicht mittheilen, wenn ich nicht so viel Vertrauen zu dir hätte.“ — „Was ist dein Anliegen?“ fragte Nur Alhuda; „erzähle nur, kostete es mein Leben, so soll dir mein Beistand nicht fehlen; ich, mein Gut, meine Truppen, alles steht zu deiner Verfügung.“ Die Alte erzählte ihr Hassans Geschichte von Anfang bis zu Ende. Sie zitterte aber wie ein schwacher Zweig bei stürmischem Wetter und rief: „Gott bewahre mich vor der Strenge der Königin!“ als sie ihr gestand, daß sie ihm am Ufer Schutz gewährt, ihn bewaffnet mit zur Armee genommen und nun in der Stadt verborgen habe. Auch setzte sie zu ihrer Entschuldigung hinzu: „Sieh, meine Tochter, ich habe ihn vor deiner Strenge gewarnt; aber er sagte: „Lieber will ich sterben, als ohne meine Gattin

<sup>1</sup> Richt der Leitung.



und Kinder leben.' Erbarme auch du dich seiner; denn wahrlich, er ist deiner Gnade wert!" Als die Alte vollendet hatte, geriet Nur Alhuda in heftigen Zorn, senkte den Kopf eine Weile, hob ihn dann wieder zur Alten hin und sagte: „Du verruchte Alte, wer hat dir die Macht gegeben, uns einen Mann hierher zu bringen? Hast du je ein solches Beispiel erlebt? Bei meinem Haupte, wärst du nicht meine Erzieherin und Dienerin, ich würde dich gleich mit ihm umbringen lassen, daß deine Geschichte überall als Warnung diene. Doch geh' jetzt und bring' ihn schnell hierher oder ich lasse dir den Kopf abschlagen." Die Alte ging ängstlich behebend fort und wußte nicht, ob sie im Himmel oder auf der Erde war und dachte: „Das ist ein Unglück, das mir Gott zugeschiekt hat!" Als sie zu Hassan kam, sagte sie zu ihm: „O du, dessen Lebensziel herangenah, steh' auf, die Königin will dich sprechen!" Auf dem Wege nach dem Schlosse hörte Hassan nicht auf, Gott um Beistand anzuflehen, während die Alte ihn belehrte, wie er mit der Königin sprechen sollte. Im Schloß angelangt, warf sich Hassan vor die Königin, welche verschleiert war, nieder, grüßte sie und sprach folgende Verse:

„Lang daure dir ein überschwängliches Glück, so lange als  
die Welt besteht; Gott vermehre stets deinen Ruhm und  
deine Macht und lasse alle deine Feinde vor dir zuschanden  
werden.“

Als Hassan diese Verse gesprochen hatte, gab die Königin der Alten durch einen Wink zu verstehen, sie möchte statt ihrer Hassan anreden. Da sagte die Alte: „Mein Sohn! Die Königin erwidert dir deinen Gruß und fragt dich, wie du heißt und wie deine Gattin und deine Kinder heißen?" Hassan antwortete: „O Königin der Zeit, dein Sklave heißt Hassan, von meinen Kindern heißt das eine Nasser und

das andere Mansur, den Namen meiner Gattin aber weiß ich selbst nicht." Hierauf fragte ihn die Königin selbst: „Was hat deine Gattin gesagt, als sie mit ihren Kindern davonflog?" Hassan antwortete: „Sie hat meiner Mutter gesagt: ‚Wenn dein Sohn wiederkehrt und sich nach mir sehnt, so soll er zu mir auf die Inseln Wa! Wa! kommen.‘“ — „Dies beweist“, versetzte die Königin, „daß sie dich noch liebt: wie kannst du glauben, sie sei dir für immer entflohen?" Hassan antwortete: „O Herrin aller Könige, Zuflucht der Reichen und der Armen! Ich habe dir alles gesagt, wie es sich ereignet hat, und gar nichts verheimlicht, nun erslehe ich deinen Schutz; bei dem erhabenen Gott, habe Mitleid mit mir und verschmähe diese gute That und den Lohn vom Herrn nicht, hilf mir zur Vereinigung mit meiner Gattin und meinen Kindern." Nur Alhuda schüttelte lange den Kopf, endlich hob sie ihn ernst gegen Hassan hin und sagte: „Ich werde dir alle Mädchen von der Insel vorstellen und aus Mitleid zu dir deine Gattin dir wiedergeben, wenn du sie unter ihnen erkennst; findest du sie aber nicht, so lasse ich dich vor der Thüre meines Schlosses hängen.“ — „Gern“, rief Hassan ans, „nehme ich diese Bedingung an, Königin der Zeit.“

Nur Alhuda erteilte hierauf den Befehl, daß alle Mädchen ins Schloß kommen sollten; die Alte mußte sie Hassan alle vorführen, bis zuletzt kein Mädchen mehr in der Stadt blieb, das Hassan nicht gesehen hätte. Die Königin fragte ihn dann: „Hast du deine Gattin gefunden?" und als er: „Nein!" antwortete, geriet sie in heftigen Zorn und sagte zu der Alten: „Laß nun noch alle Mädchen aus dem Schlosse herkommen, vielleicht findet er seine Gattin noch unter diesen." Als auch diese ihm vorgestellt wurden und er seine Gattin nicht sah, zitterte die Königin Nur Alhuda vor Zorn und befahl den Leuten, die sie umgaben, Hassan wegzuschleppen und

ihn zu enthaupten, damit ein andermal sich kein Fremder mehr er-  
 kühne, ihr Land zu betreten. Hassan wurde mit verbundenen Augen  
 fortgeschleppt, und der Scharfrichter stand schon mit entblößtem  
 Schwerte da und erwartete nur den Wink der Königin, um ihn  
 zu enthaupten; da trat die Alte hervor, ergriff die Schleppe der Köni-  
 gin, küßte die Erde vor ihr und sagte: „O Königin, bei der Erziehung,  
 die ich dir gegeben, übereile dich nicht! Du weißt, in welche Gefahr  
 sich dieser arme Mann schon begeben und wie vielen Leiden und  
 Schrecknissen er schon getrogt hat, weil das Auge des Himmels über  
 ihm wachte. Nun ist er in dein Land gekommen, im Vertrauen auf  
 deine Gerechtigkeitsliebe, und du willst ihn töten lassen? Alle Reisen-  
 den werden dich eine Feindin der Fremden und eine Mörderin nen-  
 nen. Übrigens fällt er ja immer deinem Schwerte anheim, wenn seine  
 Gattin sich später nicht findet, du kannst ihn ja immer noch umbringen  
 lassen. Verschone ihn um meinetwillen, denn ich habe ihm versprochen,  
 ihn ans Ziel zu führen, weil ich auf deine Billigkeit und Gnade ver-  
 traute. Sieh nur, wie beredt er ist, wie er alle seine Gefühle in Versen  
 auszudrücken weiß; seine Worte sind wie aneinandergereihte Perlen,  
 und da er doch einmal hier ist und mit uns gegessen hat, so müssen  
 wir ihn lieben und bedenken, was die Liebe und Zärtlichkeit gegen  
 Fran und Kinder vermag. Du sollst indessen schuldlos an seinem  
 Tode sein, wenn du ihm auch dein Antlitz zeigst; tust du das aber nicht,  
 so laß mich nur mit ihm umbringen.“ Die Königin sagte lächelnd:  
 „Sollte ich etwa seine Gattin sein? Doch bringt ihn her!“ Hassan  
 wurde wieder zur Königin geführt, und als sie sich vor ihm entschlei-  
 erte, stieß er ein lautes Geschrei ans und fiel in Ohnmacht. Die Alte  
 half ihm, bis er wieder zu sich kam; aber sobald er einen zweiten Blick  
 auf die Königin warf, sank er wieder bewußtlos zu Boden.  
 Als Hassan sich erholt hatte, sah er der Königin wieder ins Gesicht

und schrie so laut, daß fast das Schloß zusammenstürzte. Auf die Frage der Alten, was dies bedente, antwortete er: „Diese ist entweder selbst meine Gemahlin oder hat mit ihr die vollkommenste Ähnlichkeit.“ Da sagte die Königin zur Erzieherin: „Der Mensch ist rasend oder er lügt; denn wie würde er sonst sagen, ich sei seine Gattin?“ — „Entschuldige ihn!“ rief die Alte, „er hat zu viel gelitten! Vielleicht weiß er nicht mehr, was er spricht!“

Dann sagte Hassan, wieder zur Königin sich wendend: „Nein, bei Gott, du bist es nicht.“ Die Königin sagte lachend: „Fasse dich, laß deine Tollheit und Raserei; sieh mich recht an und erkläre dich deutlicher, vielleicht ist deine Hilfe nahe.“ Hassan sagte: „O Glückseligkeit aller Könige, Zuflucht der Reichen und der Armen! Ich habe dich wohl betrachtet und gefunden, daß du meine Gattin bist oder ihr vollkommen gleichst, was willst du mehr von mir wissen?“ — „Sage mir“, erwiderte die Königin, „worin hat deine Gattin Ähnlichkeit mit mir?“ Hassan antwortete: „Sie hat deine leuchtende Stirne, die Röthe deiner Wangen, deinen hübschen Wuchs, deine süßen Worte, deine schöne Gesichtsbildung, deine lieblichen Augen, deine blendendweiße Gesichtsfarbe.“ Als die Königin dies hörte, lächelte sie; dann warf sie einen wohlgefälligen Blick auf Hassan und sagte zur Alten: „Führe Hassan wieder in seine Wohnung zurück, dort soll er gut bedient werden, bis ich über ihn ins Klare komme: denn ein Mann, der aus Liebe zu seiner Gattin so viel tut, verdient unsere Hilfe. Hast du ihn zurückgeführt, so komme schnell wieder zu mir, und so Gott will, wird alles zum besten enden.“ Die Alte ging hierauf mit Hassan in ihre Wohnung, wo er auf weitere Nachricht warten sollte. Dann kehrte sie wieder zur Königin zurück, die ihr befahl, sich zu bewaffnen und mit tausend wackeren Reitern sich zu ihrem Vater zu begeben, ihre jüngste Schwester zu grüßen und sie zu bitten,

sie möchte den Kindern die Panzer anziehen, die ihnen ihre Tante geschenkt, und sie ihr schicken, denn sie sehne sich sehr nach ihnen, empfahl ihr aber, ja nichts von Hassan zu erwähnen. „Hast du einmal die Kinder bei dir“, fuhr die Königin fort, „so lade auch meine Schwester zu einem Besuche ein, eile du aber mit den Kindern voraus, sie mag langsam nachkommen. Nimm du auch einen anderen Weg, als sie, reise Tag und Nacht, halte dich keinen Augenblick auf der Reise auf und kehre so bald als möglich mit den Kindern zu mir zurück. Hüte dich aber wohl, einem Menschen etwas von deinem Auftrage zu sagen; ich schwöre dir dafür den heiligsten Eid, daß, wenn meine Schwester seine Gattin ist, ich sie ihm wiedergebe, ist sie aber seine Gattin nicht, so lasse ich ihn umbringen. Ich will nun sehen, ob die Kinder Ähnlichkeit mit ihm haben oder nicht; übrigens weißt du, daß ich sie schon lange nicht gesehen habe, und ich sehne mich in der That nach ihnen. Du hast gehört, wie Hassan sagte, sie habe vollkommene Ähnlichkeit mit mir, und Gott weiß, daß eine Frau, wie er sie beschrieben, keine andere als meine jüngste Schwester Manar Unisa sein kann.“ Die Alte küßte die Erde vor ihr, gab Hassan Nachricht von dem Befehle der Königin, und dieser war ganz außer sich vor Freude. Hatte er doch nun die Hoffnung, seine Frau und seine Kinder wiederzusehen.

Die Alte bewaffnete sich dann, nahm tausend anserlesene Streiter mit, stieg ins Schiff und fuhr in drei Tagen nach der Insel, wo der König mit Manar Unisa wohnte. Sie ließ ihre Truppen vor der Stadt lagern und ging allein zur Prinzessin Manar Unisa, grüßte sie und sagte ihr: „Die Königin ist böse, daß du sie so selten besuchst.“ Manar Unisa ließ sogleich die Zelte zur Reise hervorholen und legte allerlei Geschenke für ihre Schwester zurecht. Auch der König, welcher von der Terrasse aus die Zelte vor der Stadt sah, und hörte,

daß Nur Alhuda ihre Schwester Manar Alnisa zu sich eingeladen habe, ließ allerlei Kostbarkeiten aus seiner Schatzkammer holen, um sie ihr zu schicken, auch ließ er viele Truppen zu ihrer Begleitung ausrücken, denn er hatte eine besondere Vorliebe für Manar Alnisa. Jetzt hoffte auch die gute Alte für ihren Schützling Hassan wieder. Alles kam nun darauf an, daß Manar Alnisa ihre beiden Kinder mit der Alten vorausschickte; und Schawahi hoffte, daß es ihr gelingen würde, Hassans Gattin dazu zu überreden. Waren erst einmal die Kinder fort, so würde die Mutter sicher nachkommen. Als die Alte die Vorbereitungen zur Reise sah, erschien sie wieder vor Manar Alnisa und küßte die Erde vor ihr, und auf ihre Frage, ob sie noch ein Anliegen habe, antwortete die Alte: „Deine Schwester bittet dich, deinen Kindern die Panzer anzuziehen, die sie dir geschickt hat, und sie mir mitzugeben, daß ich ihr dadurch die freudige Botschaft von deiner Ankunft bringe.“ Als Manar Alnisa dies hörte, erblaßte sie und sagte: „O Schawahi, mein Herz bebt vor Angst.“ — „Fürchtest du für sie bei deiner Schwester?“ fragte Schawahi; „bewahre dich Gott vor einem solchen Gedanken! Gott erhalte deinen Verstand! Doch ich zürne dir nicht; die Liebe ist immer argwöhnisch; aber, gelobt sei Gott, du kennst meine Zärtlichkeit gegen Kinder, ich habe dich ja auch einst erzogen und alle deine Schwestern. Ich werde auf deine Kinder achtgeben und sie mit meinen Augen bedienen; ich werde ihnen meine Wangen als Teppich unterlegen und sie in meinem Herzen aufbewahren, du brauchst mir sie nicht zu empfehlen; sei nur guten Muts und schicke sie deiner Schwester, ich werde höchstens ein oder zwei Tage vor dir ankommen.“ Die Alte schwatzte noch lange so fort, bis Manar Alnisa aus Furcht, ihre Schwester zu erzürnen, ihr nachgab und trotz einer geheimen Ahnung ihre Kinder mit ihr schickte. Die Alte war sehr sorgsam mit den Kindern und reiste schnell mit



ihnen fort und brachte sie ihrer Tante Nur Alhuda. Diese freute sich sehr mit ihnen, küßte sie, drückte sie an ihre Brust und setzte sich zwischen sie; dann sagte sie zur Alten: „Bring’ jetzt Hassan her; ich verspreche ihm meinen Schutz und er hat nichts von meinem Zorne zu befürchten, da er doch einmal meine Wohnung betreten und so viele Gefahren überstanden hat.“ Die Alte sagte: „Ich will ihn holen, doch wenn er kommt und diese Kinder die seinigen nennt, so mußt du sie ihm geben, wo nicht, so mußt du ihn unbeschädigt in seine Heimat zurückschicken.“ Als die Königin dies hörte, rief sie zornig aus: „Woher kommt diese Liebe zu einem Fremdling, der es wagt, zu uns zu kommen und unsere Geheimnisse zu erforschen? Weißt du denn, ob dieser Hassan nicht ein Spion ist, der hier alles auskundschaftet und uns dann verrät? Alle Könige und Kaiser werden davon hören, alle Karawanen werden die Neugierde mitbringen und selbst alle Kaufleute werden sagen: ‚Es ist jemand auf die Inseln Waß Waß gekommen und hat das Land der Zauberer, der Geister, der Vögel und der wilden Tiere glücklich durchkreuzt.‘ Das geschehe nie! Ich schwöre bei dem, der die Himmel gebaut, die Erde ausgedehnt und alles geschaffen und gezählt hat, wenn dies nicht seine Kinder sind, so schlage ich ihm selbst den Kopf ab.“

Nur Alhuda schrie dann die Alte an und befahl zwanzig Mameluken, mit ihr zu gehen und ihr sogleich den jungen Mann zu bringen, der in Scharwahis Hause sich aufhalte. Die Alte ward blaß, ihre Achseln zitterten, alle ihre Gelenke waren gelähmt und kaum hatte sie Kraft genug, mit den Mameluken in ihr Haus zu gehen. Als Hassan sie sah, stand er auf und grüßte sie, sie aber erwiderte seinen Gruß nicht, sondern sagte zu ihm: „Habe ich dich nicht lange gewarnt, warum hast du mir kein Gehör geschenkt und mich mit in dein Elend gezogen? Nun geh, die treulose Verräterin will dich spre-

chen." Hassan stand mit zerknirschem Herzen auf und folgte, Gottes Hilfe ansehend, den Mamelucken. Als er zur Königin kam, sah er, wie sie mit seinen beiden Kindern, Nasser und Mansur, spielte.

So viel, was Nur Alhuda und Hassan angeht; was aber Manar Alnisa betrifft, so wollte diese am folgenden Tage sich auf den Weg machen, als ein Wesir des Königs ihr sagte: „Der König grüßt dich und wünscht dich bei sich zu sehen.“ Ihr Vater ließ sie, als sie mit dem Wesir vor ihm erschien, auf das Sofa an seine Seite sitzen und sagte zu ihr: „Wisse, meine Tochter, ich habe diese Nacht einen Traum gehabt, der mir Besorgnisse für dich einflößt.“ — „Was hast du im Traume gesehen?“ fragte die Prinzessin. — „Ich habe im Traume eine Schatzkammer gesehen, angefüllt mit Perlen und Edelsteinen, doch von allen Kostbarkeiten gefielen mir nur sieben Perlen. Von diesen sieben wählte ich die kleinste, die aber die schönste und klarste war; sobald ich aber, glücklich, sie zu besitzen, sie in die Hand nahm, da kam ein Vogel aus einem fremden Lande vom Himmel herunter gestürzt, nahm mir die Perle weg und kehrte wieder dahin zurück, wo er hergekommen war. Dies machte mich so traurig, daß ich erwachte und noch wachend den Verlust der Perle bedauerte. Ich ließ daher die Traumdeuter rufen und erzählte ihnen meinen Traum. Sie sagten mir: ‚Du wirst die jüngste deiner sieben Töchter verlieren und zwar wird sie dir mit Gewalt entrisen werden.‘ Das bist du, meine Beste, und nun willst du zu deiner Schwester reisen; wer weiß, was dir zustossen kann! Gehe also nicht, kehre wieder in dein Schloß zurück.“ Als Manar Alnisa die Worte ihres Vaters hörte, klopfte ihr das Herz aus Angst für ihre Kinder; sie beugte eine Weile den Kopf, hob ihn dann gegen den König auf und sagte: „O edler König und mächtiger Herr! Die Königin Nur Alhuda hat mich eingeladen und erwartet mich jede Stunde, denn sie hat mich schon in vier Jahren





nicht gesehen; wenn ich nicht zu ihr reise, wird sie böse werden; mache dir nur keine Sorgen um meinetwillen; das Höchste ist, daß ich einen Monat von hier abwesend sein werde, dann kehre ich, so Gott will, wieder. Wer erreicht denn dieses Land? Wer durchzieht die weiße Wüste, wer durchwandert die Inseln der Vögel, Tiere und Geister? Sei nur ruhig, niemand kann unser Land betreten.“ So sprach sie fort, bis ihr der König erlaubte, abzureisen, und ihr tausend Reiter als Geleite mitgab, denen er befahl, auf sie zu warten und sie wieder zu ihm zurückzubringen. Dabei erteilte er ihnen auch den Befehl, die Prinzessin nur zwei Tage bei ihrer Schwester zu lassen. Manar Alnisa nahm dann mit bekümmertem, ahnungsvollem Herzen vom König Abschied und reiste, aus Besorgnis für ihre Kinder, ohne sich irgendwo aufzuhalten, drei Tage und drei Nächte durch.

Folgendes hatte sich inzwischen mit Hassan, der schon früher zu Nur Alhuda geführt wurde, zugetragen. Sobald er seine Kinder sah, fiel er vor Freude bewußtlos nieder, aber auch in seinen Kindern regte sich die kindliche Liebe; sie entwichen aus dem Schoße ihrer Tante und liefen auf Hassan zu, und der erhabene Gott legte ihnen die Worte: „O Vater!“ in den Mund. Die Alte und alle Anwesenden, bis zu Tränen gerührt, riefen: „Gelobt sei Gott, der die Getrennten wiedervereinigt hat!“ und Hassan, wieder zum Bewußtsein zurückgekehrt, umarmte seine Söhne und drückte seine Freude in zierlichen Versen aus.

Als Nur Alhuda sich überzeugt hatte, daß Hassan Vater dieser Kinder und Gatte ihrer Schwester war, zürnte sie ihrer Schwester sehr, und auch Hassan überhäufte sie mit Schmähungen. Dann sagte sie zu ihm: „Steh’ auf und rette schnell dein Leben, denn hätte ich nicht geschworen, daß dir nichts Schlimmes widerfahren dürfe, wenn deine Worte sich bestätigen, so wäre deinem Leben von meiner

eigenen Hand schon ein Ende gesetzt." Sie schrie dann die Alte so heftig an, daß sie zu Boden fiel und sagte ihr: „Bei Gott! müßte ich nicht meinen Eid brechen, ich hätte dich mit ihm auf die schlimmste Weise umgebracht. Geh' jetzt schnell in deine Heimat zurück", sagte sie, wieder zu Hassan sich wendend, „denn ich schwöre, wenn ich dich wiedersehe, schlage ich dir und dem, der dich herbringt, den Kopf ab." Sie ließ dann Hassan von ihren Sklavinnen wegführen. Hassans Verzweiflung war jetzt größer als jemals; er sah die Unmöglichkeit ein, länger auf diesen Inseln zu verweilen, und wußte auch nicht, auf welche Weise er wieder seine Heimat erreichen könnte. Wie ein Nachtwandler ging er vor ein Thor der Stadt; und unter einem Baume brach er bewußtlos zusammen. —

Hassans Gattin, welche einige Tage nach dieser Begebenheit bei ihrer Schwester anlangte, fand ihre Kinder weinend und immer ihren Vater rufend. Sie drückte ihre Kinder, selbst weinend, an ihr Herz und sagte ihnen höchst bestürzt: „Wie fällt euch jetzt euer Vater ein? Bei Gott, wüßte ich ihn noch beim Leben, ich würde euch zu ihm führen." Sie seufzte dann, vergoß viele Tränen der Reue über ihre Flucht und sprach folgende Verse:

„O mein Freund! trotz der Entfernung liebe ich dich doch noch immer; stets wendet sich mein Auge nach deiner Wohnung, und mein Herz ist voller Erinnerung an die Vergangenheit."

Da Nur Alhuda aus diesen Versen schloß, daß die alte Liebe sich wieder ihrer Schwester bemächtigt hatte, stand sie zornig auf und sagte: „Bei Gott, jetzt sehe ich erst, daß du in Wahrheit diesen hergelaufenen Mann geliebt hast. Konntest du denn keinem Prinzen, keinem Wesirosohne, keinem jungen Emir deine Liebe schenken? Ich lasse dich



ins Gefängnis werfen und werde unserm Vater alles schreiben! Er entscheide!" Nur Ahuda ließ sie dann in eine Grube werfen, in welcher Schlangen und Skorpionen waren; statt der goldenen Ringe ließ sie ihr eine schwere eiserne Kette anlegen, statt ihrer kostbaren Kleider ganz zerlumpfte anziehen; sogar ihren Kopfschmuck ließ sie ihr abnehmen. Nachdem sie eine Wache vor die Grube befohlen hatte, durchmusterte sie die Geschenke ihres Vaters und ihrer Schwester, nahm einen Theil davon herans und legte das übrige in ihre Schatzkammer. Hierauf schrieb sie ihrem Vater: „Wisse, daß deine Tochter einen hergelaufenen Mann von Irak zum Gemahl genommen und ihm auch zwei Kinder geschenkt hat. Sie, die Ehrvergessene, hatte die Absicht, zu entfliehen; sie verdient nicht länger zu leben; darum habe ich, sobald ich ihre Absicht, zu entfliehen, kannte, sie einsperren lassen, bis ich dich um Rat gefragt, was mit ihr und ihren Kindern geschehen soll.“ Diesen Brief schickte sie mit den Truppen, die ihre Schwester zu ihr begleitet hatten, fort, und befahl ihnen, ihr schnell wieder Antwort zu bringen. Sobald der König den Brief gelesen hatte, antwortete er darauf seiner Tochter: „Wenn das, was du mir schreibst, erwiesen ist, so verfare mit Manar Anisa wie es dich gutdünkt, ich überlasse dir diese Sache; entscheide, wie du willst. Friede sei mit uns!“

Hassan war indessen aus seiner Ohnmacht erwacht und ging zum Fluß hinunter, seine Kühle einzatmen. Da sah er zwei Knaben von den Söhnen der Zauberer und Weisfager miteinander streiten; vor ihnen lag ein knirschendes Gepter, auf welchem allerlei Talismane gestochen waren und eine kleine lederne Mütze. Hassan trat zwischen sie und fragte, warum sie einander so schlugen? „O Herr“, sagte der Älteste, „da Gott dich hierhergeführt hat, so richte du zwischen uns! Wir sind zwei Zwillinge, unser Vater war einer der mächtig-

sten Zauberer dieses Landes; er hat diese Höhle hier bis zu seinem Tode bewohnt und hat uns dieses Szepter und diese Mütze hinterlassen; nun will jeder von uns dieses Szepter haben: ich bin aber zuerst zur Welt gekommen, entscheide also!" Als Hassan dies hörte, sagte er: „Was ist wohl der Unterschied zwischen beiden? Das Szepter ist höchstens sechs kleine Silbermünzen wert und die Mütze nicht mehr als drei.“ Da sagte der Jüngere: „O Herr, du kennst ihren Wert nicht.“ — „Nun, worin besteht denn ihr Wert?“ fragte Hassan. Sie antworteten: „Es ist ein wunderbares Geheimnis darin verborgen; das Szepter und die Mütze sind so viel wert als der ganze Ertrag der Inseln Waß Waß.“ — „Erklärt euch deutlicher“, sagte Hassan, und der ältere Bruder sprach: „Was die Mütze angeht, so macht sie jeden, der sie aufsetzt, unsichtbar; das Szepter aber verleiht dem, der es besitzt, die Oberherrschaft über die sieben Klassen Genien, und sobald er damit auf den Boden schlägt, werden ihm alle Könige der Erde dienstbar.“ Als Hassan dies hörte, beugte er eine Weile den Kopf zur Erde und dachte: „Wahrhaftig, ich bedauere diese Kinder, doch bedarf ich jetzt dieser Gegenstände eher als sie, um mich, meine Frau und meine Kinder aus der Hand dieser gewaltthätigen Nur Alhuda und aus diesem furchtbaren Lande zu befreien. Gewiß hat der erhabene Gott sie mir gesandt als Mittel zu meiner Rettung.“ Er hob dann das Gesicht zu ihnen empor und sagte: „Ich will sehen: wer von euch am schnellsten laufen kann, der soll das Szepter haben; wollt ihr meine Entscheidung gelten lassen?“ Als sie einwilligten, nahm Hassan einen feinen Stein und schleuderte ihn so weit, daß man ihn gar nicht mehr sah; während aber die zwei Kinder danach um die Wette liefen, setzte er die Mütze auf und nahm das Szepter in die Hand, um zu sehen, ob sie wirklich eine besondere Tugend besäßen. Die Kinder kamen zurück, aber der Kleinere, welcher mit dem Steine

zu Hassan laufen wollte, fand keine Spur mehr von ihm; und einer fragte den anderen: „Wo ist unser Richter hingekommen?“ Sie suchten lange und fanden ihn nicht, obschon Hassan nicht von der Stelle gewichen war. Sie schalteten dann einander und sagten: „Nun ist beides verloren und wir haben weder Szepter noch Mütze; das hat unser Vater uns vorausgesagt;“ und hierauf kehrten sie wieder zur Stadt zurück. Auch Hassan, als er von der Eigenschaft der Mütze überzeugt war, ging wieder in die Stadt, ohne daß ihn jemand sah, und versügte sich aufs Schloß ins Zimmer der Alten.

Hassan erzählte ihr nun sein Zusammentreffen mit den Kindern und zeigte ihr das Szepter und die Mütze. Sie freute sich sehr und sagte: „Gelobt sei Gott, der tote Gebeine, wenn sie schon zu Staub geworden, wieder belebt! Bei Gott, es wäre um dich und deine Gattin geschehen gewesen! Nun kenne ich diese Kleinodien; der Mann, der sie gemacht hat, war mein Meister in der Zauberkunst und hat hundertundfünfunddreißig Jahre gebraucht, bis er dieses Szepter und diese Mütze fertigte. Höre nun, was ich dir sage: setze die Mütze auf, nimm das Szepter in die Hand, geh zu deiner Gattin und befreie sie von ihren Ketten; schlage nur mit dem Szepter auf die Erde und sage: ‚Erscheinet, ihr Diener dieser Talismane!‘ und wenn dann einer von den Häuptern der Genieu sich dir naht, so befiehl ihm, was du willst.“ Hassan nahm dann Abschied von ihr, setzte die Mütze auf, nahm das Szepter in die Hand und ging zu dem Gefängnis seiner Gattin.

Als die Nacht herannahte und Manar Unisa von ihren Wächtern verlassen wurde, begab sich Hassan zu ihr und gab sich ihr und den Kindern mit leiser Stimme zu erkennen. Alle waren außer sich vor Freude; Hassan aber sprach: „Es ist keine Zeit zu reden“, band seine Gattin los, nahm seinen ältesten Sohn auf den Arm, gab den jüngsten seiner Gattin und empfahl sich dem göttlichen Schutze. Wie sie

aber zum Schlosse hinaus wollten, fanden sie das Thor von außen geschlossen, da gaben sie alle Hoffnung auf eine glückliche Flucht auf, und Hassan rief bestürzt: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott dem Erhabenen!“ Während er noch redete, sagte jemand von außen: „Bei Gott, ich öffne euch, wenn ihr mir meine Bitte gewährt!“ Als sie von außen angeredet wurden, fürchteten sie sich noch mehr und wollten wieder in ihr Gemach zurückgehen. Da rief dieselbe Stimme wieder: „Warum antwortet ihr mir nicht?“ Hassan erkannte jetzt die Stimme der Alten und rief ihr voller Freude zu: „Öffne nur, dein Wille geschehe!“ Aber sie erwiderte: „Bei Gott, ich öffne nicht, oder ihr müßt mir schwören, daß ihr mich mit euch nehmen wollt, denn ich mag nicht länger bei dieser ruchlosen Königin bleiben, ich will euer Schicksal teilen, mit euch gerettet werden oder umkommen.“ Da schwuren sie der Alten, daß sie sie mitnehmen wollten. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als das Thor aufging und die Alte auf einem Löwen saß, den sie an einem Stricke führte und ihnen sagte: „Folget mir und fürchtet nichts! Ich habe vierzig Kapitel von der Zauberkunst auswendig gelernt: das geringste davon genügt mir, um vor Tagesanbruch diese Stadt in ein wogendes Meer und alle Mädchen, die darin sind, in Fische zu verwandeln. Doch wage ich es nicht, einen solchen Zauber zu gebrauchen, aus Furcht vor dem König; aber ihr sollt andere Wundertaten von mir sehen, kommt nur schnell!“ Hassan und seine Gattin folgten der Alten zur Stadt hinaus. Da schlug Hassan mit seinem Szepter auf die Erde und sagte: „Ich beschwöre euch, ihr Diener dieser Talismane, erscheint und gehorchet meinem Willen!“ Sogleich spaltete sich die Erde und es traten sieben Geister hervor, so groß, daß ihre Füße den Boden berührten und ihr Kopf die Wolken spaltete. Sie verbeugten sich dreimal vor Hassan und sagten: „Was beliebt un-

serem Herrn und Gebieter? Wir sind bereit, alles für dich zu tun; forderst du mit Gottes Erlaubnis, daß wir die Meere austrocknen oder die Berge in Ebenen umgestalten?" Hassan fragte sie: "Wer seid ihr? Zu welchem Stamme und zu welcher Familie gehört ihr?" Sie antworteten ihm einstimmig: "Wir sind sieben Könige, jeder von uns gebietet über sieben Stämme Djinnen und Tensel, welche Berge und Wüsten und Meere bewohnen; du kannst uns befehlen, was du willst, wir sind Sklaven dessen, der das Szepter besitzt, das du in der Hand hast." Als Hassan dies hörte, freute er sich und sagte: "Zeiget mir einmal eure Truppen und Hilfsgegnossen!" — "O unser Herr!" versetzten sie, "wir fürchten für dich und die, welche bei dir sind, denn unsere Leute sind sehr zahlreich und haben allerlei Gestalt, Gesicht und Farbe; die einen haben einen Kopf ohne Leib, die anderen einen Rumpf ohne Kopf; viele gleichen wilden, reißenden Tieren. Darum wollen wir dir nur die Anführer und Obersten der Truppen zeigen. Doch was willst du sonst von uns?" Hassan antwortete: "Ihr sollt mich, meine Kinder und diese fromme Frau sogleich nach Bagdad tragen." Da fragten die Geister: "Auf welche Weise sollen wir dich dahin bringen?" Hassan antwortete: "Auf euren Rücken sollt ihr uns tragen und so schnell fliegen, daß wir vor Tagesanbruch in Bagdad eintreffen." Die Geister beugten lange den Kopf zur Erde, und als Hassan sie fragte, warum sie nicht antworteten, sagten sie: "O unser Herr und Gebieter, bei dem höchsten Namen, bei dem Bunde Salomons, des Propheten Gottes (Friede sei mit ihm!), wir haben gelobt, niemals einen Menschen auf unserem Rücken zu tragen; aber wir wollen dir gesattelte Djinnenpferde bringen, die euch schnell in eure Heimat bringen werden." — "Wie weit ist es denn von hier nach Bagdad?" fragte Hassan. "Sieben Jahre hat ein wackerer Reiter daran zu reisen", antworteten die Geister. Hassan war sehr erstaunt

und sagte: „Ich bin doch in weniger als einem Jahre hierhergekommen.“ Sie versetzten: „Gott hat dir die Herzen seiner frommen Diener zugeneigt, sonst hättest du dieses Land nie erreicht, ja nicht einmal mit deinen Augen gesehen; weißt du, daß du mit dem Alten auf dem Kamele und auf dem fliegenden Pferde in drei Tagen eine Strecke von drei Jahren zurückgelegt hast, und daß der andere Alte mit dir in einem Tage einen ähnlichen Weg zurückgelegt hat? Und von Bagdad nach dem Schlosse der Mädchen hat man auch ein Jahr zu reisen: so hast du eine Entfernung von sieben Jahren.“

Als Hassan dies hörte, rief er: „Gepriesen sei Allah, der das Schwere leicht und das Ferne nahe macht und der in jeder Gefahr mir beige-  
standen ist.“ Er fragte dann die Geister, in wieviel Zeit er auf ihren Pferden nach Bagdad kommen werde. Sie antworteten: „In weniger als einem Jahre; jedoch haben wir noch viel Schreckliches durchzumachen, wir kommen durch wilde, wasserlose Wüsten, und ich fürchte, daß die Bewohner dieser Insel und der erzürnte mächtige König und seine Zauberer und Priester mit uns Krieg führen und euch wieder gefangennehmen könnten; auch gegen uns wird man aufgebracht sein, daß wir eine königliche Prinzessin für einen gewöhnlichen Menschen entführen. Indessen derjenige, der dich hierher geführt, kann dich auch wieder in Frieden in dein Vaterland zurückbringen und mit den Deinigen dich vereinen, vertraue nur auf Gott.“ Hassan dankte ihnen und bat sie, schnell die Pferde herbeizuschaffen. Da stampften sie die Erde mit den Füßen, bis sie sich spaltete, dann versanken sie eine Weile und kamen wieder herauf mit drei gesattelten und gezäumten Pferden. An jedem Sattel hing ein Quersack, welcher auf der einen Seite Wasser und auf der anderen Lebensmittel enthielt. Hassan bestieg ein Pferd und nahm einen seiner Söhne zu sich, seine Frau ein anderes mit dem anderen Sohne, und die Alte be-



stieg das dritte Pferd. Nachdem sie die ganze Nacht in der Ebene geblieben waren, kamen sie des Morgens ins Gebirge, und bald darauf mußten sie einen unterirdischen schmalen Weg einschlagen. Hier sah Hassan auf einmal einen Geist vor sich, so lang wie eine Rauchsäule, die bis zum Himmel hinaufsteigt. Hassan sagte einige Sprüche aus dem heiligen Koran und nahm seine Zuflucht zu Gott gegen alle bösen Tensel. Je näher er dem schwarzen Wesen kam, je mehr Sprüche sagte er her. Als er endlich dem Geiste, dessen Füße in der Tiefe der Erde ruhten und dessen Haupt bis zu den Wolken reichte, gegenüberstand, verbeugte sich jener vor ihm und sagte: „Fürchte dich nicht vor mir, ich bin ein unselmännischer Einwohner dieser Insel und glaube, wie du, an die Einheit Gottes. Ich habe von deiner Ankunft und von deiner ganzen Geschichte Nachricht erhalten, und da ich aus diesem Lande auswandern und ein unbewohntes Land fern von hier aufsuchen will, um dort in der Einsamkeit Gott anzubeten, so werde ich euch begleiten und euer Führer sein, bis ihr diese Insel verlasset.“ Hassan nahm das Anerbieten dieses Geistes mit Dank an und hoffte, durch ihn aller weiteren Gefahr zu entgehen. So setzten sie einen ganzen Monat lang ihre Reise durch Berg und Thal fort. Am einunddreißigsten Tage erhob sich auf einmal ein Staub hinter ihnen, der die ganze Atmosphäre verdunkelte. Hassan war ganz blaß, als er den Staub sah und dazu noch ein furchtbares Schreien und Lärmen hörte, und die Alte rief ihm zu: „Mein Sohn, die Truppen der Inseln Waf Waf haben uns eingeholt und werden sogleich Hand an uns legen; schlage die Erde mit deinem Szepter!“ Als Hassan dies tat, erschienen die sieben Könige wieder, grüßten ihn und sagten: „Fürchte nichts! Besteige mit deiner Gattin und deinen Kindern diesen Berg und laß uns hier unten. Wir wissen, daß ihr in der Wahrheit seid, euere Feinde aber im Irrtum leben; Gott wird uns den

Sieg über sie verschaffen." Hassan und die Seinigen stiegen dann von den Pferden herunter und ließen sich von Geistern auf den Berg tragen. Dann kamen die Bewohner der Inseln Waſ Waſ mit ihren Anführern in zwei Abteilungen herangezogen und stellten sich in Schlachtfeldordnung auf. Nach einer kleinen Weile erschienen Hassans Schutzgeister mit ihren Scharen ihnen gegenüber und der Angriff ward allgemein. Die Djinnen spien Feuer, daß der Rauch bis zum Himmel stieg, die Köpfe flogen von den Rümpfen herunter, das Blut floß in Strömen, das Getöse nahm immer zu, das Schwert war geschäftig, die Kriegersflamme loderte hell auf, die Mutigen sprangen voran, die Feigen entflohen. Der Richter der Wahrheit entschied zwischen ihnen: die einen kamen um, die anderen wurden gerettet; so dauerte der Kampf den ganzen Tag fort. Des Abends stiegen sie von ihren Pferden ab, und die Könige besuchten Hassan. Als dieser sie fragte, welchen Ausgang ihr Krieg mit der Königin Nur Alhuda genommen, antworteten sie: „Schon haben wir mehrere Tausende von den ihrigen erschlagen und gefangen, sei nur guten Mutes! Morgen wird unser Sieg vollständig werden.“

Die Geister verließen dann Hassan wieder und musterten ihre Truppen die ganze Nacht durch und priesen unseren Propheten Mohammed. Sobald der Morgenstern leuchtete, begann der Kampf wieder von neuem; man fiel sich mit Lanzen an, und die beiden Heere glichen zwei gegeneinander tobenden Meeren oder zwei hohen zusammenstoßenden Bergen. Erst gegen Abend waren die Truppen der Inseln Waſ Waſ gänzlich geschlagen.

Nur wenigen gelang es, zu entfliehen; die Königin selbst, mit den Vornehmsten des Reiches, wurde gefangengenommen. Als der folgende Tag heranbrach, gingen die sieben Könige zu Hassan, verbeugten sich vor ihm und errichteten ihm einen goldenen Thron, mit Per-

len und Edelsteinen verziert. Daneben errichteten sie einen zweiten von Elfenbein für seine Gattin und endlich einen dritten für die Alte. Dann führten sie ihnen die Gefangenen in Fesseln vor, unter ihnen auch die Königin Nur Alhuda. Als Hassan's Gattin ihre Schwester in Ketten sah, brach sie in Tränen aus. Da fragte Nur Alhuda: „Wer ist der Mann, der uns besiegen und gefangennehmen konnte?“ Manar Alnisa antwortete: „Der Mann, der unser aller Herr ist und der auch den Königen der Geister gebietet, die euch besiegt haben, ist mein Gatte; eine Krone und ein Szepter haben ihm so viel Macht verliehen.“ Als Nur Alhuda dies hörte, fiel sie vor ihrer Schwester nieder und weinte, bis diese, von Mitleid ergriffen, zu Hassan sagte: „Willst du denn meine Schwester umbringen lassen? Hat sie nicht dein Leben geschont?“ Hassan erwiderte: „Waren die Mißhandlungen, die du von ihr erlitten, für mich nicht schlimmer als der Tod?“ — „Das alles“, entgegnete Manar Alnisa, „war über mich verhängt. Ubrigens denke an meinen Vater, der wird sich schon genug über meine Abreise grämen, soll er auch noch meiner Schwester Tod beweinen?“ Hassan fügte sich endlich in den Willen seiner Gattin und ließ nicht nur seine Schwägerin, sondern auch alle übrigen Frauen entfesseln. Manar Alnisa umarmte dann ihre Schwester, weinte eine Weile mit ihr, setzte sich neben sie und erzählte ihr ihre ganze Geschichte mit Hassan. Nur Alhuda hörte ihr mit der größten Aufmerksamkeit zu, und als sie vernahm, wieviel Hassan gelitten, sagte sie: „Wenn deine Erzählung wahr ist, so hat dein Gatte Außerordentliches geleistet und ist deiner vollkommen würdig.“ Sie versprach dann noch ihrer Schwester, ihre Sache bei dem König, ihrem Vater, zu führen. „Jetzt, da ich deinen vortrefflichen Gatten ganz kenne, bin ich nicht mehr in der mindesten Sorge um dich. Auch unsern Vater werde ich zu besänftigen wissen, damit er dir nicht länger zürne. Du

hast edel an mir gehandelt, meine Schwester, und ich werde euch, dir und deinem Gatten, eure Großmut nie vergessen." Als die Alte das hörte, weinte sie, stieg von ihrem Throne und umarmte Nur Alhuda. Am folgenden Morgen nahmen sie Abschied voneinander. Hassan schlug mit dem Szepter wider die Erde und bestellte zwei Pferde. Als seine Diener sie brachten, bestieg er das eine mit einem Sohne, sowie seine Gattin das andere mit dem anderen Sohne, und die Königin mit der Alten kehrte in ihre Heimat zurück. Nach einer Reise von einem Monate kam Hassan mit seiner Gattin vor eine Stadt, die von Bäumen und Flüssen umgeben war. Sie stiegen ab und wollten unter einem Baume anruchen, als eine Schar Reiter auf sie zukam. Hassan ging ihnen entgegen, und siehe da, es war der König Hasun mit den angesehensten Bewohnern der Stadt. Nach gegenseitigen Verwillkommungen stieg der König ab, setzte sich zu Hassan, beglückwünschte ihn und ließ sich von ihm erzählen, was ihm seit ihrer Trennung widerfahren. Als Hassan seine Geschichte vollendet hatte, sagte der König Hasun: „Mein Sohn, noch nie ist jemand glücklich von den Inseln Wak Wak zurückgekommen; gelobt sei Gott, der dich auf eine wunderbare Weise gerettet.“ Hassan und seine Gattin bestiegen dann nach dem Wunsche des Königs ihre Pferde wieder und ritten mit ihm in die Stadt, wo sie drei Tage mit vieler Auszeichnung bewirtet wurden. Am vierten Tage bat Hassan den König um die Erlaubnis, seine Reise wieder fortzusetzen; der König begleitete sie noch zehn Tage weit, nahm dann Abschied von ihm und kehrte um. Hassan reiste mit seiner Gattin wieder einen ganzen Monat ununterbrochen fort, bis sie an eine große Höhle kamen; da sagte er seiner Gattin: „Warte hier ein wenig: hier wohnt der große Meister Abu Nisch, dem ich die Bekanntschaft mit dem König Hasun verdanke.“ So wie aber Hassan in die Höhle gehen wollte, kam Abu Nisch ihm entgegen. Hassan stieg vom Pferde,

grüßte ihn und küßte ihm die Hand. Abu Risch lud Hassan und seine Gattin in die Höhle ein und ließ sich von ihnen erzählen, was ihnen auf den Inseln Waß Waß widerfahren, und als er die Geschichte mit der Mütze und dem Szepter hörte, sagte er zu Hassan: „Ohne diese wärest du nicht glücklich davongekommen.“ Während sie so im Gespräche begriffen waren, ward an die Türe geklopft: es war der alte Abd Alkadus, der Oheim der Mädchen, welcher auf seinem Elefanten herangeritten war. Abu Risch freute sich seiner Ankunft und führte ihn auch in die Höhle. Als Hassan ihn erkannte, stand er vor ihm auf und grüßte ihn; dieser erwiderte seinen Gruß und Hassan erzählte auf Verlangen des Abu Risch noch einmal seine ganze Geschichte. Abd Alkadus sagte dann zu Hassan: „Mein Sohn, du bist nun wieder im Besitze deiner Frau und deiner Kinder und bedarfst des Szepters und der Mütze nicht mehr; bedenke nun, daß du durch unsere Hilfe nach den Inseln Waß Waß gelangt bist, und schenke mir das Szepter und Abu Risch die Mütze als Zeichen deiner Erkenntlichkeit.“ Hassan, der Wohltaten dieser beiden Männer eingedenk, schämte sich, ihnen etwas abzuschlagen; er versetzte jedoch: „Gerne will ich euch eure Bitte gewähren, wenn aber mein Schwiegervater mich mit seinen Truppen verfolgt, womit rette ich mich dann?“ Abd Alkadus erwiderte: „Sei ohne Furcht, wir schützen dich gegen ihn und gegen jeden anderen.“ Hassan konnte sich nun nicht länger mehr weigern; er gab daher Abu Risch die Mütze und sagte zu Abd Alkadus: „Begleite mich nach Hause und du erhältst dann das Szepter.“ Der Alte nahm diesen Vorschlag freudig an und schenkte Hassan viel Geld und Edelsteine. Nach drei Tagen traf Abd Alkadus die nötigen Anstalten zur Reise. Hassan und seine Gattin bestiegen ihre Pferde und Abd Alkadus den Elefanten, der aus der Wüste hertrabte, und nahmen Abschied von Abu Risch, der wieder zur Höhle



zurückging. Nach einer langen Reise durch öde Wüsten kamen sie endlich wieder in ein bewohntes Land, und bald zeigte sich in der Ferne die Spitze des Wolkenberges. Da sagte der Alte zu Hassan: „Freue dich, du wirst diese Nacht im Schlosse meiner Nichten sein.“ Hassan und seine Gattin waren außer sich vor Freude über diese Nachricht, und es vergingen nur wenige Stunden, da entdeckten sie das Schloß ihrer Freundinnen. Als sie in dessen Nähe kamen, traten die Mädchen zu ihnen heraus, und nach gegenseitiger Begrüßung sagte der Alte: „Nun, meine Nichten, hier bin ich wieder mit euerem Freunde Hassan, der durch mich seine Gattin und seine Kinder wiedergefunden hat.“ Die Mädchen umarmten Hassan, beglückwünschten ihn und gaben ihm zu Ehren ein großes Fest.

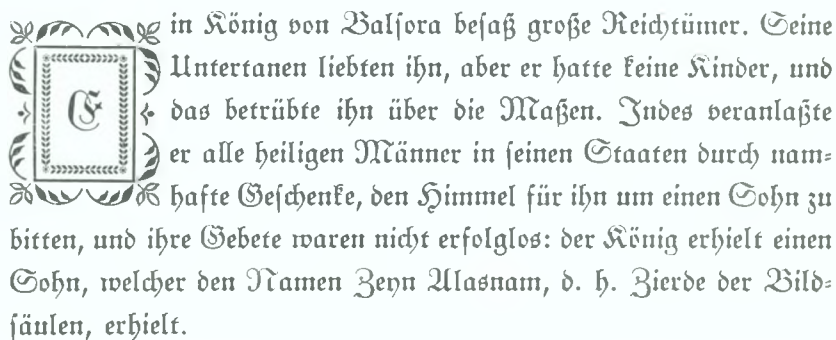
Von allen sieben Schwestern war indessen doch die jüngste über die günstige Lösung der Schicksale Hassans und über seine Anwesenheit am glücklichsten. Sie weinte lange vor Freude und ließ sich jede Einzelheit seiner Reiseabenteuer von ihm erzählen. Aber auch ihn beglückte das Wiedersehen mit seiner Freundin, die stets so innigen Anteil an ihm genommen, und zu wiederholten Malen versicherte er ihr, er werde nie vergessen, wie viel Gutes sie ihm erwiesen. Hassans Freundin wandte sich dann zu Manar Unisa, umarmte sie, drückte sie und ihre Kinder an ihre Brust und sagte: „O Prinzessin, hattest du denn kein Mitleid in deinem Herzen, daß du mit den Kindern diesen Mann verlassen, ihm so viele Leiden verursachen und ihn in so große Gefahren stürzen konntest?“ Manar Unisa antwortete lächelnd: „O meine Herrin: was sein soll, das geschieht; niemand kann seinen Bestimmungen entfliehen. Es war einmal über meinen Gatten verhängt, er solle fremdes Brot essen und fremdes Wasser trinken und ganz fremde Menschen sehen; nun laß uns Gott für seine Rettung loben.“ Hassan brachte zehn Tage in allerlei Fest-







lichkeiten und Belustigungen auf dem Schlosse zu. Dann machte er sich reisefertig, und seine Freundin gab ihm viele Kostbarkeiten, Speisen und Getränke mit. Als die Stunde der Abreise herannahte, schenkte Hassan dem Alten das Szepter und nahm von ihm und den Mädchen Abschied, und nach einer siebenztägigen Reise langte er in der Friedensstadt Bagdad an. Seine Mutter hatte während seiner Abwesenheit nichts als geweint und getrauert und alle Freude am Leben verloren. Schon war jede Hoffnung, ihren Sohn wiederzusehen, aus ihrem Herzen geschwunden. Da hörte sie eines Abends an ihre Türe klopfen; sie öffnete die Thür, und als sie Hassan mit seiner Frau und seinen Kindern erblickte, fiel sie vor Freude in Ohnmacht. Hassan bespritzte sie, bis sie wieder zu sich kam, dann umarmte er sie und weinte. Auch Manar Alnisa küßte und umarmte ihre Schwiegermutter. Diese fragte dann Hassan, warum er so lange weggeblieben, worauf er ihr alles, was ihm auf der Reise widerfahren, erzählte. Als die Alte von dem Szepter und der Mütze hörte, sagte sie: „Mein Sohn, du warst leichtsinnig im Verschenken der Mütze und des Szepters, denn hättest du sie noch, so wäre ja die ganze Erde in der Länge und in der Breite dein Eigenthum. Doch, gelobt sei Gott, der dich und deine Frau und Kinder gerettet.“ Am folgenden Morgen zog Hassan ein feines Kleid an, ging auf den Markt und kaufte Sklaven und Sklavinnen, die feinsten Stoffe zu Kleidern, Edelsteine zu einem Schmucke, Divane und anderes Hausgerät, wie sie nur Kaiser besitzen, und lebte mit seiner Mutter, Gattin und Kindern in Glück und Freude, bis an seinen Tod.



Bald nach der Geburt seines Sohnes hatte der König einen seltsamen Traum. Ein ehrwürdiger Greis, mit einem großen Stab in der Rech-

ten, erschien ihm und befahl ihm, dem Neugeborenen das Horoskop<sup>1</sup> zu stellen. Der König ließ nun alle Sterndeuter seines Reiches zusammenrufen und befahl ihnen, dem Kind das Horoskop zu stellen. Sie entdeckten durch ihre Beobachtungen, daß er lange leben und viel Mut besitzen würde, daß er dieses Mutes aber auch bedürfe, um das vielfache Unglück, das ihn bedrohe, mannhaft zu ertragen. Der König erschrak nicht über diese Weissagung. „Wenn mein Sohn Mut hat“, sagte er, „so ist er nicht zu beklagen. Es ist gut, wenn die Prinzen manchmal in ein Unglück kommen; Widerwärtigkeiten läutern ihre Tugend, sie lernen dadurch nur um so besser regieren.“

Er belohnte die Sterndeuter und entließ sie in ihre Heimat. Seinen Sohn aber ließ er mit aller erdenklichen Sorgfalt erziehen. Er gab ihm Lehrer, sobald er alt genug war, ihren Unterricht benutzen zu können. Der gute König wünschte einen vollendeten Prinzen aus ihm zu machen; aber auf einmal wurde er von einer Krankheit befallen, welche seine Ärzte nicht zu heilen vermochten. Als er nun sein Ende nahen sah, ließ er seinen Sohn rufen und empfahl ihm unter anderem, er solle sich mehr die Liebe als die Furcht seines Volks zu erwerben suchen, niemals den Schmeichlern sein Ohr leihen und ebenso langsam im Belohnen als im Strafen sein; denn gar häufig ließen sich die Könige durch falschen Schein verführen, schlechte Leute mit Wohlthaten zu überhäufen und die Unschuld zu unterdrücken.

Als der König gestorben war, legte der Prinz Zeyn Trauerkleider an und trug sie sieben Tage lang. Am achten bestieg er den Thron, nahm von dem königlichen Schatz das Siegel seines Vaters weg, legte das seinige daran und begann nun die Gütigkeit des Herrschens zu kosten. Der Anblick, wie seine Höflinge sich vor ihm beugten und

<sup>1</sup> Wörtlich: „Stundenjauer“. Das Horoskop stellen: aus dem Stande der Gestirne bei der Geburt das künftige Schicksal weisagen.

es sich zur Aufgabe ihres Lebens machten, ihren Gehorsam und Eifer an den Tag zu legen, mit einem Wort, die unumschränkte Herrschergewalt hatte allzngroßen Reiz für ihn. Er dachte nur an die Pflichten seiner Untertanen, nicht aber an das, was er ihnen schuldig war, und kümmerte sich wenig um die Regierungsgeschäfte. Er hielt in nichts Maß und Ziel. Seine angeborene Freigebigkeit verwandelte sich in zügellose Verschwendung, und die ganze reiche Schatzkammer, wie er sie von seinem Vater überkommen hatte, war bald erschöpft.

Die Königin, seine Mutter, lebte noch. Sie war eine weise und verständige Fürstin und hatte mehrmals vergeblich dem Strome der Verschwendung Einhalt zu tun versucht, indem sie ihm vorstellte, wenn er seinen Lebenswandel nicht ändere, so werde er nicht nur in kurzem seinen ganzen Reichtum einbüßen, sondern sich auch seine Völker abwendig machen und eine Revolution veranlassen, die ihm leicht Krone und Leben kosten könne. Wenig fehlte, so wäre ihre Weisung in Erfüllung gegangen: die Untertanen fingen an, gegen die Regierung zu murren, und es wäre unfehlbar zur offenen allgemeinen Empörung gekommen, wenn nicht die Königin durch ihre Gewandtheit vorgebengt hätte. Unterrichtet von dem Stand der Dinge, benachrichtigte sie den König davon, der sich endlich überreden ließ, und nun das Ministerium weihen, bejahrten Männern anvertraute, welche die Untertanen in ihrer Pflicht zu erhalten wußten.

Als aber Beyn alle seine Reichtümer verschwendet sah, berante er, daß er keinen besseren Gebrauch davon gemacht hatte. Er versank in düstere Schwermut, und nichts vermochte ihn zu trösten. Eines Nachts sah er im Traum einen ehrwürdigen Greis, der auf ihn trat und mit lächelnder Miene zu ihm sagte: „O Beyn, wisse, daß es kein Leid gibt, dem nicht Freude folgte, kein Unglück, das nicht ir-



gendein Glück nach sich zöge. Willst du deinem Kummer ein Ende machen, so stehe auf, reise nach Ägypten, und zwar nach Kairo: dort erwartet dich ein großes Glück."

Als der Fürst erwachte, machte er sich allerlei Gedanken über diesen Traum. Er erzählte ihn sehr ernsthaft der Königin, seiner Mutter, die nur darüber lachte. „Mein Sohn“, sagte sie, „willst du nicht vielleicht auf diesen schönen Traum hin nach Ägypten reisen?“ — „Warum nicht, Mütterchen?“ antwortete Zeyn. „Glaubst du denn, alle Träume seien bloß Hirngespinnste? Nein, nein, es gibt welche, in denen tiefe Wahrheit verborgen liegt. Meine Lehrer haben mir tausend Geschichten erzählt, die mich nicht daran zweifeln lassen. Wäre ich übrigens auch nicht davon überzeugt, so könnte ich doch nicht umhin, meinem Traume Beachtung zu schenken. Der Greis, der mir erschienen ist, hat etwas Übernatürliches. Er war keiner von denen, die bloß ihr Alter ehrwürdig macht: etwas Göttliches, das ich nicht näher bezeichnen kann, war über seine ganze Person ausgegossen. Er glich vollkommen dem Bilde, das man von unserem großen Propheten macht, und um dir alles aufrichtig zu gestehen, ich glaube, daß er es selbst ist, daß er sich meines Kummers erbarmt und ihn lindern will. Er hat mir ein Vertrauen eingeflößt, auf das ich alle meine Hoffnung setze. Seine Versprechungen klingen mir noch im Ohr, und ich bin entschlossen, seiner Stimme zu folgen.“ Umsonst bemühte sich die Königin, ihn davon abzubringen; der Fürst übertrug ihr die Verwaltung des Reiches, verließ eines Nachts ganz heimlich den Palast und begab sich ohne Begleiter auf den Weg nach Kairo.

Nach vielen Beschwerden und Mühseligkeiten langte er in dieser berühmten Stadt an, die sowohl in Beziehung auf Größe als Schönheit wenige ihresgleichen hat. Er stieg an der Pforte einer Moschee ab und legte sich, von Müdigkeit übermannt, daselbst nieder. Raum war er

eingeschlafen, als ihm derselbe Greis erschien und zu ihm sprach: „D mein Sohn, ich bin zufrieden mit dir, du hast meinen Worten geglaubt und hast dich nicht von der Länge und Beschwerlichkeit des Weges abschrecken lassen, hierherzukommen. Vernimm jetzt, daß ich dich zu dieser großen Reise nur veranlaßt habe, um dich auf die Probe zu stellen. Ich sehe, du hast Mut und Charakterfestigkeit: du verdienst, daß ich dich zum reichsten und glücklichsten aller Könige der Erde mache. Kehre nach Balsora zurück; du wirst in deinem Palast unermessliche Reichtümer finden. Nie hat ein König so viele besessen, als dort aufgehäuft liegen.“

Der König war von diesem Traume nicht sonderlich erbaut. Ach, sagte er bei sich selbst, als er erwachte, wie sehr habe ich mich getäuscht! Dieser Greis, den ich für unseren großen Propheten hielt, ist ein bloßes Erzeugnis meiner aufgeregten Phantasie. Ich hatte den Kopf so voll davon, daß es kein Wunder ist, wenn ich zum zweiten Male so geträumt habe. Am besten, ich gehe nach Balsora zurück. Wozu soll ich mich länger hier aufhalten? Nur gut, daß ich den Grund meiner Reise niemand als meiner Mutter mitgeteilt habe! Wenn meine Untertanen ihn erführen, sie würden mit Fingern auf mich deuten.

Er kehrte also nach seinem Königreiche zurück, und als er ankam, fragte ihn die Königin, ob er mit seiner Reise zufrieden sei. Er erzählte ihr alles haarklein und schien über seine allzugroße Leichtgläubigkeit so betrübt, daß seine Mutter, statt durch Vorwürfe oder Spötereien seinen Verdruß zu vermehren, sich Mühe gab, ihn zu trösten. „Beruhige dich, mein Sohn“, sagte sie, „wenn Gott dir Reichtümer bestimmt hat, so wirst du sie ohne Mühe erwerben. Sei deswegen unbekümmert; alles, was ich dir empfehlen kann, ist, tugendhaft zu sein. Bemühe dich, deine Untertanen glücklich zu machen: durch ihr Glück sicherst du das deine.“

Der König Beyn gelobte, fortan allen Ratschlägen seiner Mutter und der weisen Wesire zu folgen, welche sie erwählt hatte, um ihm die Last der Regierung tragen zu helfen. Aber gleich in der ersten Nacht, die er wieder in seinem Palaste zubrachte, sah er den Greis zum dritten Male im Traume. „Mutvoller Beyn“, sprach dieser zu ihm, „endlich ist der Augenblick deines Glücks gekommen! Morgen früh, sobald du aufgestanden bist, nimm eine Hacke und durchsuche das Kabinett des seligen Königs, dort wirst du einen großen Schatz finden.“

Sobald der König erwachte, stand er auf, ging sogleich zu seiner Mutter und erzählte ihr mit großer Lebhaftigkeit seinen neuen Traum. „Wahrhaftig, mein Sohn“, sagte die Königin lächelnd, „der Greis ist sehr beharrlich; es ist ihm nicht genug, dich zweimal betrogen zu haben. Bist du vielleicht gesonnen, ihm abermals zu trauen?“ — „Nein, meine Mutter“, antwortete Beyn, „ich glaube ihm keineswegs, doch will ich zum Spaß das Kabinett meines Vaters untersuchen.“ — „Oh, ich dachte es wohl!“ rief die Königin mit lautem Gelächter; „gehe, mein Sohn, gib dich zufrieden! Mein einziger Trost ist, daß die Sache nicht so ermüdend ist wie die Reise nach Ägypten.“

„Nun ja, liebe Mutter“, versetzte der König, „ich will dir nur gestehen, dieser dritte Traum hat mir wieder Vertrauen eingeflößt; er steht in genauem Zusammenhang mit den beiden anderen, und wenn wir alle Worte des Greises gehörig erwägen, so hat er mir zuerst an- gegeben, nach Ägypten zu reisen, und dort hat er mir gesagt, er habe mich nur zur Probe auf die Reise geschickt. Kehre nach Balsora zu- rück, sagte er hierauf, dort sollst du Schätze finden. Heute nacht nun hat er mir den Ort, wo sie sind, genau angegeben. Diese drei Träume hängen, scheint mir's, zusammen; es gibt nichts daran zu deuteln, die

ganze Sache ist klar. Sie können allerdings Einbildungen sein, allein ich will lieber vergebens suchen, als mir mein ganzes Leben lang vorwerfen, daß ich vielleicht große Reichtümer verschert habe, indem ich zur Unzeit ungläubig war.“ So sprechend verließ er das Zimmer der Königin, ließ sich eine Hacke geben und ging allein in das Gemach seines seligen Vaters. Dort fing er an zu hauen und hatte bereits mehr als die Hälfte der viereckigen Platten des Fußbodens aufgehoben, ohne die mindeste Spur von einem Schatze zu entdecken. Er ruhte aus und sagte zu sich selbst: „Ich fürchte sehr, meine Mutter hat mich mit Recht verspottet“; gleichwohl ließ er es sich nicht verdrießen und machte sich aufs neue an die Arbeit. Er hatte das nicht zu bereuen; denn auf einmal entdeckte er einen weißen Stein, den er aufhob, und unter demselben fand er eine verschlossene Türe mit einem stählernen Vorlegeschloß. Er zerschlug es, öffnete die Türe und erblickte eine Treppe von weißem Marmor. Flugs zündete er eine Wachskerze an, stieg diese Treppe hinab und kam in ein mit chinesischem Porzellan gepflastertes Gemach, dessen Wände und Decke von Kristall waren. Was aber seine Aufmerksamkeit am meisten auf sich zog, waren vier Erhöhungen, auf deren jeder zehn Porphyrurnen waren. Er dachte: sie werden voller Wein sein, und sprach bei sich: „Auch gut, dieser Wein ist recht alt und ohne Zweifel wird er köstlich munden.“ So näherte er sich denn einer der Urnen, nahm den Deckel weg und sah mit ebenso großer Überraschung als Freude, daß sie voller Goldstücke war. Nun untersuchte er alle vierzig Urnen eine nach der anderen und fand sie voll Zechinen. Er nahm eine Handvoll davon und lief zu seiner Mutter.

Man kann sich das Erstaunen der Königin denken, als sie von ihrem Sohne hörte, was er gesehen hatte. „O mein Sohn“, rief sie, „hüte dich nur, daß du diese Reichtümer nicht auch so töricht verschwendest

wie den königlichen Schatz! Du solltest schon deinen Feinden nicht diese Freude gönnen!" — „Nein, meine Mutter", antwortete Zeyn, „ich werde von nun an so leben, daß du gewiß zufrieden bist."

Die Königin bat ihren Sohn, sie in das wundervolle Gemach zu führen, das ihr verstorbener Gemahl so heimlich hatte machen lassen, daß sie nie davon hatte reden hören. Zeyn führte sie ins Kabinett, half ihr die Marmortreppe hinabsteigen und zeigte ihr dann das Zimmer, wo die Urnen standen. Sie betrachtete all diese Sachen mit forschenden Blicken und gewahrte in einem Winkel eine kleine Urne aus demselben Stoffe wie die anderen, die der König noch nicht bemerkt hatte. Sie nahm dieselbe, öffnete sie und fand darin einen goldenen Schlüssel. „Mein Sohn", sagte hierauf die Königin, „dieser Schlüssel verschließt ohne Zweifel noch einen anderen Schatz. Laß uns überall suchen, ob wir nicht entdecken können, zu welchem Gebrauch er bestimmt ist."

Sie untersuchten das Gemach mit der höchsten Aufmerksamkeit und fanden endlich mitten in der Wand ein Schloß. Sie dachten, dazu werde der Schlüssel gehören, und der König machte sogleich einen Versuch. Als bald ging die Thür auf, und sie erblickten ein zweites Gemach, in dessen Mitte neun Fußgestelle von gediegenem Golde waren; ihrer acht trugen eine Bildsäule aus einem einzigen Diamanten, und diese Bildsäulen strahlten solchen Glanz aus, daß das ganze Zimmer davon erleuchtet war.

„Unter Gott!" rief Zeyn ganz erstaunt aus, „wo hat mein Vater diese schönen Sachen erhalten?" Beim neunten Fußgestell verwunderte er sich noch mehr, denn auf demselben lag ein Stück weißer Altar, worauf folgende Worte geschrieben standen: „O mein lieber Sohn, diese acht Bildsäulen haben mich große Mühe gekostet, bis ich sie erworben hatte. Sie sind sehr schön, aber du mußt wissen, daß es

noch eine neunte auf der Welt gibt, welche sie übertrifft. Sie allein ist mehr wert als tausend solche, wie du hier siehst. Willst du dich in ihren Besitz setzen, so mache dich auf und gehe in die Stadt Kairo in Aegypten, dort wohnt einer meiner alten Sklaven, namens Mobarek; du wirst ihn ohne Mühe ausfindig machen; die erste Person, der du begegnest, wird dir seine Wohnung sagen. Geh, suche ihn auf und sage ihm, was dir begegnet ist. Er wird dich als meinen Sohn erkennen und nach dem Orte führen, wo diese wunderbare Bildsäule ist, deren Besitz dir Heil und Segen bringen wird."

Als der König diese Worte gelesen hatte, sagte er zu seiner Mutter: "Ich will diese neunte Bildsäule nicht entbehren; es muß ein sehr seltenes Stück sein, wenn sie mehr wert ist als diese hier alle zusammen. Ich gedenke sogleich nach Kairo zu reisen; du wirst hoffentlich meinen Entschluß nicht mißbilligen?" — "Nein, mein Sohn", antwortete die Königin, "ich habe nichts dagegen einzurwenden. Du stehst offenbar unter dem Schutze unseres großen Propheten, und er wird dich auf dieser Reise nicht umkommen lassen. Reise ab, sobald du willst. Ich werde mit Hilfe deiner Wesire die Regierungsgeschäfte besorgen." Der König ließ sogleich alle Vorbereitungen zur Reise treffen und nahm nur eine kleine Anzahl Sklaven mit.

Es begegnete ihm kein Unfall auf der Reise. Er kam in Kairo an und erkundigte sich sogleich nach Mobarek. Mau sagte ihm, er sei einer der reichsten Bürger in der Stadt, der wie ein großer Herr lebe, und sein Haus stehe vornehmlich für Fremde immer offen. Beyn ließ sich dahinführen und klopfte an die Türe; ein Sklave öffnete und sprach: "Was wünschst du und wer bist du?" — "Ich bin ein Fremder", antwortete der König, "ich habe von der Großmut des Herrn Mobarek gehört und komme, um bei ihm zu wohnen." Der Sklave bat ihn, einen Augenblick zu warten, dann ging er hin und meldete es



seinem Herrn, der ihm befahl, den Fremden eintreten zu lassen. Der Sklave kam wieder an die Türe und sagte zum König, er sei willkommen.

Beyn trat ein, ging durch einen großen Hof und gelangte in ein prächtig geschmücktes Zimmer, wo Mobarek ihn erwartete und sehr höflich empfing. Er dankte ihm für die Ehre, die ihm dadurch widerfahre, daß er bei ihm wohnen wolle. Der König erwiderte diese Höflichkeit und sagte dann zu Mobarek: „Ich bin der Sohn des verstorbenen Königs von Balsora und heiße Beyn Masnam.“ — „Dieser König“, sagte Mobarek, „war früher mein Herr, hatte aber, so viel ich weiß, keinen Sohn. Wie alt bist du?“ — „Zwanzig Jahre alt“, antwortete der Fürst. „Wie lange ist es, daß du den Hof meines Vaters verlassen hast?“ — „Beinahe zweiundzwanzig Jahre“, sagte Mobarek. „Aber wie willst du mich überzeugen, daß du sein Sohn bist?“ — „Mein Vater“, versetzte Beyn, „hatte unter seinem Kabinet ein unterirdisches Gemach, in welchem ich vierzig Porphyurnen, alle voll Gold, gefunden habe.“ — „Und was noch mehr?“ fragte Mobarek. — „Neun Fußgestelle von gediegenem Gold“, sagte der Fürst; „acht davon tragen diamantene Bildsäulen, auf dem neunten aber liegt ein Stück weißer Atlas, auf welches mein Vater geschrieben hat, was ich zu tun habe, um eine neunte Bildsäule zu erlangen, die noch kostbarer sei als die übrigen miteinander: du weißt den Ort, wo diese Bildsäule sich befindet, denn auf dem Atlas steht geschrieben, daß du mich dahinführen werdest.“

Er hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als Mobarek sich zu seinen Füßen warf und ihm zu wiederholten Malen die Hand küßte. „Gott sei gedankt!“ rief er aus, „daß er dich hierhergeführt hat! Ich erkenne dich als den Sohn des Königs von Balsora. Wenn du mit mir au den Ort gehen willst, wo die wunderbare Bildsäule ist, so will

ich dich dahinführen. Zuvor aber mußt du einige Tage hier ausruhen. Ich gebe heute den Großen von Kairo ein Festmahl, und wir waren eben bei Tisch, als man mir deine Ankunft meldete. Würdest du es wohl verschmähen, Herr, hereinzutreten und dich mit uns zu freuen?" — „Gewiß nicht", antwortete Zeyn, „ich nehme mit dem größten Vergnügen Anteil an deinem Festmahl." Bei diesen Worten führte ihn Mobarek in einen Kuppelsaal, wo sich die Gesellschaft befand. Er wies ihm einen Platz an der Tafel an und bediente ihn in eigener Person kniend. Die Großen von Kairo waren darüber sehr verwundert und sprachen leise untereinander: „Ei, wer mag doch wohl der Fremdling sein, den Mobarek mit solcher Ehrfurcht bedient?"

Nachdem sie gegessen, nahm Mobarek das Wort und sprach: „Ihr Großen von Kairo, wundert euch nicht, daß ich diesen jungen Fremdling auf diese Art bedient habe. Wißt, es ist der Sohn des Königs von Balsora, meines ehemaligen Herrn. Sein Vater kaufte mich für sein eigenes Geld. Er ist gestorben, ohne mir die Freiheit zu schenken; somit bin ich immer noch Sklave, und folglich gehört all mein Hab und Gut von Rechts wegen diesem jungen Fürsten, seinem einzigen Erben." Hier unterbrach ihn Zeyn mit den Worten: „O Mobarek, ich erkläre vor all diesen edlen Herren, daß ich dir in diesem Augenblick die Freiheit schenke, und daß ich sowohl dich selbst als alle deine Besitztümer von meinem Eigentum absondere. Überdies sag mir jetzt, womit ich dir einen Dienst erweisen kann." Mobarek küßte die Erde und bezeugte dem Fürsten großen Dank. Hierauf wurde Wein vorgesetzt: sie tranken den ganzen Tag, und am Abend wurden Geschenke an die Gäste ausgeteilt, ehe sie nach Hause gingen.

Den anderen Morgen sprach Zeyn zu Mobarek: „Ich habe jetzt genug ausgeruht, denn ich bin nicht nach Kairo gekommen, um lustig zu leben, sondern um die neunte Bildsäule zu erhalten. Es ist Zeit,

daß wir uns auf den Weg machen, um sie zu erobern.“ — „Herr“, antwortete Mobarek, „ich bin bereit, deinem Wunsche zu willfahren, aber du kennst die vielfachen Gefahren nicht, die mit der Eroberung dieser kostbaren Beute verknüpft sind.“ — „Ich fürchte keine Gefahr“, antwortete der Fürst, „und bin entschlossen, das Wagstück zu unternehmen. Ich will entweder meinen Zweck erreichen oder umkommen. Alles, was geschieht, kommt von Gott. Begleite mich nur und bleibe ebenso standhaft wie ich.“

Als Mobarek ihn entschlossen sah, rief er seiner Dienerschaft und befahl ihr, alle Anstalten zur Abreise zu treffen. Auf ihrer Reise bemerkten sie zahllose seltene und wunderbare Dinge. Sie ritten mehrere Tage, bis sie auf ein sehr anmutiges Gefilde kamen, wo sie abstiegen. Hier sprach Mobarek zu seinem Gefolge: „Bleibt an diesem Orte und habt genau auf unser Reisezeug acht, bis wir zurückkommen.“ Sodann sagte er zu Zeyn: „Komm, mein Herr, und laß uns allein fürbaß gehen. Wir sind nahe an dem schrecklichen Orte, wo die neunte Bildsäule verwahrt ist. Du wirst deines ganzen Mutes bedürfen.“

Bald gelangten sie ans Ufer eines großen Sees; Mobarek setzte sich hier nieder und sprach zu dem Fürsten: „Wir müssen über dieses Meer.“ — „Aber wie?“ fragte Zeyn, „wir haben ja kein Schiff.“ — „Du wirst im Augenblick eines erscheinen sehen“, antwortete Mobarek. „Das Zauberschiff des Königs der Geister wird kommen und uns abholen; vergiß aber ja nicht, was ich dir jetzt sage: Man muß ein tiefes Stillschweigen beobachten. Sprich kein Wort mit dem Fährmann. Wie seltsam dir auch seine Gestalt vorkommen und was du auch Außerordentliches bemerken magst, sprich keine Silbe: denn ich sage dir, beim ersten Wort, das von deinen Lippen kommt, wenn wir uns einmal eingeschifft haben, versinkt die Barke in den Fluten.“ —

„Ich werde zu schweigen wissen“, sagte der Fürst. „Du darfst mir nur sagen, was ich zu tun habe; ich werde allem genau nachkommen.“

Während er so sprach, bemerkte er auf einmal im See ein Schiff von rotem Sandelholz. Es hatte einen Mast von Zedernholz und eine Flagge von blauem Atlas. Darinnen war niemand als der Schiffer, dessen Kopf dem eines Elefanten glich, während sein übriger Leib der eines Tigers war. Als das Fahrzeug sich dem Prinzen und Mobarek genähert hatte, nahm der Fährmann einen um den anderen mit seinem Rüssel und stellte sie in sein Schiff. Sodann führte er sie in einem Augenblick nach der anderen Seite des Sees. Hier nahm er sie wieder mit seinem Rüssel, setzte sie ans Land und verschwand alsbald samt seiner Barke.

„Jetzt können wir sprechen“, sagte Mobarek. „Wir sind hier auf der Insel des Königs der Geister; es gibt keine ähnliche auf der ganzen Welt. Sieh dich einmal nach allen Seiten um, mein König; kannst du dir einen reizenderen Aufenthalt denken? Gewiß, dies ist ein wahres Abbild jenes wonnevollen Ortes, welchen Gott für die gläubigen Beobachter unseres Gesetzes bestimmt. Du siehst, wie die Gefilde mit Blumen und allen Arten von duftenden Kräutern geschmückt sind; bewundere diese schönen Bäume, deren Zweige sich unter ihren köstlichen Früchten bis zur Erde herabbeugen; erfreue dich der harmonischen Gesänge, womit tausend Vögel von unbekannten Gattungen die Luft erfüllen.“ Beyn konnte nicht müde werden, die Schönheit der ihn umgebenden Dinge zu betrachten, und je weiter er auf der Insel fortging, desto mehr Wunderbares bemerkte er.

Endlich gelangten sie zu einem Palast von feinen Smaragden, umgeben von einem breiten Graben, auf dessen Rande in abgemessenen Zwischenräumen hohe Bäume standen, die mit ihrem Schatten den ganzen Palast bedeckten. Gegenüber von der Thür, die von gediegenem







Golde war, befand sich eine Brücke, die aus einer einzigen Fischechuppe bestand, dabei aber wenigstens sechs Klafter lang und drei Klafter breit war. Vorn an der Brücke sah man eine Schar Geister von ungeheurer Größe, die mit dicken Keulen aus chinesischem Stahl den Eingang in das Schloß verteidigten.

„Wir wollen nicht weiter vorrücken“, sagte Mobarek; „diese Geister würden uns totschlagen, und wenn wir sie verhindern wollen, zu uns zu kommen, so müssen wir sie beschwören.“ Mit diesen Worten zog er aus seinem Beutel, den er unter seinem Rock hatte, vier Streifen gelben Taft hervor. Mit dem einen umwand er seinen Gürtel und den zweiten heftete er auf seinen Rücken; die beiden anderen gab er dem König, der denselben Gebrauch davon machte. Danach breitete Mobarek zwei große Tischtücher auf der Erde aus, und auf den Rand derselben legte er einige Edelsteine mit Mosechus und Ambra. Sodann setzte er sich auf eines der Tücher und bat Beyn, sich auf das andere zu setzen. Hierauf sprach Mobarek also zu dem König: „Herr, ich werde jetzt den König der Geister beschwören, der diesen Palast hier bewohnt. Gott gebe, daß er ohne Zorn zu uns komme! Ich gestehe, daß mir wegen des Empfanges bange ist! Wenn unsere Ankunft auf seiner Insel ihm mißfällt, so wird er uns in Gestalt eines abscheulichen Ungeheuers erscheinen; heißt er aber deine Absicht gut, so wird er sich in Gestalt eines freundlichen Mannes zeigen. Sobald er vor uns tritt, mußt du aufstehen und ihn begrüßen, ohne von deinem Tuche hinwegzutreten; denn wenn du es verlässest, bist du ein Kind des Todes. Dann sprich zu ihm: ‚Gewaltiger Beherrscher der Geister! Mein Vater, der dein Diener war, ist von dem Engel des Todes hinweggeführt worden. Möchtest du mich in deinen Schutz nehmen, wie du meinen Vater immer beschützt hast!‘ Wenn dich dann“, fuhr Mobarek fort, „der Geisterkönig fragt,

welche Gnade du von ihm erbittest, so antworte: „Herr, ich bitte dich untertänigst, mir die neunte Bildsäule zu schenken.“

Nachdem Mobarek auf diese Weise den König Zeyn unterrichtet hatte, fing er seine Beschwörungen an. Als bald wurden die Augen von einem langen Blitze geblendet, auf den ein Donnerschlag folgte. Die ganze Insel hüllte sich in dichte Finsternis. Es erhob sich ein fürchterlicher Sturm und hierauf hörte man einen entsetzlichen Schrei. Die Erde erzitterte und man verspürte ein Erdbeben, ähnlich dem, das der Engel am Tage des Gerichts erregen wird.

Dem König Zeyn war nicht ganz wohl zumute; er hielt dieses Getöse für eine sehr schlimme Vorbedeutung, aber Mobarek, der besser wußte, was davon zu halten war, fing an zu lächeln und sagte zu ihm: „Beruhige dich, mein Fürst, es geht alles gut.“ Wirklich erschien in demselben Augenblick der Geisterkönig in Gestalt eines schönen Mannes. Gleichwohl hatte er immerhin etwas Wildes in seinem Wesen.

Sobald der König Zeyn ihn bemerkte, begrüßte er ihn auf die Art, die Mobarek ihm angegeben hatte. Der Geisterkönig antwortete lächelnd: „Mein Sohn, ich liebte deinen Vater, und so oft er kam, mir seine Ehrfurcht zu bezeigen, schenkte ich ihm eine Bildsäule, die er nach Hause nahm. Auch dir bin ich nicht minder gewogen. Ich nöthigte deinen Vater einige Tage vor seinem Tode, das zu schreiben, was du auf dem weißen Atlas gelesen hast. Ich versprach ihm, dich unter meinen Schutz zu nehmen und dir die neunte Bildsäule zu schenken, deren Schönheit die anderen bei weitem überstrahlt. Schon habe ich angefangen, mein Versprechen zu erfüllen, denn ich bin es, den du im Traum in Gestalt eines Greises gesehen hast. Ich habe dich die unterirdischen Gemächer mit den Urnen und Bildsäulen entdecken lassen. Ich habe großen Theil an allem, was dir begegnet ist, oder vielmehr, ich

bin die Ursache davon. Ich weiß, was dich hierhergeführt hat, und dein Wunsch soll erfüllt werden. Hätte ich auch deinem Vater nicht versprochen, es dir zu schenken, so würde ich es dir selbst gern zu Gefallen tun. Zuvor aber mußt du mir bei allem, was einen Eid unversehentlich macht, schwören, daß du wieder auf diese Insel kommen und mir das schönste und tugendhafteste Mädchen, das du finden kannst, bringen willst."

Benj leistete den geforderten Eid. „Aber, Herr“, sagte er hierauf, „wenn ich nun auch so glücklich bin, eine solche Jungfrau zu sehen, wie du sie von mir verlangst, woran soll ich erkennen, daß ich sie gefunden habe?“ — „Ich gestehe“, antwortete der König der Geister lächelnd, „daß dich der Anschein täuschen könnte. Diese Kenntniss ist den Söhnen Adams nicht gegeben, auch bin ich keineswegs gesonnen, mich hierin ganz dir anzuvertrauen. Ich werde dir einen Spiegel geben, der zuverlässiger ist als deine Vermutung. Sobald du eine Jungfrau siehst, die du für schön und gut hältst, brauchst du nur in diesen Spiegel zu schauen. Es ist das Mittel, die Wahrheit zu entdecken. Ist deine Vermutung richtig, so wird das Glas rein und klar bleiben; wenn dagegen das Glas sich trübt, so hast du dich geirrt.“

Hierauf gab ihm der Geisterkönig einen Spiegel und sagte: „Mein Sohn, du kannst zu mir kommen, wann es dir beliebt. Hier ist der Spiegel, dessen du dich bedienen mußt.“ Benj und Mobarek verabschiedeten sich und wandelten dem See zu. Der elefantenköpfige Fährmanu kam mit der Barke zu ihnen und führte sie auf dieselbe Art wieder hinüber, wie er sie hergebracht hatte. Sie begaben sich wieder zu ihrem Gefolge und kehrten nach Kairo zurück.

Der König Alasnam ruhte einige Tage bei Mobarek aus; darnach sprach er zu ihm: „Laß uns nach Bagdad gehen und für den König der Geister ein Mädchen suchen.“

Sie reisten nun nach Bagdad und mieteten dort einen prächtigen Palast in einer der schönsten Gegenden der Stadt. Sie lebten herrlich und in Freuden, hielten offene Tafel, und wenn alle Gäste im Palast genug gegessen hatten, wurde das übrige den Derwischen gebracht, die sich dabei gute Lage machten.

Nun wohnte in diesem Stadtviertel ein Imam, Namens Bubeikir Mnezin, ein eitler, hochmütiger und neidischer Kamerad. Er haßte alle reichen Leute, bloß weil er arm war. Sein Elend machte ihn bitter gegen wohlhabendere Nebenmenschen. Dieser hörte auch von Zeyn Masnam und dem Überflusse sprechen, der bei ihm herrschte. Mehr branchte es nicht für ihn, um seinen Haß auf diesen Fürsten zu werfen. Er trieb die Sache so weit, daß er einmal in seiner Moschee und nach dem Abendgebet zu dem Volke sprach: „Liebe Brüder, ich habe gehört, daß ein Fremder sich in unserem Stadtviertel einquartiert hat, der täglich unermessliche Summen verschwendet. Wer weiß, ob dieser Unbekannte nicht vielleicht ein Verbrecher ist, der in seinem Lande dies viele Geld zusammengestohlen hat und nun in diese große Stadt kommt, um sich gütlich zu tun? Laßt uns auf der Hut sein, liebe Brüder. Wenn der Kalif erfährt, daß ein solcher Mann in unserem Viertel wohnt, so könnte er uns leicht bestrafen, weil wir ihn nicht davon benachrichtigt haben. Ich für meine Person erkläre euch, daß ich meine Hände in Unschuld wasche, und wenn ein Unglück daraus entsteht, so ist es nicht meine Schuld.“ Das Volk, das in der Regel leicht beweglicher Natur ist, rief dem Redner einstimmig zu: „Das ist deine Sache, Imam, zeige es der Behörde an!“ Hierauf ging der Imam zufrieden nach Hause und schickte sich an, eine Schrift aufzusetzen, die er am anderen Tage dem Kalifen überreichen wollte.

Über Mobarek, der dem Gebete angewohnt und wie die anderen die

Rede des Geistlichen gehört hatte, band fünfhundert Goldstücke in ein Tuch, packte mehrere Seidenstoffe zusammen und ging damit zu Bubekir. Der Imam fragte ihn in barschem Ton, was sein Begehr sei. „Großer Lehrer“, antwortete ihm Mobarek mit freundlichem Tone, indem er ihm das Gold und die Seidenstoffe in die Hand drückte, „ich bin dein Nachbar und Diener. Der König Zeyn, der in diesem Viertel wohnt, schickt mich zu dir. Er hat gehört, was für ein ausgezeichnete Mann du bist, und mich beauftragt, dir zu sagen, daß er deine Bekanntschaft zu machen wünsche. Einstweilen bittet er dich, dies kleine Geschenk anzunehmen.“ Bubekir war außer sich vor Freude und antwortete Mobarek: „Ich ersuche dich, lieber Herr, bitte den König um Verzeihung für mich. Ich bin ganz beschämt, ihn noch nicht besucht zu haben, aber ich will meinen Fehler wieder gutmachen und gleich morgen ihm meine Ehrfurcht bezeigen.“

Am anderen Tage sagte er nach dem Abendgebet zum Volke: „Ihr wißt, liebe Brüder, kein Mensch ist ohne Feinde. Der Neid tastet vornehmlich diejenigen an, die großes Vermögen haben. Der Fremdling, von dem ich euch gestern abend sagte, ist kein Bösewicht, wie übelwollende Lente mich bereden wollten, sondern ein junger Fürst, der tausend Tugenden besitzt. Hüten wir uns wohl, dem Kalifen einen nachtheiligen Bericht über ihn zu hinterbringen.“

Nachdem Bubekir durch diese Rede die schlechte Meinung, die er tags zuvor dem Volke in betreff Zeyns beigebracht, wieder ausgelöscht hatte, ging er nach Hause, zog seine Feierkleider an und besuchte den jungen König, der ihn sehr huldvoll empfing. Nach mehreren Komplimenten von beiden Seiten sagte Bubekir zu dem König: „Herr, gedenkst du lange in Bagdad zu bleiben?“ — „Ja“, antwortete Zeyn, „so lange, bis ich das schönste und tugendhafteste Mädchen gefunden habe.“ — „Ein solches ist schwer zu finden“, versetzte der Imam, „und ich würde

sehr fürchten, daß deine Nachforschungen vergeblich sein würden, wenn ich nicht wüßte, wo ein Mädchen von diesen Eigenschaften zu finden ist. Ihr Vater war ehemals Wesir, aber er hat den Hof verlassen und lebt seit langer Zeit in einem abgelegenen Hause, wo er sich gänzlich der Erziehung seiner Tochter widmet. Wenn du willst, Herr, so gehe ich hin und halte für dich um sie an. Ich zweifle nicht, daß er mit Vergnügen einen Schwiegersohn von deinem Rang annehmen wird." — „Nicht zu rasch“, versetzte der König; „ich will dieses Mädchen nicht heiraten, bevor ich mich überzeugt habe, daß sie für mich paßt. Ich muß sie von Angesicht sehen, mehr verlange ich nicht, um mich zu entschließen.“ — „Demnach scheinst du dich gut auf Gesichter zu verstehen?“ versetzte der Imam lächelnd. „Nun gut, gehe mit mir zu ihrem Vater, ich will ihn bitten, daß er sie dich in seiner Gegenwart auf einen Augenblick sehen läßt.“ Muezin führte den König zu dem Wesir, der nicht sobald von dem Rang und der Absicht Beyns gehört hatte, als er seine Tochter kommen ließ und ihr befahl, den Schleier abzunehmen. Der junge König von Balsora hatte noch nie eine so vollendete und reizende Schönheit gesehen. Er war ganz geblendet, und sobald er die Probe anstellen konnte, zog er seinen Spiegel hervor, und siehe da, das Glas blieb rein und hell. Als er nun sah, daß er endlich eine Jungfrau gefunden habe, wie er sie wünschte, bat er den Wesir um ihre Hand. Sogleich wurde nach dem Kadi geschickt; er kam, setzte den Heiratsvertrag auf und verrichtete das gebräuchliche Gebet. Nach dieser Zeremonie führte Beyn den Wesir in sein Haus, wo er ihn prächtig bewirtete und ihm ansehnliche Geschenke machte. Der Braut schickte er durch Mobarek einen reichen Juwelenschmuck, und dieser führte sie in sein Haus, wo die Hochzeit mit aller dem Range Beyns angemessenen Pracht gefeiert wurde. Als die Gäste sich entfernt hatten, sagte Mobarek zu seinem







Gebieter: „Auf, Herr, laß uns nicht länger in Bagdad verweilen, sondern nach Kairo zurückkehren. Gedenke des Versprechens, das du dem König der Geister gegeben hast.“ — „Allerdings, wir wollen abreisen“, antwortete der König, „ich muß mein Wort getreulich erfüllen. Gleichwohl kann ich nicht leugnen, mein lieber Mobarek, daß es mir sehr schwer ankommt, dem Geisterkönig zu gehorchen. Die Jungfrau, die ich geheiratet habe, ist bezaubernd schön, und ich hätte fast Lust, sie nach Balsora zu führen und auf den Thron zu setzen.“ — „Ach, Herr“, antwortete Mobarek, „halte dem König der Geister Wort, es kostet dich sonst dein Leben.“

Mobarek ließ Anstalten zur Abreise machen; sie gingen nach Kairo zurück und nahmen von dort den Weg nach der Insel des Geisterkönigs. Als sie dort waren, sprach die Jungfrau, welche die ganze Reise in der Cänste gemacht und den König seit dem Hochzeitstage nicht wieder gesehen hatte, zu Mobarek: „Wo sind wir? Werden wir nicht bald in den Staaten meines königlichen Gemahls anlangen?“ — „Herrin“, antwortete Mobarek, „es ist Zeit, daß ich dir die Augen öffne. Der König Beyn hat dich nur geheiratet, um dich aus dem Hause deines Vaters zu bekommen. Nicht um dich zur Beherrscherin von Balsora zu machen, hat er dir seine Hand gegeben, sondern um dich dem König der Geister zu überliefern, der ein Mädchen deiner Art von ihm verlangt hat.“ Bei diesen Worten fing sie an bitterlich zu weinen, so daß der König und Mobarek über die Massen gerührt wurden. „Habt Mitleid mit mir“, sagte sie zu ihnen, „ich bin eine Fremde, ihr werdet eure Verrätereie an mir vor Gott verantworten müssen.“

Vergeblich waren ihre Tränen und Klagen. Sie wurde dem König der Geister vorgestellt, der sie mit forschenden Blicken betrachtete und dann also zu Beyn sprach: „Ich bin mit dir zufrieden, Fürst, daß du

so treu dein Wort gehalten hast. Kehre jetzt in deine Staaten zurück, und wenn du das unterirdische Gemach mit den acht Bildsäulen betrittst, so wirst du darin die neunte finden, die ich dir versprochen habe. Ich werde sie durch meine Geister dahin bringen lassen." Zeyn dankte dem König und reiste mit Mobarek nach Kairo zurück, hielt sich aber nicht lange in dieser Stadt auf, denn er brannte vor Ungeduld, die neunte Bildsäule zu sehen. Dabei konnte er nicht umhin, oft an die Jungfrau zu denken, die er geheiratet hatte; er machte sich Vorwürfe, daß er sie betrogen und betrachtete sich als die Ursache und das Werkzeug ihres Unglücks. „Ach“, sprach er bei sich selbst, „ich habe sie aus den Armen ihres zärtlichen Vaters gerissen, um sie einem Geiste zu opfern. O Schönheit sondergleichen, du hattest ein besseres Schicksal verdient!“

Unter solchen Gedanken kam der König Zeyn endlich nach Balsora, wo seine Untertanen die Rückkehr ihres Fürsten mit großen Freudenfesten feierten. Er ging sogleich zur Königin, seiner Mutter, um ihr von seiner Reise Bericht abzustatten, und sie war sehr erfreut zu vernehmen, daß er die neunte Bildsäule erhalten habe. „Komm, mein Sohn“, sprach sie, „daß wir sie sehen, denn sie ist ohne Zweifel in dem unterirdischen Gemach, da der König der Geister dir gesagt hat, du werdest sie dort treffen.“ Der junge König und seine Mutter stiegen, voll Ungeduld, diese Säule zu sehen, in das unterirdische Gemach hinab und traten in das Zimmer, wo die Säulen standen; aber wie groß war ihr Erstannen, als sie statt der diamantenen Säule auf dem neunten Fußgestell ein Mädchen von ausgezeichneter Schönheit erblickten, die der Prinz sogleich als diejenige erkannte, welche er auf die Geisterinsel geführt hatte! „Mein König“, sprach die Jungfrau zu ihm, „du erwartetest etwas Kostbareres zu sehen als mich und bereuest jetzt ohne Zweifel, daß du dir so viele Mühe gegeben hast. Du

hatteſt eine ſchönere Belohnung gehofft!“ — „Nein, meine Geliebteſte“, antwortete Zeyn, „Gott iſt mein Zeuge, daß ich mehr als einmal im Begriff war, dem Geiſterkönig mein Wort zu brechen und dich mir zu erhalten. Wie koſtbar auch eine diamantene Säule ſein mag, ſo iſt ſie doch nichts gegen das Glück, dich zu beſitzen. Ich liebe dich mehr als alle Diamanten und alle Reichthümer von der Welt.“

Während er ſo ſprach, hörte man einen Donner, von dem das unterirdiſche Gemach erbebte. Zeyns Mutter erſchrak, aber nun erſchien der Geiſterkönig und beruhigte ſie. „Herrin“, ſprach er zu ihr, „dein Sohn ſteht in meinem Schutze, ich liebe ihn. Ich habe ſehen wollen, ob er ein Mann iſt, der ſein Wort hält und eigennützige Wünſche unterdrückt. Er hat die Probe beſtanden. Hier iſt die neunte Bildsäule, die ich ihm beſtimmt habe; ſie iſt ſeltener und koſtbarer als alle die anderen.“ Dann wandte er ſich zu dem König und ſagte: „Lebe glücklich mit dieſer jungen Frau und ſei ein Vater deiner Untertanen! Lebe und herrſche lange Zeit, glücklich und beglückt wie dein von mir geliebter Vater!“ Mit dieſen Worten verſchwand der Geiſterkönig, und Zeyn, entzückt über ſeine Braut, ließ ſie noch am ſelben Tage als Königin von Baſſora anrufen.







	zu Seite	Seite
16. Ali Baba kehrt in die Stadt zurück. . . . .	198	(193)
17. Cassim und seine Frau. . . . .	200	(209)
18. Cassim in der Räuberhöhle. . . . .	202	(225)
19. Morgiane und Baba Mustapha . . . . .	212	(241)
20. Baba Mustapha wird in Cassims Haus geführt. . . . .	212	(249)
21. Der erste Räuber macht sich auf den Weg . . . . .	216	(257)
22. Der Räuberhauptmann vor Ali Babas Haus . . . . .	224	(273)
23. Morgiane gießt siedendes Öl in die Schläuche . . . . .	230	(289)
24. Morgiane hält Wache . . . . .	231	(305)
25. Morgianes Tanz . . . . .	245	(313)
26. Piruza in der Verbannung . . . . .	266	(321)
27. Godabad kämpft mit dem Riesen. . . . .	272	(337)
28. Die Prinzessin von Deryabar und Godabad . . . . .	272	(353)
29. Die Stadt Deryabar . . . . .	278	(369)
30. Der Vater der Prinzessin sieht ein Licht in der Nacht . . . .	279	(377)
31. Die Prinzessin leidet Schiffbruch . . . . .	283	(385)
32. Die Hofleute des jungen Königs finden die Prinzessin . . .	284	(401)
33. Die Prinzessin von Deryabar . . . . .	287	(417)
34. Der Wundarzt und die Prinzessin finden Godabad nicht mehr	292	(433)
35. Der Wundarzt und die Prinzessin auf der Reise . . . . .	293	(441)
36. Der König führt die Prinzessin zu Piruza . . . . .	298	(449)
37. Leichenfeier zu Ehren Godabads . . . . .	299	(465)
38. Die Hofleute verlachen den Indier . . . . .	430	(481)
39. Das Zauberpferd senkt sich zur Erde . . . . .	440	(497)
40. Der schlafende Wächter . . . . .	443	(505)
41. Die Sklavin ruft den obersten Hauptmann . . . . .	445	(513)
42. Der König sieht dem Kampfe zu . . . . .	447	(529)
43. König Saburs Schloß . . . . .	448	(545)
44. Der Prinz und die Prinzessin im königlichen Garten. . . . .	454	(561)
45. Die Ärzte beraten über die Krankheit . . . . .	461	(569)
46. Der Prinz sucht seine Braut . . . . .	462	(577)
47. Die Prinzessin singt unter Tränen . . . . .	467	(593)
48. Das Gastmahl bei Sindbad . . . . .	477	(609)
49. Manar Alnisa schmückt sich zur Hochzeit . . . . .	552	(625)
50. Der Traum des Königs . . . . .	612	(633)



